Die Begründung

des

Deutschen Reiches

durch

Wilhelm I.

Fünfter Band.

Die Begründung

des

Deutschen Reiches

durch

Wilhelm I.

Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten

von

Heinrich von Sybel.

Fünfter Band.

Pax quaeritur bello.

Oliver Cromwell.

München und Leipzig 1889.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Papier der
München-Dachauer Actiengesellschaft für Maschinenpapier-Fabrikation.

Inhalt des fünften Bandes.

Siebenzehntes Buch.

Krieg in Norddeutschland und Italien.

1. Capitel.

Die Feldzugspläne.

Zu der Überstürzung, mit welcher der österreichische Ministerrath Ende Mai den Beginn des Krieges mit Preußen herbeiführte, bildete die vorsichtige Bedachtsamkeit der militärischen Leitung einen auffallenden Contrast. Es wiederholte sich hier genau, was 1859 für Österreich verhängnißvoll geworden war: die Politiker der Staatskanzlei hatten jähzornig und rathlos die diplomatischen Fäden zerrissen, ehe die verantwortlichen Officiere zum Losschlagen bereit oder geneigt waren. Allerdings hatten Frank's und Henikstein's Rüstungen, wie wir sahen, die Katastrophe beschleunigt; angerathen aber hatte dieselben der Kriegsminister wie der Generalstabschef durchaus im Sinne der Vertheidigung, im Grunde also im Sinne des Friedens. Wer zum Kriege drängte, war jene Gruppe der Minister: Belcredi, Larisch, Esterhazy, die für ihr feudal-klericales System Alles an Alles setzten, und die großdeutschen Fanatiker der Staatskanzlei: Meysenbug, Biegeleben, Max Gagern, welchen die Erhöhung des protestantischen Preußenkönigs als der Triumph aller höllischen Mächte erschien. In der Armee war von solchen Stimmungen nicht viel zu spüren.

Wohl war die verunglückte Kameradschaft von 1864 in einen soldatischen Zorn gegen den preußischen Übermuth umgeschlagen, sonst aber befaßte sich das kaiserliche Officierscorps nicht mit Politik, und war weder liberal, noch klerical, sondern schlechtweg kaiserlich. Bei dem Herandrohen des Krieges freuten sich, wie überall in solcher Lage, die jüngeren Officiere auf Ruhm und Ehre, Feldzulage und Avancement; unter den vornehmen Generalen gab es Manche, welchen der Oberbefehl des bürgerlichen und protestantischen Benedek nicht gerade angenehm war, immer aber waren sie entschlossen, ihre Schuldigkeit zu thun, und getrauten sich, alle Feinde des Kaiserstaats zu Boden zu werfen. Aber gerade an der höchsten Stelle, im Hauptquartier, war die Siegessicherheit nicht groß. Feldzeugmeister Benedek war durch soldatische Tüchtigkeit von der niedersten bis zur höchsten Stufe emporgestiegen. Nach einer Reihe glänzender Thaten in untergeordneter Stellung war er 1859 der Einzige gewesen, welcher bei Solferino glücklich gefochten, und erfreute sich seitdem einer solchen Popularität, daß er jetzt dem Kaiser von der öffentlichen Meinung als Oberfeldherr beinahe aufgenöthigt worden war. Als er im Mai in Wien anlangte, strömte ihm der Jubel der Volksmassen, wo er sich zeigte, entgegen: nur ihm selbst war nicht wohl bei der großen Aufgabe, die er übernehmen sollte. Er war ein gewissenhafter, verständiger und gebildeter Mann, welcher über seine Verhältnisse und seine Kräfte nachgedacht hatte, ein Kriegsmann von unbedingter Kühnheit, zu jedem Wagniß bereit, wohin ihn auch seine Vorgesetzten berufen mochten. War die Aufgabe einmal gestellt, war ihm der Befehl gegeben, so trotzte er mit eisernem Willen jeder Gefahr, und pries dann bescheiden sein Soldatenglück, das ihm wieder einmal

treu geblieben sei. Aber zum leitenden Feldherrn fehlte ihm Eines, die Schnelligkeit des Entschlusses. Die Kriegskunst, hatte der erste Napoleon gesagt, ist eine Sache des Tactes. Eine Sache also der intuitiven Kraft, in jedem Augenblick die Dinge und die Menschen zu sehen, wie sie sind, und danach mit plötzlichem Entschlusse zu handeln. Benedek war ein fester, aber ein langsamer Geist. Sollte er nicht ausführen, was ein Anderer befohlen, sollte er selbst die höchste Entscheidung geben, so mußte er sich Schritt auf Schritt zur klaren Anschauung durcharbeiten; er zweifelte, befahl, verbesserte oder widerrief den Befehl. Von dieser Schranke seiner Fähigkeit hatte er selbst ein klares Bewußtsein. Er kam eines Tags zu Mensdorff, und berichtete ihm, er sei so eben beim Kaiser gewesen, um den Herrn zu bitten, ihm das Obercommando abzunehmen. An der Spitze einer Division werde er leisten, was menschenmöglich sei, aber eine große Armee in einem ihm unbekannten Lande zu führen, gehe über seine Kräfte. Der Kaiser habe ihm widersprochen, und endlich erklärt, Benedek müsse es thun, Er (der Kaiser) habe keinen Andern. Nichts habe ihn tiefer getroffen, sagte der General dem Minister, als dieses Wort des Kaisers, daß Österreich überall keinen bessern Feldherrn als ihn besitze[1]); gewiß werde er gehorchen, bitte aber den Minister, wenn irgend möglich, den Kaiser zu einer andern Ansicht zu bringen.

Als im Anfang April Österreich die ersten Schritte zu seinen Rüstungen that, Graf Mensdorff aber fort und fort

[1]) Gramont p. 262. Der Gewährsmann ist freilich äußerst unzuverlässig, wo es sich um preußische Dinge handelt. Indessen paßt diese Mittheilung zu Allem, was sonst über Benedek bekannt geworden ist, und macht dem unglücklichen General die höchste Ehre.

die Gefahren jeder aggressiven Maaßregel betonte, hatte der zum Chef der Operationskanzlei ernannte General Krismanic den Auftrag erhalten, für den Kriegsfall einen Feldzugsplan auszuarbeiten. Wir rüsten, sagte er, nach diesen Voraussetzungen, weil wir einen preußischen Angriff in naher Zeit erwarten, selbst aber nicht angreifen wollen: also ist unsere erste Aufgabe, eine zu fester Vertheidigung geeignete Stellung für unsere Armee auszusuchen. Daran schloß sich als zweiter Erwägungsgrund die Thatsache, daß Preußen viel schneller mobilisiren könne als Österreich, mithin die Gefahr vorliege, daß die österreichische Armee in unfertigem Stande von dem feindlichen Angriffe überrascht werde. Die Folgerung war, daß ihr Sammelplatz für einen plötzlichen Vorstoß des Gegners nicht zu leicht erreichbar sein dürfe, und einen festen Stützpunkt ersten Ranges erhalten müsse. So ergab sich der Schluß, die Armee sei nicht in Böhmen, sondern in Mähren, und zwar in der Nähe des großen Waffenplatzes Olmütz, aufzustellen, mit Ausnahme des ersten, in Böhmen garnisonirenden Corps, welches die dortigen Grenzen zu beobachten, und nach Umständen sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen habe. Die Denkschrift des Generals Krismanic erwog dann eine Reihe von Möglichkeiten, welche je nach dem Angriffsverfahren des Gegners für die Vertheidigung eintreten könnten: wir brauchen darauf nicht näher einzugehen, da zwar viele sonstige Fälle darin berücksichtigt waren, nur nicht der eine, welcher sich später verwirklichte.

Dieser Plan wurde indessen genehmigt; erst bei Olmütz sollte durch eine große Defensivschlacht mit der eignen Gesammtkraft gegen die Gesammtkraft des Feindes die Entscheidung des Feldzugs herbeigeführt werden. Damals, Anfang April, als der

Plan entstand, ließ sich Vieles dafür sagen, denn wenn Preußen schon in dieser Zeit sein Heer mobil machte, konnte sein Angriff drei Wochen vor der Vollendung der österreichischen Rüstung erfolgen. Wie wir wissen, geschah dies aber nicht; Preußen verfügte seine Mobilmachung nicht Anfang April, sondern erst zwischen dem 3. und 12. Mai, und hatte jetzt seinerseits große Mühe, den von Österreich gewonnenen Vorsprung wieder einzuholen. Da dies in Wien und Olmütz hinlänglich bekannt war, so hätte, scheint es, kein Gedanke näher gelegen, als die Verlegung des Sammelplatzes der Armee aus Mähren nach Böhmen, sei es nur zur Deckung dieses wichtigen Landes, sei es bei größerem Selbstvertrauen zu einer aussichtsreichen Offensive gegen Schlesien oder Brandenburg. Wäre dieser Entschluß um die Mitte des Mai gefaßt worden, so hätte vier Wochen später die Armee eben so leicht in Nordböhmen wie bei Olmütz versammelt sein können[1]: wie wichtig dies für ihre weitern Operationen gewesen wäre, werden wir weiter unten aus der zuverlässigsten Quelle, aus den Erwägungen ihrer Gegner erfahren.

Allein ein solcher Beschluß wurde nicht gefaßt; es blieb für's Erste bei der Olmützer Defensivstellung, wo sich denn allmählich sechs Armeecorps (das zweite unter Graf Thun, das dritte unter Erzherzog Ernst, das vierte unter Graf Festetics, das sechste unter Baron Ramming, das achte unter Erzherzog Leopold, das zehnte unter Baron Gablenz) sammelten, während drei Reiterdivisionen ebenfalls in Mähren lagerten, eine vierte aber nach Österreichisch-Schlesien vorgeschoben wurde. Das erste Armeecorps unter Graf Clam-Gallas in Böhmen wurde durch den Zuzug der Reiterdivision Edelsheim

[1]) Österreichs Kämpfe I, 161.

und der aus Holstein zurückkehrenden Brigade Abele auf die Stärke von 41 000 Mann gebracht. Die Gesammtsumme dieser Streitmacht stellte sich nach den Etats auf 238 000 Mann[1]), zu welchen weiterhin noch das sächsische Armeecorps mit 23 000 Mann hinzutrat. Dies waren imposante Zahlen, und hingebender Muth und ritterliche Tapferkeit des Einzelnen waren bei allen Waffengattungen reichlich vorhanden. Sonst aber hatte Benedek vielfache Wahrnehmungen zu machen, welche nicht geeignet waren, die Hoffnung auf glänzende Erfolge zu stärken[2]). Die Finanznoth des Reiches hatte in den letzten Jahren zu unzulänglicher Recrutirung, so wie zu erheblichen Beurlaubungen auch vom Friedensstande fortdauernd genöthigt, so daß beim Herandrohen des Krieges nachträgliche Aushebungen zur Füllung der Cadres nöthig wurden, daß überhaupt ein großer Theil, vielleicht die Hälfte der Truppe, kaum ein Jahr unter der Fahne zugebracht, und sich also nur oberflächlich in den festen Zusammenhang der Truppenkörper, die Gewohnheit des unbedingten Gehorsams und die Sicherheit der militärischen Leistung eingelebt hatte. Gesteigert wurde der Übelstand durch den Mangel an tüchtigen Unterofficieren, weil die Geldmittel zur Anwerbung brauchbarer Kräfte fehlten, und man demnach mit wenig befähigten Leuten, z. B. Mitgliedern der Musikbanden, vorlieb nehmen mußte. Während dann in Preußen der Reservist nach dreijährigem Dienste in festen Zeiträumen zu kurzen Übungen mit rascher Wiederholung des militärischen Lernstoffes einberufen wurde, hatte man in Österreich auch hiefür die Kosten

[1]) Österreichs Kämpfe, III, 1.

[2]) Über die folgenden Angaben vgl. J. N., Rückblicke auf den Krieg von 1866, S. 321 und 331, so wie Nebel von Chlum, S. 33 ff.

erspart, so daß mancher ausgediente Mann wieder auf die Stufe des rohen Recruten zurückgesunken war. Das Alles aber geschah bei einem Mannschaftsstande, welcher ganz und gar aus den niedersten Schichten der Bevölkerung, und großen Theils aus Völkerschaften mit kaum begonnener Cultur hervorging, aus Landschaften, wo weit und breit nicht die Spur eines Schulunterrichts anzutreffen, und noch weniger, um mit Liebig zu reden, die Seife als Maaßstab der Bildung anerkannt war. So wenig der gemeine Soldat ein gelehrter Mann zu sein braucht, so vortheilhaft ist es für die Armee, wenn er die Kunst des Lesens und Schreibens versteht und noch mehr, wenn auch in seinen Reihen eine gewisse Anzahl höher gebildeter Elemente sich vorfindet. In diesen Beziehungen stand nun die österreichische Truppe bei Weitem hinter der preußischen zurück, und nimmt man dies zusammen mit den oben erwähnten Mängeln der Organisation, so liegen die Gründe für eine überlegene Solidität und Manövrirfähigkeit der preußischen Bataillone vor Augen. Benedek that, was er konnte, für die Heilung der Schäden, kam aber nicht über die Einschärfung der Kasernen-Reglements, der Subordination und der Reinlichkeit, hinaus. An die Einführung einer neuen Gefechtstaktik, so nöthig eine solche gegenüber der preußischen Zündnadel auch gewesen wäre, konnte in diesen letzten Augenblicken nicht mehr gedacht werden; auch ist, so viel wir wissen, davon nicht die Rede gewesen. Seit dem Kriege von 1859 hatten die Franzosen mit lautem Nachdruck von dem Alles entscheidenden Ungestüm ihrer Bajonettangriffe geredet; hatte doch schon Carnot das Bajonett die ächte Waffe der Republikaner genannt, und bald nachher auch Suwaroff erklärt: die Flinte ist ein Thor, das Bajonett

ist ein ganzer Mann. Daraus ergab sich die Regel möglichst wuchtiger Massenangriffe, und man blieb um so ruhiger bei diesem System, als im Verlaufe des letzten dänischen Kriegs die preußische Truppe nur bei einem einzigen kleinen Gefechte Gelegenheit gehabt hatte, die mörderische Wirkung ihres Feuers auf geschlossene Massen wahrnehmbar zu machen.

Was aber vor Allem den österreichischen Feldherrn für jetzt in seiner defensiven Stellung festhielt, war der Umstand, daß trotz des frühern Beginns der Rüstungen jetzt nach acht Wochen zwar alles Erforderliche längst verfügt, in Wirklichkeit aber nach löblichem Brauche vieles Wichtige nicht fertig war. Inmitten der fruchtbarsten Provinzen des eignen Landes war die Ernährung und Verpflegung der Truppen noch mangelhaft organisirt, und gleich bei den ersten größern Märschen die Soldaten empfindlichem Mangel ausgesetzt. Sodann aber blieb auch der wirkliche Mannschafts-Bestand hinter der etatsmäßigen Stärke erheblich zurück, so daß noch am 16. Juni die Armee bei Olmütz statt 197 000 erst 174 000 Mann Infanterie zählte, und Benedek, welcher nach den ihm vorliegenden unvollständigen Rapporten sogar nur über 158 000 verfügen zu können glaubte, demnach bei dem preußischen Gegner eine Übermacht von mehr als 40000 Mann vermuthete. Er schaute also mit nicht geringer Sorge nach Verstärkung aus, und hatte den lebhaften Wunsch, von den Streitkräften der deutschen Mittelstaaten einen möglichst großen Theil nach Böhmen heran zu ziehen. Nach allen vorausgegangenen Verhandlungen und Beschlüssen meinte man in Wien, dort auf rund 100 000 Mann süddeutscher und 50 000 Mann norddeutscher Streiter rechnen zu können; es schien doch keine übertriebene Forderung, etwa die Hälfte

dieser Massen an die entscheidende Stelle, auf den böhmischen Kriegsschauplatz, zu versetzen.

Allein je näher der Tag der ernsten Prüfung heranrückte, desto unsicherer gestaltete sich diese Aussicht, und man muß es sagen, der Wiener Hof erntete hier nach gerechtem Gesetze, was er fünfzig Jahre hindurch selbst gesäet hatte. Die Mittelstaaten hatten bis dahin unter dem Glasdache des deutschen Bundes ein behagliches Dasein geführt; Österreich und Preußen schützten sie gegen das Ausland; so ersparten sie ihren Unterthanen die Lasten eines wirksamen Heerwesens, hielten auf dem Papier ihr Bundescontingent in schöner Ordnung, und wenn einmal der Bund von Mobilmachung redete, kam es vor, daß eine große Regierung in athemloser Eile sich erkundigte, wo es Tuch- und Waffenfabriken gebe, um Röcke und Gewehre für ihre Soldaten zu liefern. Wie oft hatte Preußen auf eine Reform der Bundeskriegsverfassung angetragen, so daß eine gesetzliche Möglichkeit geschaffen worden wäre, dieser schlaffen und trägen Wirthschaft ein Ende zu machen, und die kleinen und kleinsten Staaten zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die nationale Sicherheit zu zwingen! Aber da dieses Ziel nicht erreichbar war, ohne Preußen wenigstens im deutschen Norden gewisse Oberaufsichtsrechte über seine Nachbarstaaten zu gewähren, so hatten Österreich und der Bundestag jeden solchen Versuch im Keime erstickt. Jetzt erlebten sie die Folgen: sie wünschten gegen Preußen in das Feld zu gehen, und bei jedem Schritte fehlte es an jedem Nothwendigen, und nachdem die Mehrzahl dieser Staaten vor fünf Wochen die Mobilmachung ihrer Truppen befohlen hatte, war man Mitte Juni doch an keiner Stelle schlagfertig oder operationsfähig.

Das bayerische Heer sollte auf Kriegsfuß 72000 Mann zählen, nebst 21000 beurlaubten, aber nie im Dienst gewesenen Recruten, und 114000 Reservisten, d. h. ausgedienten, aber nie zu einer Übung wieder einberufenen Leuten. Die bayerischen Könige hatten persönlich nur geringes Interesse für das Heerwesen entwickelt: um so leichter hatte die Regierung dem steten Drängen der Kammern auf Verringerung des Armeebudgets nachgegeben, die Dienstzeit der Soldaten unter der Fahne abgekürzt, die Zahl der Officiere und der Unterofficiere vermindert, den Pferdebestand bei den Reiterregimentern für den Friedensfuß herabgesetzt. So kam es, daß, als Bayern jetzt das siebente Bundesarmeecorps, nach der Bundesmatrikel 53400 Mann, mobil machen sollte, um die Mitte des Juni mit der größten Anstrengung nur 45000 Mann aufgestellt werden konnten, von denen ein Drittel Recruten mit höchstens dreimonatlicher Dienstzeit waren, mit einem spärlich bemessenen Officierscorps, fragwürdiger Qualität der Pferde und unzulänglichem Verpflegungswesen. Am 15. Juni standen die Brigaden noch zerstreut in allen Provinzen des Königreichs. Oberbefehlshaber war der hochbejahrte, immer aber, wenn nicht kriegsgeübte, so doch kriegseifrige Prinz Carl von Bayern, welcher am 27. Juni durch Beschluß der Frankfurter Versammlung auch zum Bundesfeldherrn, also zum obersten Leiter der übrigen westdeutschen Contingente ernannt wurde.

Noch übler als bei dem siebenten, sah es bei dem achten Bundescorps aus. Fertig war unter seinen Contingenten nur das Hessen-Darmstädter, eine stets als tüchtig anerkannte Truppe, so wie die vorläufig dem Corps zugetheilte Nassauer Brigade, welche mit den österreichischen Besatzungen der Bundes-

festungen zu einer Division verbunden wurde. Von den 16000 Württembergern aber konnte am 17. Juni nur eine Brigade in Frankfurt eintreffen; die zweite erschien erst am 28. Juni, die letzte vollends erst am 5. Juli. In Baden hatte der Großherzog bis zum letzten Augenblick den Forderungen des Bundestags und Edelsheim's widerstanden, die Gegner hatten sich aber nicht gescheut, durch den katholischen Klerus die Soldaten aufhetzen zu lassen, so daß eine Militärrevolte wie 1849 in Aussicht stand, wenn der Großherzog den Geboten des Bundestags sich zu widersetzen fortfuhr. So wurde am 17. Juni die ernstliche Rüstung begonnen; am 25. ging die erste Brigade nach Frankfurt ab; es dauerte aber bis zum 9. Juli, ehe das Contingent vollständig beim Armeecorps versammelt war. Den Befehl über diese buntscheckigen Streitkräfte, damals etwa 35000 Mann anstatt der etatsmäßigen 47000, fünf Kriegsherren angehörige, mit fünferlei Dienstreglements, Signalen und Geschützsystemen versehene Truppen, übernahm am 18. Juni Prinz Alexander von Hessen, ein in vielfachen Kämpfen bewährter, seinen jetzigen Untergebenen aber völlig unbekannter Officier.

Was endlich die norddeutschen Contingente des neunten und zehnten Bundescorps betraf, so war das Königreich Sachsen durch die Umsicht und Energie des Kriegsministers Rabenhorst vollständig gerüstet, und hatte eine gediegene Truppe von 23000 Mann unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert, eines in jeder Beziehung ausgezeichneten Führers, mit allen Erfordernissen, unter der Fahne. Man war entschlossen, bei dem ersten Erscheinen der Preußen das nicht vertheidigungsfähige Gebiet aufzugeben, und mit der Armee auswärts eine möglichst sichere und ergiebige Stellung

zu nehmen. Der erste Gedanke der Regierung richtete sich in dieser Hinsicht auf Bayern: wenn dieses in der Gegend von Baireuth und Hof mit den Sachsen ein gleich starkes Corps vereinigte, so hätte Preußen einer solchen Streitmacht sehr ernste Beachtung schenken müssen. Zugleich meinte Herr von Beust, durch dies Verfahren die bisher beliebte Formel, daß Sachsen nicht gegen Preußen, sondern nur zum Schutz des Bundesrechts gerüstet habe, wenigstens noch für eine Weile aufrecht halten zu können. Allein der Vorschlag wurde in München ganz entschieden abgelehnt, und so blieb für das sächsische Heer kein anderer Ausweg, als der Abmarsch nach Böhmen und die Vereinigung mit den Österreichern. Auch in Hannover und Kurhessen suchte man, unter Abläugnung jedes feindseligen Gedankens gegen Preußen, die am 14. Juni verfügte Mobilmachung mit dem Mantel der Bundestreue zu decken: in der That hatte man Grund zur Vorsicht, denn in Kurhessen war bisher noch nicht das Geringste zur Rüstung geschehen, und in Hannover war trotz der Einberufung der Kriegsreserve und Aufhäufung der Vorräthe in Stade kein Truppentheil marschfähig.

Es stand also um die Kriegsbereitschaft der bundestreuen Regierungen bedenklich genug, und sie konnten sich nicht beklagen, wenn die preußische Presse sich gelegentlich an Roßbach erinnerte, und nicht mehr vom Bundesheer, sondern von der Reichsarmee sprach. Aber noch schlimmere Dinge traten zu Tage, als am 10. Juni der bayerische Chef des Generalstabs, General von der Tann, nach Wien und Olmütz abging, um dort Abrede über die Operationen zu nehmen, welche im Falle eines Krieges gegen Preußen erforderlich würden. Tann besprach in Wien mit dem Generaladjutanten

des Kaisers, Grafen Crenneville, den Entwurf einer militärischen Punctation. Hienach würde Prinz Carl von Bayern das Commando über das 7. und 8. Bundescorps fortwährend selbständig führen, seine Operationen aber gemäß dem jetzt zu vereinbarenden Plane und den Directiven Benedek's anordnen und leiten. Es sei jedoch, sagte Artikel 3 des Entwurfs, ausdrücklich vorausgesetzt, daß diese Operationen stets im Einklange mit den Landesinteressen der Staaten der vereinigten Armeen bleiben, und daß die Hauptaufgabe der letzteren die Deckung des eignen Gebietes ihrer Kriegsherren bleibe. Die bayerische Armee werde am 15. Juni in Franken und in der Nähe von Eisenbahnen in geeigneter Weise aufgestellt sein. Österreich verzichte auf jeden Separatfrieden mit Preußen, und werde dafür wirken, daß beim Frieden Bayern vor Verlusten bewahrt oder doch Entschädigung dafür erhalten werde.

Für die Kriegführung war die charakteristische Stelle dieses Documents offenbar der Artikel 3, wonach die Hauptaufgabe jedes Contingents die unmittelbare Deckung des Territoriums seines Landesherrn sein sollte. Graf Mensdorff richtete sogleich Henikstein's Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, betonte die nothwendige Einheit der Operationen und bemerkte mit einleuchtender Richtigkeit, daß die Gebiete der einzelnen Regierungen nicht besser gedeckt werden könnten, als durch ein Auftreten mit Übermacht und durch eine hiemit beschleunigte Niederlage des Feindes. General von der Tann, von dem wohl gesagt worden ist, daß sein angebornes Talent ihn nicht gerade zum Generalstabschef bestimmt habe, der aber ein muthiger Soldat von hellem Blicke und gesundem Verstande war, erklärte hier sein Einverständniß und genehmigte

einen Zusatz: „Deckung der eignen Gebiete, so weit sie nicht im Widerspruch mit dem Hauptzweck des Krieges steht, sofern derselbe nur durch möglichste Vereinigung der Streitkräfte zu erreichen ist.“ Darauf zeichnete er die Punctation am 14. Juni. Aber in München wollte man von einer solchen Unterordnung des particularen Zweckes unter den allgemeinen nichts wissen. Der Vertrag wurde bayerischer Seits erst dann ratificirt (am 30. Juni), als Österreich eine Fassung des Artikels genehmigt hatte, nach welcher die Beobachtung der beiden Zwecke „in gleicher Weise“ für unerläßlich erklärt, damit also jeder Regierung das Recht gegeben wurde, ihre Truppen von jeder Operation zurückzuziehen, bei der ihr die unmittelbare Deckung ihres Gebiets nicht gebührend berücksichtigt erschiene.

In Olmütz aber hatten Tann und Henikstein sofort auch den in der Punctation vorgesehenen Operationsplan erwogen. Nach bayerischen Berichten wäre hier Tann auf die Vereinigung sächsisch-bayerischer Streitkräfte bei Hof zurückgekommen, was nach der frühern Abweisung des sächsischen Vorschlags schwer verständlich ist; jedenfalls wollte jetzt Henikstein, nur auf Verstärkung der österreichischen Armee bedacht, davon nichts wissen. Er beantragte statt dessen, ganz in Mensdorff's Sinne, nicht bloß die Sachsen, sondern auch die Bayern und, so weit wie thunlich, die Truppen des achten Bundescorps nach Böhmen kommen zu lassen, nach dem unwiderleglichen Satze, daß hier an der entscheidenden Stelle die möglichst gewaltige Macht zu versammeln sei, im Interesse nicht bloß Österreichs, sondern auch aller Verbündeten. Unter dieser Voraussetzung verhieß Benedek, seine Armee bis Ende Juni von Olmütz in das nordöstliche Böhmen (an die obere Elbe und Iser, Front nach dem Riesengebirge), zu führen,

und dann nach Vereinigung mit den Bayern die Offensive zu ergreifen. Als Tann nach seinem militärischen Sinne die Trefflichkeit dieses Planes anerkannte, und denselben ebenfalls am 14. Juni unterzeichnete, gab Benedek, gleich nachher auch von Kaiser Franz Joseph zur Eröffnung der Action gedrängt, am 17. seiner Armee den Befehl zum Vormarsch, zunächst nach Josephstadt und Umgegend an der Elbe, auf dessen Vollendung ein Zeitraum von eilf Tagen gerechnet, die Ankunft an der Elbe mithin auf den 28. festgestellt wurde. Aber noch nicht die Hälfte dieser Zeit war verflossen, als er aus Wien die Nachricht erhielt, daß die bayerische Regierung das Abrücken ihrer Armee nach Böhmen kategorisch weigere, ein Factum, welches nicht geeignet war, die schwache Flamme seiner Angriffslust zu stärkerer Gluth anzufachen: indessen, die Bewegung war begonnen, und so verblieb es bei dem einmal gefaßten Offensivgedanken, indem man sich der Vereinigung wenigstens mit den Sachsen getröstete. Unterdessen sagte damals Baron von der Pfordten dem sächsischen Gesandten, Bayern bedürfe seine Truppen zunächst zur Deckung seines eignen Landes, denke übrigens, in der allgemeinen Krisis seine Machtstellung zu erweitern und den bleibenden Oberbefehl über die Truppen der süddeutschen Staaten zu erlangen. Um so weniger könne es sein Kriegsheer in unbedingte Abhängigkeit von Österreich stellen. Natürlich wurde dies sehr bald den süddeutschen Höfen bekannt, und erweckte in ihnen ein lebhaftes Mißtrauen gegen die bayerische Politik und Kriegführung, ein Gefühl, welches sich noch erheblich steigerte, als man einige Wochen später den Inhalt der bisher geheim gehaltenen militärischen Punctation vom 14. Juni erfuhr. Namentlich der Artikel, durch

den sich Bayern im Fall eines Gebietsverlustes territoriale Entschädigung ausbedang, regte die Gemüther seiner Nachbarn bedenklich auf; vor Allem in Carlsruhe hielt man sich überzeugt, daß darunter der alte Wunsch nach der Erwerbung Heidelbergs und Mannheims verstanden sei. So ergab sich denn in dieser bundestreuen Coalition eine anmuthige Mannigfaltigkeit verschiedener Kriegszwecke, welche für die Energie der militärischen Operationen eigenthümliche Aussichten eröffnete. Österreich wünschte die gänzliche Niederlage des preußischen Rivalen, welche für den Kaiserhof mit der Beherrschung von ganz Deutschland gleichbedeutend wäre. Bayern, nach seinem Streben auf Verewigung des Dualismus im Bunde, war sehr entschlossen, solche Pläne zu hindern und Preußen zwar zu schwächen, aber nicht allzu sehr besiegen zu lassen. Die Übrigen richteten genau dieselben Erwägungen gegen Bayern, wie dieses gegen Österreich; sie strebten, nicht von Preußen, aber noch viel weniger von Bayern mediatisirt zu werden. So viel wir wissen, gab es unter diesen süddeutschen Herren nur einen, dessen leitender Minister bei diesen Tendenzen mit klarem Bewußtsein schon damals auf französische Beschützung für den Nothfall rechnete: es liegt aber auf der Hand, wie einladend ein solcher Zustand den Gedanken Napoleon's bei seinem geheimen Vertrage vom 12. Juni thatsächlich entgegenkam. Was hienach ein Unterliegen Preußens in dem bevorstehenden großen Kampfe für Deutschlands Zukunft bedeutet hätte, wird keiner weitern Schilderung bedürfen.

Wenn nach alle dem Österreich von seinen deutschen Verbündeten keine erhebliche Unterstützung zu erwarten hatte, so stellte sich auf der andern Seite schon vor dem Beginne

der Feindseligkeiten heraus, daß ebenso wenig Preußen auf großen militärischen Gewinn aus seinem italienischen Bündniß hoffen durfte. Es fehlte in Italien weder an schlagfertigen Streitkräften, noch an patriotischer Kampflust, aber auch hier sollte, wie wir weiterhin sehen werden, eine elende Politik alle Kühnheit und Begeisterung mit Unfruchtbarkeit schlagen.

So erscheint uns überall dasselbe Schauspiel. Große Massen bewaffneter Menschen sind aller Orten vorhanden, aber an keiner Stelle zeigt sich bei der Führung die Kraft des Gedankens und des Willens, die klare Planmäßigkeit und die entschlossene Kühnheit. Benedek wußte nicht allzu sicher, was er mit der Viertel Million seiner Soldaten beginnen sollte, und entschloß sich erst zu einem Vormarsch, als er des Beistandes durch die Sachsen sicher war und auf die Ankunft der Bayern hoffte. Prinz Carl aber dachte um so mehr, in Bayern zu bleiben, als der größte Theil des preußischen Heeres sich gegen Böhmen in Bewegung setzte; im Übrigen wartete er noch auf die in statu nascenti befindlichen Bataillone des achten Bundescorps. La Marmora lebte in steter Furcht, durch die öffentliche Meinung zu übergroßer Energie fortgerissen zu werden; er hoffte, um es kurz zu sagen, nicht kämpfen, sondern nur marschiren zu müssen, und gedachte, keinen Falls sehr weit zu marschiren.

Da wehte denn freilich eine andere Luft zu Berlin, im auswärtigen Amte, wie im Kriegsministerium und im Großen Generalstab. Niemand verbarg sich dort die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes, die tödtliche Gefahr einer Niederlage, wie den herrlichen Lohn des Sieges. Hier gab es weder Schwanken noch Zweifel mehr; die Schwierigkeit der Aufgabe trübte an keiner Stelle die Kraft und Klarheit des

Entschlusses. Sobald die Kriegserklärung ausgesprochen wäre, stand die Absicht fest, mit reißender Schnelligkeit zum Angriffe vorzugehen, jeden Nebenzweck zu vernachlässigen und mit der Vereinigung aller Mittel auf das Hauptziel vorwärts zu streben, die Niederwerfung Österreichs und die Erzwingung des Friedens im Angesichte der kaiserlichen Burg. Nur eine einzige Verschiedenheit der Meinung machte sich noch geltend bei der Frage über den Zeitpunkt des Beginns. Der König, wie er die Rüstung erst mehrere Wochen nach dem Anfang der österreichischen befohlen, wünschte auch die Eröffnung der Feindseligkeiten, sei es durch eine Kriegserklärung, sei es durch bewaffnete Action, dem Gegner zu überlassen. In politischer Beziehung hatte dies unwiderlegliche Gründe, den Generalen aber erweckte es schwere Besorgniß. Man gab dem Gegner Zeit, alle Lücken seiner Rüstung auszufüllen; man überließ ihm die Initiative vielleicht für die ganze Entwicklung des Feldzugs; jedenfalls nöthigte man sich im Anfang zu einer defensiven Haltung von zweifelhafter Sicherheit. Die Hauptsache war, daß man nur unzulängliche Nachrichten über die Lage der Dinge auf der feindlichen Seite besaß; man erfuhr, daß ein österreichisches Armeecorps in Böhmen, ein anderes in Mähren, ein drittes in Westgalizien stehe, aber jede Kunde fehlte, wo sich die feindliche Hauptarmee sammle, ob in Mähren oder Böhmen. Und vollends, ob General Benedek zu einer großen Offensive bereit oder geneigt sei, das wußte man nicht, mußte es aber nach den lange begonnenen Rüstungen Österreichs für wahrscheinlich halten. Es galt demnach, sowohl Berlin als Breslau gegen einen solchen Vorstoß möglichst zu sichern, und hier zeigten sich die Nachtheile, die man durch den späten Beginn

der Mobilmachung auf sich genommen hatte. Jene Doppeldeckung wäre am Besten erreicht worden, wenn man die ganze Feldarmee in einer mittleren Stellung, etwa bei Görlitz, vereinigt hätte. Dann aber hätte man auf die Benutzung mehrerer Eisenbahnlinien verzichten müssen, um die verschiedenen Armeecorps aus West und Ost der Grenze anzunähern, was absolut unthunlich erschien, nachdem man Österreich einen so großen Vorsprung bei den ersten Rüstungen verstattet hatte. Bis zum Juli hätte es gedauert, ehe die Sammlung der ganzen Armee an diesem Punkte hätte vollendet werden können. Also entschloß man sich, alle Eisenbahnen gleichzeitig zu benutzen, folglich die vom Rhein kommenden Truppen bei Torgau, die aus den mittleren Provinzen anlangenden in der Lausitz, die aus den östlichen Provinzen in Schlesien für den Augenblick aufzustellen. Auch dies war erst bis zum 6. Juni erreichbar, und ergab dann eine Zersplitterung der Kräfte auf einem sechzig Meilen langen Bogen von Torgau bis Waldenburg: wäre damals, was möglich war, das österreichische Hauptheer mit mehr als 200 000 Mann in Böhmen vereinigt gewesen, so hätte für Preußen ein großes Unheil entstehen können.

Auch war General Steinmetz, Führer des fünften, jetzt nach Schlesien vorgeschobenen Armeecorps, ein Mann, an Geist und Kraft, aber auch an Härte und Bissigkeit dem alten York von 1814 vergleichbar, entrüstet über solche Bestimmungen, durch welche man Schlesien Preis gebe, um es im besten Falle wieder zu erobern; es gebe, schrieb er an Moltke, hier nur e i n Mittel, nämlich, dem Feinde zuvor zu kommen, und von allen Seiten her in Böhmen einzudringen. Moltke erläuterte ihm in seiner Antwort sehr ruhig, daß die

breite Aufstellung durch die nothwendige Benutzung aller Bahnen unvermeidlich geworden sei, erklärte ihm aber eben so bestimmt, daß der Beginn der Operationen nicht bloß von militärischen Erwägungen abhänge; nach diesen sei allerdings eine rasche Initiative zu begehren; an der Thatsache, daß Böhmen zwischen Schlesien und der Lausitz liege, könne niemand etwas ändern; folglich müßten unsere Heertheile ihre Vereinigung vorwärts in Feindesland suchen.

Am 11. Juni kam nach langer Ungewißheit die bestimmte Nachricht, daß die Hauptmasse der Österreicher nicht in Böhmen, sondern in Mähren versammelt stehe. Moltke hatte es bisher für wahrscheinlich gehalten, daß Benedek so rasch wie möglich zur Offensive schreiten, durch Böhmen hindurch Sachsen befreien und von dort auf Berlin marschiren wolle. Dazu paßte jetzt allerdings das Festkleben der Österreicher bei Olmütz nicht wohl; dies deutete vielmehr, wenn nicht auf volle Defensive, dann auf einen Angriffsplan gegen Schlesien. Es wurde also die Streitmacht in dieser Provinz jetzt auf vier Armeecorps verstärkt, zugleich aber die übrigen Heertheile etwas weiter nach Osten geschoben, um die Länge des überhaupt besetzten Bogens von sechzig auf fünf und vierzig Meilen abzukürzen.

Indessen blieb an der schlesisch-mährischen Grenze fortdauernd Alles in tiefer Ruhe, auch als der Bundesbeschluß vom 14. Juni den Ausbruch des Krieges signalisirte; wohl aber verabredeten an demselben Tage, wie wir sahen, Benedek und von der Tann den Vormarsch von Olmütz nach Böhmen, und auch Moltke, sei es, daß er diesen Entschluß des Gegners erfuhr, oder daß er denselben errieth, kam auf seinen ursprünglichen Gedanken zurück, durch die Rücksicht auf Schlesien sich

nicht länger von der Offensive abhalten, sondern die preußischen Heere in kühnem Vorwärtsgehen auf böhmischem Boden sich vereinigen zu lassen. Allerdings erhob sich Widerspruch gegen ein solches Verfahren: General Alvensleben erklärte, nichts sei verkehrter, als mit vereinzelten Colonnen von verschiedenen Seiten her in Böhmen einzudringen, und sich dadurch der Gefahr auszusetzen, vereinzelt durch die Gesammtkraft des Gegners geschlagen zu werden. Moltke aber ließ sich dadurch nicht zurückhalten. Jeder andere Weg zeigte schlimmere Übelstände; ohne Gefahr ist überhaupt im Kriege keine große Entscheidung denkbar, und hier boten sich, wenn der beabsichtigte Vormarsch gelang, gewaltige Resultate. Die Hauptsache aber war, daß man nach den letzten Nachrichten annehmen durfte, es würde die Verpflanzung der feindlichen Armee aus Mähren nach Böhmen noch eine erhebliche Zeit in Anspruch nehmen, und die preußischen Corps vor ihrer Vereinigung nur mit einzelnen Heertheilen des Feindes zu thun haben. Es wurde also die allseitige Offensive beschlossen.

Die preußischen Streitkräfte waren damals in drei Armeen gruppirt, in Schlesien 115000 Mann (Garde, erstes, fünftes, sechstes Corps) als „zweite Armee" unter dem Oberbefehl des Kronprinzen; in der Lausitz die Divisionen des zweiten, dritten und vierten Corps, 93000 Mann mit dem Titel der „ersten Armee" unter der in Schleswig bewährten Führung des Prinzen Friedrich Carl; bei Torgau die 14., 15. und 16. Division, 46000 Mann, als Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld, dem Sieger von Alsen. Außerdem beobachteten zwei Streifcorps, 9000 Mann, die schlesische Grenze gegen Mähren, und wurde in Berlin ein erstes Reservecorps, 24000 Mann, aus mobilen Landwehren

feldmäßig organisirt. Das letztere ist jedoch während des ganzen Krieges nie mit dem Feinde in Berührung gekommen, und nur als Besatzungstruppe im Rücken der kämpfenden Armeen verwandt worden. Als streitende Feldarmee stellte also Preußen auf dem östlichen Kriegsschauplatz 263000 Mann auf, fast genau so viel wie der Gegner (238000 Österreicher und 23000 Sachsen). Die nächste Bestimmung der Elbarmee war die thunlichst rasche Besetzung des sächsischen Königreichs; dies vollbracht, würde sie gleichzeitig mit der ersten Armee durch die Pässe des Lausitzer und des Erzgebirges von Norden her die böhmische Grenze überschreiten; drei Tage später sollte dann von Osten her die zweite Armee durch die Pässe des Riesengebirges in Böhmen eindringen.

Auf solche Weise an der entscheidenden Stelle mächtig gerüstet, hatte man sich gegenüber den deutschen Mittelstaaten auf einen sehr bescheidenen Grad der Kraftentwicklung beschränkt. 14100 Mann unter General von Manteuffel bei Hamburg, 14300 unter General von Göben bei Minden, 19600 Mann unter General von Beyer bei Wetzlar, zusammen also 48000 Mann, das war Alles, womit man sich im deutschen Westen gegen eine im günstigsten Falle doppelte Überzahl zu behaupten hoffte. Zum Oberbefehlshaber war der bisherige Commandirende des siebenten Armeecorps, General Vogel von Falckenstein, ernannt, ein geistreicher, kräftiger und angriffslustiger Veteran, der noch den Feldzug von 1815 mitgemacht, und dann in seiner langen Dienstzeit alle Zweige des Heerwesens kennen gelernt hatte, und in seiner neuen Aufgabe jede Art dieser Kenntnisse und Fähigkeit in vollem Maaße bedurfte. Denn hier galt es, die Nachtheile der Minderzahl durch rasche Bewegung und unermüdliche Keckheit

wett zu machen, überall dem Gegner zuvor zu kommen und die Kräfte desselben vor ihrer Vereinigung zu schlagen. Für jetzt aber standen die Theile dieser neuen Westarmee selbst durch weite Räume getrennt; dabei bildete nur Göben's Division (die 13. der Armee) einen altgeschlossenen Corpsverband; die beiden andern waren erst vor Kurzem aus Festungsbesatzungen und detachirten Regimentern verschiedener Corps zusammengestellt, und in Folge dessen in ihrer feldmäßigen Ausrüstung mit Brückenzügen und Lazarethen, mit Munitions- und Proviantcolonnen, nur in ungenügender Weise versehen. Indessen ging Falckenstein frischen Muthes diesen Schwierigkeiten entgegen. Die Vereinigung seiner Truppen würde sich von selbst aus der Erfüllung ihres nächsten Auftrags, der Besetzung Hannovers und Kurhessens, ergeben; zugleich würde man hier und anderwärts in Feindesland die Mängel der Rüstung ersetzen, und dann wie der Sturmwind die dürren Blätter der Bundescontingente vor sich her jagen.

Wir wollen zunächst seinen Operationen folgen. Er hatte dafür vom Könige die allgemeine Anweisung erhalten, weniger auf Besetzung gewisser Punkte, als auf Entwaffnung oder Überwältigung der feindlichen Truppen zu sehen, damit durch ein schnelles Agiren seine Streitkräfte möglichst bald für Operationen auf einem andern Kriegstheater verwendbar würden.

2. Capitel.

Unterwerfung Norddeutschlands.

Noch an demselben Tage, dem 14. Juni, an welchem der Bundestag seinen verhängnißvollen Entschluß gefaßt, war, sahen wir, an die preußischen Gesandten in Hannover, Cassel und Dresden der telegraphische Befehl abgegangen, zu verfahren, wie wir es aus Bismarck's Denkschrift vom 12. vernommen haben. Nassau blieb für den Augenblick unberücksichtigt, theils nach seiner Unbedeutendheit, theils nach der Erwägung, daß General Beyer's Division für eine gleichzeitige Besetzung Nassaus und Kurhessens nicht stark genug sein möchte. Da man von den drei andern Höfen ablehnende Antwort voraussah, waren die betreffenden Generale angewiesen, am 16. Juni 6 Uhr Morgens vorzugehen, falls sie nicht vorher durch die Gesandtschaft Gegenbefehl erhielten. Die Officiere jubelten; von Stunde zu Stunde hatten sie auf den befreienden Befehl gewartet; Manteuffel hatte noch kurz vor Empfang desselben an den König telegraphirt: „ich kann morgen sofort mit meinem Corps bei Harburg über die Elbe gehen, und rolle Hannover auf; würde wie ein Donnerschlag in ganz Deutschland fallen, heute entscheidet allein recht-

zeitig gebrauchtes Schwert; diplomatische Verzögerung gefährlich; telegraphiren Ew. Majestät gnädigst nachher, ich würde vor ein Kriegsgericht gestellt; dann ist politische Stellung gewahrt; ich handle; militärischer Effect ist da."

Am 15. Juni Morgens übergab der Gesandte, Graf Schulenburg, dem Herrn von Beust die Aufforderung, mit Preußen ein Bündniß zu schließen, auf die Bedingungen, daß Sachsen seine Truppen auf den Friedensfuß zurückführe und der sofortigen Berufung eines Parlamentes zustimme, wogegen ihm Preußen sein Gebiet und seine Souveränität nach Maaßgabe der Reformvorschläge vom 10. Juni garantiren werde. Die Antwort wurde im Laufe des Tages erbeten, und eine ablehnende oder ausweichende Antwort als Kriegserklärung bezeichnet. Sächsischer Seits waren alle Vorkehrungen getroffen; noch am Nachmittage des 14. hatte der Finanzminister 36 Millionen Thaler in sicheres Gewahrsam nach München gesandt: die Antwort an Schulenburg war einfache Ablehnung, da Sachsen im Widerspruch gegen einen legalen Bundesbeschluß nicht entwaffnen könne [1]). Am Abend überreichte dann Schulenburg dem Könige persönlich die preußische Kriegserklärung, und noch in derselben Stunde überschritten Herwarth's Bataillone die sächsische Grenze [2]). Beust aber rief telegraphisch die Hülfe des Bundes, insbesondere Österreichs und Bayerns, gegen diese Vergewaltigung an, worauf am 16. die Bundesversammlung den entsprechenden Beschluß faßte. Benedek's Truppen aber standen damals in Olmütz, die Bayern waren überhaupt noch nicht versammelt; so reiste König Johann mit seinen Ministern des Krieges und des

[1]) Vgl. Friesen's Erinnerungen, Bd. II.

[2]) Schulenburg's Bericht.

Auswärtigen zunächst nach Pirna, und führte seine Truppen von dort über die Grenze nach Böhmen hinüber. Die übrigen Minister blieben unter dem Titel einer Landescommission in Dresden zurück. Am 18. Juni wurde Dresden von den Preußen ohne Widerstand besetzt und binnen wenigen Tagen das ganze Land ihrem Machtgebot unterworfen. Als preußischer Civilcommissar trat Landrath von Wurmb an die Spitze der Verwaltung, welche dann unter Vermittlung der Landescommission im gewohnten Gange erhalten wurde.

In Kurhessen hatte die Regierung, jetzt im Einvernehmen mit Hannover vollkommen „bundestreu" geworden, gleich am 14. Juni die Mobilmachung ihres Armeecorps verkündigt und zugleich zum Zwecke der Beschaffung der dazu erforderlichen Geldmittel die Eröffnung des Landtags befohlen. Dieser aber forderte sogleich am 15. unter Protest gegen die Gesetzlichkeit des letzten Bundesbeschlusses und unter Ablehnung der begehrten Geldmittel, mit 35 gegen 14 Stimmen (der Ritterschaft, der Ultramontanen und der Demokraten), die Regierung zur Zurücknahme der Mobilisirung und zum Einhalten voller Neutralität auf. Während dieser Verhandlung erschien im Laufe des Vormittags der preußische Gesandte, General Röder, bei dem Minister Abée, um ihm die preußische Sommation vorzulegen. Abée wollte darthun, daß der Bundesbeschluß gar keine feindselige Spitze gegen Preußen habe, was freilich auf Röder keinen Eindruck machen konnte; dieser bat ihn vielmehr, zu bedenken, daß es sich um die Existenz des Kurfürsten handeln könne, und also die Bewilligung einer Audienz für ihn, den Gesandten, unerläßlich sei. Röder wurde darauf um zwei Uhr zum Kurfürsten beschieden. Der hohe Herr empfing ihn sehr ungnädig: was er bei ihm suche,

wenn er ihm kein Handschreiben Sr. Majestät des Königs vorzulegen habe. Nach einigen Stichelreden über Bismarck erklärte er dann, daß der deutsche Bund unauflöslich und auf ewig geschlossen sei; als Röder auf die Vortheile eines preußischen Bündnisses und die mögliche Erwerbung des darmstädtischen Oberhessen hinwies, nahm der Kurfürst eine tugendhafte Miene an: will meinen Darmstädter Brüdern nichts nehmen, Armuth und Edelsinn besser, habe noch nie den Weg Rechtens verlassen [1]). Dann redete er von Österreichs Macht, von den 800000 Mann, die gegen Preußen in Bewegung seien; er müsse Zeit für seine Entschließung haben, lasse sich nicht die Pistole auf die Brust setzen, und verabschiedete endlich den Gesandten mit den Worten: ich muß Sie als Friedensbrecher ansehen.

Von einer Mobilmachung konnte jetzt keine Rede mehr sein, vielmehr erging im Laufe des Nachmittags an die in Cassel und Umgegend stehenden Truppen der Befehl, „so schnell wie möglich“ über Fulda nach Hanau abzurücken, um dem drohenden Einmarsch der Preußen zu entgehen. Die Abführung des Staatsschatzes dorthin wurde durch den landständischen Ausschuß verhindert. Der Thronerbe, Prinz Friedrich Wilhelm, eben aus Berlin in Cassel erwartet, hatte dem Kurfürsten sein Einverständniß gemeldet; der Kurfürst telegraphirte darauf um Beistand nach Wien, und ließ dem General Röder Abends um zehn Uhr sagen, daß er jede Antwort auf die Sommation verweigere. Röder erklärte demnach den Krieg. In der Morgenfrühe des 16. Juni brach dann General Beyer von Wetzlar über Gießen gegen Kurhessen auf, erreichte am 17. Kirchhain und traf am 19.,

[1]) Welch' ein Hohn in diesem Munde, schrieb nachher Röder.

nachdem man sich einer Anzahl Eisenbahnwagen bemächtigt hatte, in Cassel ein. Der Kurfürst war ruhig auf Schloß Wilhelmshöhe geblieben, weil er den Kriegsstand nicht anerkenne; er wurde dort als Staatsgefangener bewacht und, nachdem er den Bündnißantrag wiederholt abgelehnt hatte, einige Tage später zuerst nach Minden und dann im königlichen Schlosse zu Stettin internirt, übrigens aber durchaus als befreundeter Souverän behandelt. Die Verwaltung Kurhessens übernahm General Beyer, und unter demselben als preußischer Civilcommissar zuerst Geheimrath Max Duncker und später Regierungspräsident von Möller. Außer den bisherigen Ministern blieben sämmtliche Landesbehörden im Dienst, so daß auch hier keine schädliche Störung der Regierungsgeschäfte fühlbar wurde.

Etwas weiter aussehend gestaltete sich der Gang der Dinge in Hannover.

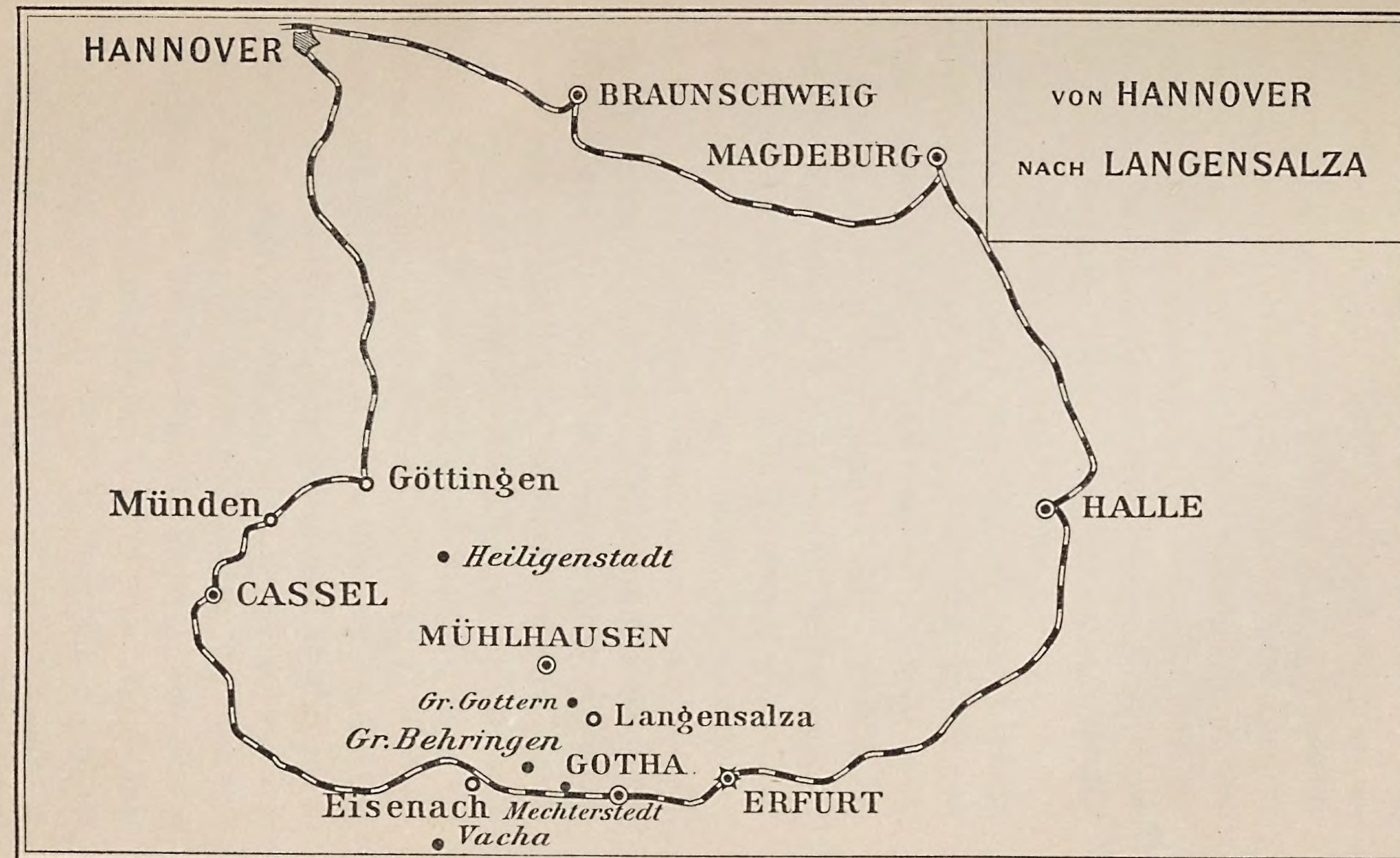
Auch dort hatte König Georg, längst ungeduldig gegenüber der preußischen Zumuthung, seine Neutralität durch Versetzen seiner Truppen auf vollen Friedensfuß zu bethätigen, gleich auf die telegraphische Kunde von dem Bundesbeschluß noch am 14. die Mobilmachung befohlen, für deren Durchführung allerdings, wie wir sahen, noch mehrere Wochen erforderlich gewesen wären. Nichts desto weniger war bei dem Könige kein Gedanke an Erfüllung der preußischen Forderung, wie sie ihm Prinz Ysenburg am Morgen des 15. Juni vorlegte. Er hatte keine Neigung gehabt, sich vertragsmäßig zu unbewaffneter Neutralität zu verpflichten; wie sollte er jetzt noch dazu die Unterwerfung unter die Artikel der Bundesreform auf sich nehmen! Er berief schleunig einen Ministerrath, welchem er seinen oft geäußerten Entschluß

einer strengen Neutralität wiederholte. Eben deshalb, erklärte er aber, müsse er, wie früher das österreichische, so auch jetzt das preußische Bündniß ablehnen, um so mehr, da ein Widerruf der eben befohlenen Mobilmachung ehrwidrig, und eine Annahme der preußischen Bundesreform eine Herabwürdigung der von Gott ihm verliehenen Kronrechte sein würde. Die Minister traten sämmtlich dieser Ansicht bei, und da hiemit der Ausbruch des Kriegs entschieden war, galt es, in möglichster Eile alle Vorkehrungen zu treffen. An alle Garnisonen des Landes wurde die telegraphische Weisung erlassen, wie die Soldaten gingen und standen, schleunigst in die südliche Hälfte des Königreichs nach Göttingen abzurücken, und die noch fehlenden Reservisten, sowie die vorhandenen Kriegsvorräthe eben dorthin zu schaffen. Unterdessen wurde die Sitzung der Stände eröffnet, und bei der die Existenz des Staates unmittelbar bedrohenden Gefahr brachte Rudolf von Bennigsen, wie es scheint, ohne den Inhalt der preußischen Sommation zu kennen, einen neuen Antrag ein, auf Ministerwechsel, Unterlassen jeder Rüstung, volle Neutralität. Die Aufregung in der Stadt wuchs durch den Beginn der Truppenzüge mit jeder Stunde; man vernahm, daß Harburg bereits von preußischen Truppen besetzt, daß die westfälische Division bis dicht an die hannover'sche Grenze vorgegangen sei; von allen Seiten her sah man sich schwerer Feindseligkeit ausgesetzt. Unterdessen ließ Graf Platen die Antwort auf die preußische Note entwerfen; es dauerte bis zum späten Abend, ehe sie dem in Herrnhausen weilenden König vorgelegt werden konnte. Dieser prüfte sie genau, strich eine Stelle, die auf die Möglichkeit einer spätern Verständigung über die Bundesreform hindeutete, und brachte hier und da stylistische Ver-

besserungen an: so wurde es ein Uhr Morgens, bis das Document die königliche Genehmigung erhielt. Unterdessen hatte sich um Mitternacht Graf Platen in die Wohnung des preußischen Gesandten begeben, um, wenn möglich, einigen Aufschub zu gewinnen. Prinz Ysenburg aber blieb kurz bei der Frage nach der entscheidenden Antwort. Platen sagte, daß sie noch dem Könige vorliege, allerdings ablehnend sei, aber immer noch weiter verhandelt werden könne: hier aber schnitt der Gesandte jede Erörterung ab und erklärte nach dem Befehle seines allergnädigsten Herrn dem Könige von Hannover den Krieg. Vergebens erschien noch in der Nacht eine Deputation der hannover'schen Stadtbehörden im Schlosse Herrnhausen, um den König zu einer Politik im preußischen Sinne zu bestimmen: sie erhielt die Antwort, daß der König als Christ, Monarch und Welf dies ablehnen müsse, und um vier Uhr Morgens am 16. Juni reiste der unglückliche Fürst mit dem Kronprinzen, den in Hannover befindlichen Generalen, dem Grafen Platen, dem Kriegsminister von Brandis und dem österreichischen Gesandten, Grafen Ingelheim, nach Göttingen zu seinen Truppen[1]).

Zwei Stunden später folgte das Corps Manteuffel seinem Vortrab bei Harburg über die Elbe und war General Falckenstein mit der Division Göben im Marsche auf Hannover, wo er schon am 17. Juni eintraf, Besitz von der Landesregierung ergriff und auf ansehnliches, dort noch vorhandenes Kriegsmaterial Beschlag legte. Manteuffel setzte am 17. seine Truppen auf Lüneburg und Celle in Marsch, und sandte am Abend ein Bataillon nach Stade, welcher

[1]) Vgl. Ysenburg's Bericht, so wie Meding Memoiren II, 104 ff., v. d. Wengen S. 212 ff.


VON HANNOVER
NACH LANGENSALZA
HANNOVER
BRAUNSCHWEIG
MAGDEBURG
HALLE
Göttingen
Münden
Heiligenstadt
CASSEL
MÜHLHAUSEN
Gr. Gottern
Langensalza
Gr. Behringen
GOTHA
Eisenach
Mechterstedt
Vacha
ERFURT

Platz durch nächtlichen Überfall ohne Blutvergießen genommen wurde; alle dort befindlichen Waffen und Vorräthe fielen in preußische Hand. Da General Falckenstein angewiesen war, vor allen Dingen auf die Entwaffnung der hannover'schen Armee bedacht zu sein, so ließ er gleich am 19., sobald die ersten Truppentheile des Corps Manteuffel in Hannover angelangt waren, die Division Göben südwärts in der Richtung auf Göttingen vorgehen.

Der Eindruck, welchen diese Ereignisse in ganz Deutschland machten, war mächtig. Zwar zu kriegerischen Heldenthaten hatten sie keinen Anlaß geboten, aber ganz durchschlagend war der Contrast zwischen der überwältigenden Energie, Besonnenheit und Raschheit auf der einen, und der völligen Unentschlossenheit, Hülf- und Wehrlosigkeit auf der andern Seite. In drei Tagen waren drei Staaten von Preußen besetzt, deren Landschaften seit 1870 bei einem deutschen Reichskriege 75000 Mann zu stellen haben und damals immerhin über 50000 Mann hätten aufbringen sollen. War auch das sächsische Corps einstweilen in Böhmen geborgen, so war doch mit dem Besitze des sächsischen Gebiets die für Preußen gefährlichste Angriffsposition den Gegnern entrissen. Von den trefflichen kurhessischen Soldaten waren etwa 5000 Mann entronnen, die aber jetzt erst von Bundeswegen mobil und streitfähig gemacht werden mußten. Alle Hülfsquellen der eingenommenen Länder standen dem Sieger zu Gebot, und dienten ihm trefflich, die feldmäßige Ausrüstung der eben erst combinirten Heertheile Manteuffel's und Beyer's zu vervollständigen. Als unter diesen Umständen Preußen am 16. Juni ein Rundschreiben an die große Schaar der norddeutschen Kleinstaaten mit der Auf-

forderung richtete, die Frankfurter Versammlung zu verlassen, mit Preußen ein neues Bündniß einzugehen und ihre Truppen dem Könige zur Verfügung zu stellen: da gab es Bedenklichkeit und Widerwillen genug, aber nur Meiningen und drei oder vier der Kleinen wagten entschlossen Nein zu sagen. Zunächst war alle Welt in größter Spannung über das Schicksal der in Göttingen sich sammelnden hannover'schen Armee.

Dort herrschten wenig erfreuliche Zustände. Während im Laufe des 17. Juni die einzelnen Bataillone und große Massen von Recruten und Reservisten herbeiströmten, so daß das Fußvolk eine Stärke von 15000, die Reiterei von 2200 Mann, die Artillerie von 1800 Mann mit 42 Geschützen erreichte, zeigte sich die innere Schwäche dieses Heerwesens in einem offen zur Sprache gebrachten Mißtrauen fast des ganzen Officierscorps gegen die obere Leitung desselben. Der König hatte den höchsten Befehl selbst ergriffen; bei seiner Blindheit hatte dies die Folge, daß sein erster Generaladjutant, damals General von Tschirschnitz, thatsächlich die entscheidende Instanz bildete. Amtlich sollte dann der älteste der Generale, Gebser, das Obercommando mit General Sichart als Chef des Generalstabs führen. Aber die Officiere trauten keinem dieser Herren die Fähigkeit und Schneidigkeit zu, sie durch die bedenklichen Verhältnisse siegreich hindurch zu retten; sie brachten ihre Wünsche durch den Kronprinzen an den König, und da die genannten Inhaber der Stellen keinen scharfen Widerspruch erhoben, wurde der begehrte Wechsel noch am 17. Juni vollzogen. Höchstcommandirender wurde General von Arentschild, ein tüchtiger, über die Mißlichkeit der Lage vollkommen klarer Officier, der nur mit Widerstreben die gefährliche Würde übernahm. General-

adjutant, sowohl des Königs, als des Commandirenden, wurde Oberst Dammers, ein gescheidter Mann von lebhaftem, leicht aufbrausendem Temperament und unruhiger Geschäftigkeit, während der neue Chef des Generalstabs, Oberst Cordemann, so wenig wie möglich einzugreifen bestrebt war. In einem Kriegsrathe über den weitern Feldzugsplan waren die Ansichten getheilt. Der König drängte auf unzögerlichen Weitermarsch gegen Süden, um sich mit den Bayern oder dem achten Bundescorps zu vereinigen[1]); die Generale dagegen erklärten mit großer Bestimmtheit einige Tage Aufenthalt für ganz unerläßlich, um die so tumultuarisch zusammengerafften Truppen einiger Maaßen operationsfähig auszurüsten. Und in der That, sie hatten Vieles für ihre Meinung anzuführen. Von den acht Batterien des Corps waren nur fünf bespannt, für die übrigen wurden Pferde erst beschafft, wie es eben ging. Der gleiche Mangel fand beim Train sowohl für die Munitions- als für die Proviantcolonnen Statt; es fehlte vielfach an eisernen Beständen für die Regimenter und in höherem Grade an den erforderlichen Lazarethbedürfnissen. Der König gewährte also einige Tage Aufschub zur Beschaffung des Nothwendigsten: es geschah

[1]) So Meding Memoiren I, 133. Diese Angaben zu bezweifeln, liegt kein Grund vor.

Knorr, Feldzug in Westdeutschland, und nach ihm Andere, haben in gleichem Sinne sogar behauptet, wenn dieser Entschluß sofort gefaßt worden wäre, so hätte die Armee, da General Beyer erst am 19. Cassel erreichte, ganz bequem auf der Eisenbahn nach Cassel und von dort nach Bebra fahren, und dann, durch keinen Gegner behelligt, nach Frankfurt marschiren können. Es ist dabei nur übersehen, daß schon am Abend des 18. ein preußisches Detachement die Friedrich-Wilhelms-Nordbahn bei Melsungen zerstört hatte.

von allen Seiten, was mit der höchsten Anstrengung erreichbar war, aber mangelhaft blieb die Ausrüstung des von den Hülfsquellen der Heimath abgeschnittenen Heeres, unsicher die Verpflegung, und vor Allem bedenklich die Knappheit der vorhandenen Munition und die Unmöglichkeit ihrer Ergänzung. Unter diesen Umständen erklärten zwei Generalstabs-Officiere, Rudorff und Jacobi, dem König, der Zug nach dem Süden könne nur gelingen, wenn es sich dabei lediglich um Ausführung eines Marsches handle; ernsthafte Gefechte könnten von der Truppe nicht geführt werden; sie gaben demnach anheim, mit Preußen Unterhandlungen anzuknüpfen[1]; dies aber wies der König energisch zurück, und so begann die Erörterung der Frage, auf welchem Wege die Verbindung mit den Freunden zu suchen sei. Man wußte nicht, wo deren Truppen standen und wie bald sie schlagfertig sein würden. Man erfuhr, daß ein preußischer Heertheil sich in Kurhessen ausdehne, kannte aber dessen Stärke und Marschrichtung nicht. Nun wäre die geradeste Straße von Göttingen nach Frankfurt eben durch Kurhessen gegangen, etwa nach Überschreitung der Werra über Bebra auf Fulda und Schlüchtern. Da es aber völlig unsicher blieb, ob man hier nicht der Division Beyer begegnen würde, und auch von mehreren an die Prinzen Carl von Bayern und Alexander von Hessen entsandten Boten keine Antwort einlief, so wurde am 20. Juni beschlossen, etwas weiter nach Osten auszubiegen, wo es einstweilen keine preußischen Truppen gab, und über Heiligenstadt und Mülhausen die Richtung auf Eisenach zu nehmen, von wo dann der Weitermarsch nach

[1] v. d. Wengen S. 337.

Süden vollkommen frei gewesen wäre. Durch rastlose Arbeit war indessen die Armee wenigstens für die nächsten Tage in leidlichen Zustand versetzt worden, und konnte am 21. Morgens den Zug auf Heiligenstadt beginnen.

Die Aussichten des Unternehmens standen gerade in diesem Augenblick, allerdings ohne daß das hannover'sche Hauptquartier davon eine Ahnung hatte, äußerst günstig. General von Falckenstein hatte, wie erwähnt, die königliche Anweisung, in erster Linie auf die Entwaffnung der hannover'schen Armee Bedacht zu nehmen, und demnach die Division Göben am 19. Juni den Marsch von Hannover nach Göttingen, fünfzehn Meilen Weges, antreten lassen. Alle Nachrichten lauteten an diesem Tage dahin, daß die Feinde sich in Göttingen verschanzten und dort den Kampf aufnehmen wollten. Demnach gab Falckenstein dem General Beyer den Befehl, von Kurhessen aus seine Truppen nordwärts gegen Göttingen in Bewegung zu setzen, und dort am 23. Juni mit Göben und Manteuffel den Feind von allen Seiten her anzugreifen und zu erdrücken. So geschah es, daß am 21., während die Hannoveraner von Göttingen nach Südosten abzogen, General Beyer, der von Kurhessen aus sie sehr unangenehm in der Flanke hätte fassen können, statt dessen mit großem Eifer nach Norden dem verlassenen Göttingen zustrebte. Es lagen mithin zur Zeit den Hannoveranern alle Straßen nach Süden offen. Völlig unangefochten, nur von der Hitze geplagt, gelangte ihr Hauptquartier am 21. nach Heiligenstadt, am 22. nach Mülhausen, am 23. nach Langensalza. Von dort hatte man noch drei Meilen nach Gotha, nicht ganz vier nach Eisenach; jede dieser Städte war nur mit 2000 Mann besetzt; König Georg brauchte also am 24. seinen Marsch

nur einfach fortzusetzen, so nahm er nach seiner Wahl entweder Gotha oder Eisenach, überschritt die thüringer Eisenbahn, und zog dann ungehindert der Vereinigung mit den Bayern entgegen.

Es war ein starkes Stück, daß Falckenstein es so weit hatte kommen lassen. Dies war so zugegangen.

Eben, als seine Truppen den Marsch gegen Göttingen begannen, empfing er zwei Depeschen von General Moltke mit Nachrichten über die damalige Schwäche des achten Bundescorps in Frankfurt und mit der Aufforderung, so bald wie möglich Front gegen Süden zu nehmen und in raschem Vormarsch diese Contingente auseinander zu jagen. „So bald wie möglich", das hieß und konnte nichts Anderes heißen, als gleich nach Entwaffnung der Hannoveraner. Als aber Falckenstein am 21. Juni die Nachricht erhielt, daß die Feinde von dort nach Mülhausen und Eisenach abgezogen seien, daß sie mithin mehr als zwei Tagemärsche Vorsprung hätten: da gab er die Verfolgung als hoffnungslos auf, und vertiefte sich völlig in die von Moltke ihm eröffnete Aussicht auf glänzende Frankfurter Lorbeeren. Er schrieb dem Könige am 21., daß er jetzt nach dem Abzug der Hannoveraner über seine ferneren Operationspläne noch nichts sagen könne; von Göttingen aus werde er sich nach der Richtung wenden, wo er auf wesentliche feindliche Streitkräfte zu stoßen, hoffen dürfe. Wir werden gleich sehen, daß es nicht die Hannoveraner waren, die er hiebei im Auge hatte.

Man kann nun darüber streiten, ob die Entwaffnung der Hannoveraner für die preußische Kriegführung in der That die Wichtigkeit hatte, welche man in Berlin ihr bei-

legte[1]: sicher ist, daß auch nach ihrem Abmarsch aus Göttingen Preußen alle Mittel hatte, sie zu umstellen und zur Ergebung zu zwingen. Denn die preußische Regierung verfügte über den ganzen Kreis von Eisenbahnen, von Cassel über Göttingen, Magdeburg und Halle nach Gotha und Eisenach, und von dort wieder nach Cassel. Die Strecke von Göttingen in östlicher Richtung über Halle nach Eisenach war vollkommen fahrbar[2]; zwischen Göttingen und Cassel hatten die Hannoveraner bei Münden einen Tunnel verrammelt und eine Brücke zerstört, und geringere Schädigungen hatten der Bahn zwischen Cassel und Eisenach hier Preußen, dort Kurhessen zugefügt; überall aber war man eifrig mit der Herstellung beschäftigt, die an den schlimmsten Stellen etwa zwei Tage fordern mochte. Also am 21. konnte man eine beliebige Truppenmenge von Hannover nach Gotha oder Eisenach, am 23. von Cassel nach Eisenach, am 24. von Göttingen nach Cassel und weiter bewegen, mithin den Hannoveranern in der Besetzung der thüringer Bahn zuvorkommen und damit ihr Entrinnen unmöglich machen.

Moltke hatte bereits in einer Depesche vom 19. Juni den General Falckenstein darauf aufmerksam gemacht, eine seiner drei Divisionen über Magdeburg nach Eisenach zu senden. Der General aber war über diese Andeutung schweigend hinweg gegangen. Moltke veranlaßte dann seinerseits schleunige Entsendung von Landwehren und Besatzungstruppen nach Gotha, wo sie sich mit den zwei Coburger

[1]) Die Vollendung der Mobilmachung der Hannoveraner in fremdem Lande, aus fremden Vorräthen, hätte große Schwierigkeit gehabt und jedenfalls über einen Monat gedauert.

[2]) Das Corps Manteuffel wurde eben damals auf der Bahn in die Nähe von Göttingen befördert.

Bataillonen unter Oberst von Fabeck vereinigten, so wie von zwei Gardebataillonen unter Oberst von Osten-Sacken nach Eisenach. Als aber am 21. Juni in Berlin die Nachrichten über den Marsch der Hannoveraner sich häuften, telegraphirte in der Nacht auf den 22.[1]) nach Allerhöchstem Auftrag General Podbielski an Falckenstein: noch sei es Zeit, eine Division von Hannover über Magdeburg nach Gotha zu schicken, um sich den bei Mülhausen stehenden Hannoveranern vorzulegen; Falckenstein möge Drahtantwort senden, wenn er einverstanden sei. Man weiß nun, daß solche Empfehlung einer Maaßregel durch den höchsten Kriegsherrn einem Befehle gleich gilt, wenn nicht materielle Unmöglichkeit oder deutliche Gefahr dagegen eingewandt werden kann. Beides war hier zweifellos nicht der Fall, und Falckenstein hätte die Entsendung der Division pflichtmäßig verfügen müssen. Er aber, des Wunsches voll, sich nicht durch hannover'sche Kämpfe von Frankfurt ablenken zu lassen, erwiderte, die begehrte Entsendung sei unmöglich, da alle seine Truppen bereits auf dem Marsche nach Göttingen begriffen, und nur unzulängliche Reste in Hannover zurückgeblieben und zur Fahrt nach Gotha verfügbar seien. Auf neue Meldungen von Moltke über den Marsch der Hannoveraner befahl er am 22. Juni der Division Beyer, umzukehren, sich an der Werra bei Ötmannshausen, vier Meilen nördlich von Eisenach, zu versammeln, und Recognoscirungen gegen diese Stadt auszusenden. Seine Absicht war, den beiden andern Divisionen am 23. Juni Ruhetag in Göttingen zu geben, und sie am 24. den Marsch nach Cassel und Frankfurt beginnen zu lassen. Am 23. aber kam zunächst eine dringende Aufforderung

[1]) So ist die Zeitangabe in dem Tagebuch der Mainarmee.

Moltke's, und einige Stunden später ein formeller Befehl des Königs, ein starkes Detachement aus allen Waffengattungen schleunigst auf der Casseler Bahn nach Eisenach zu schicken. Es wäre leicht zu machen gewesen, vermittelst einer Bahnfahrt von Göttingen bis zu dem versperrten Tunnel, dann kurzen Fußmarsches bis zu der Werra-Brücke, dort Besteigung eines von Cassel entgegengesandten Zuges. Aber trotz alledem blieb Falckenstein auf seinem Sinne. Er berichtete sowohl an den König als an den Kriegsminister, daß die Eisenbahn Göttingen-Cassel noch nicht hergestellt, der königliche Befehl mithin unausführbar sei. Meine Absicht, sagte er, dem Feinde den Rückzug über Eisenach oder Gotha zu verlegen, ist demnach gescheitert. Im Übrigen denke er, Göben und Manteuffel über Cassel nach Frankfurt, Beyer aber von Ötmannshausen nach Eisenach marschiren zu lassen, wo er vielleicht noch einige hannover'sche Nachzügler abschneiden könne. Ich beabsichtige, schloß er, bei Frankfurt das achte Bundescorps zu zersprengen, dadurch die Rheinprovinz zu decken, Baden zu degagiren, die Bayern von Sachsen und Böhmen abzuziehen.

So lagen am 23. Juni die Dinge auf preußischer Seite: Göben und Manteuffel standen in und bei Göttingen, Beyer gelangte nach Ötmannshausen; zwei unbedeutende Abtheilungen hielten Gotha und Eisenach besetzt. Warum brachen hier die 18000 Hannoveraner nicht durch?

Es ist wunderlich, an welchen Fäden zuweilen die Geschicke der Menschen und der Staaten hängen. Auf die jetzt folgenden Verhandlungen müssen wir etwas näher eingehen, da sie vielfach zum Gegenstand entstellender und gehässiger Darstellung gemacht worden sind.

Im Berlin hatte man bisher an keine Annexion außer Schleswig-Holstein, und noch weniger an den Sturz eines deutschen Fürstenhauses gedacht. Dem Könige war es ein persönlicher Kummer, mit so nahe verwandten und befreundeten Fürsten, wie den Königen von Hannover und Sachsen, im Streite zu stehen, und Bismarck drängte schon aus Rücksicht auf die fremden Großmächte zu möglichst gemäßigter und versöhnlicher Politik. Wie er nach dem 15. Juni dem hessischen Kurfürsten wiederholt das preußische Bündniß angeboten hatte, so rieth er auch jetzt zu einer letzten Friedensverhandlung mit Georg V. Nachdem man also in der Nacht auf den 22. Juni dem General Falckenstein die Entsendung einer Division auf die thüring'sche Bahnlinie anheim gegeben, telegraphirte Moltke dem Obersten Fabeck den Befehl nach Gotha, durch einen seiner Officiere die hannover'sche Armee, da sie vollständig umstellt sei, zur Waffenstreckung aufzufordern. Ganz in diesem Zusammenhang ging dann auch an Falckenstein den 23. Juni der Befehl zu schleuniger Besetzung Eisenachs.

Im hannover'schen Hauptquartier zu Langensalza, wo die preußische Aufforderung am 23. überreicht wurde, traf sie auf günstige Stimmung.

Man war dort in völlig unklarer Lage, hatte widersprechende Nachrichten über Freund und Feind, und die Officiere blieben fest in der Ansicht, daß man bei der mangelhaften Ausrüstung wohl marschiren, aber nicht kämpfen könne, vielmehr im ersten Gefechte die vorhandene Munition verbrauchen würde. Von Waffenstreckung wollte man zwar nichts wissen, wünschte aber um so mehr, in friedlicher Weise nach Süddeutschland zu gelangen. Demnach sandte der

König den Major Jacobi nach Gotha, um dort telegraphisch mit Moltke zu verhandeln, und nebenbei über die Stärke der dort stehenden Gegner Kundschaft zu suchen. Jacobi kam Abends in Gotha an, und auf seine Meldung an Moltke schrieb dieser den Vorschlag zurück, König Georg möge außerhalb Hannovers einstweilen Wohnung nehmen, seine Armee aber nach Göttingen zurückmarschiren, dort die Officiere beurlaubt, die Mannschaften in die Heimath entlassen werden. Jacobi sandte darauf nach Mitternacht den Gegenvorschlag, wenn Preußen den König Georg mit seiner Armee ungehindert nach Süddeutschland ziehen lasse, so werde der König sich verpflichten, seine Truppen auf längere Zeit an Feindseligkeiten gegen Preußen keinen Theil nehmen zu lassen. Von Waffenstreckung könne keinenfalls die Rede sein, ehe ein hannover'scher Officier durch den Augenschein von der Umzingelung durch eine erdrückende Übermacht sich überzeugt habe. Moltke verhieß, dies Alles am folgenden Morgen dem König Wilhelm vorzulegen. In der Frühe des 24. Juni reiste darauf Jacobi zurück, nachdem er in Folge verschiedener Wahrnehmungen das irrige Bild einer starken preußischen Besatzung in Gotha gewonnen hatte.

Auf seinen Bericht wurde dann von König Georg beschlossen, die Unterhandlung fortzusetzen. Zu diesem Behufe sollte mit Jacobi der Generaladjutant des Königs, Oberst Dammers, nach Gotha gehen, um sich mit dem dort commandirenden preußischen General in's Benehmen zu setzen. Es war dies eine unglückliche Wahl, da Dammers sehr erregbar und in solcher Stimmung zu bedenklichen Mitteln bereit war. In Gotha zeigte sich, daß es dort keinen preußischen General als den Herzog Ernst gab; dieser aber hatte kein

Commando, erklärte sich jedoch bereit, als Herzog von Coburg-Gotha eine Vermittlung zwischen den beiden Königen zu versuchen. Mit ihm verabredete Dammers dann eine Depesche nach Berlin, in welcher Hannover für freien Durchlaß der Armee nach Süddeutschland, Unthätigkeit seiner Truppen für ein Jahr anbot. Unmittelbar nachher aber schickte Dammers heimlich eine Botschaft nach Langensalza: die preußische Besatzung sei sehr schwach, man möge schleunigst zum Angriff übergehen. Indessen erschien gleich nachher ein Telegramm von Moltke, als Antwort auf Jacobi's während der Nacht gestellte Anträge: Oberst Fabeck solle den Hannoveranern volle Auskunft über Stärke und Stellung der preußischen Truppen geben; zur Friedensverhandlung sei der Generaladjutant Sr. Majestät, General von Alvensleben, mit Extrazug nach Gotha unterwegs. Hienach konnte auch Oberst Dammers an der ehrlichen Friedensliebe Preußens nicht zweifeln: als er aber jetzt von Oberst Fabeck positiv erfuhr, wie geringfügige Streitkräfte sich in Gotha und Eisenach befanden, blieb er bei einem Verhalten, welches aufrichtig zu nennen, unmöglich ist. Zunächst ließ er sich mit dem Herzog, dem Minister Seebach und dem Obersten Fabeck zu einer Abrede herbei, daß keine Feindseligkeiten vor der Ankunft Alvensleben's in Langensalza erfolgen sollten, es sei denn, daß sich dieselbe bis zum folgenden Tage verzögere; der Herzog von Coburg verhieß seinerseits, daß bis dahin keine preußischen Verstärkungen auf der Eisenbahn herangezogen werden sollten. Wurde nun diese Übereinkunft auf preußischer Seite, wie es Dammers hoffte, gehalten, auf hannover'scher aber, wie es der Oberst beabsichtigte, gebrochen, so wären damit die Aussichten Hannovers offenbar erheblich verstärkt

worden. Dammers fuhr dann gegen Mittag nach Langensalza zurück; Jacobi blieb in Gotha, um später den General Alvensleben zum König Georg zu geleiten.

Unterdessen aber war König Georg auf ganz ähnliche Gedanken wie Oberst Dammers gekommen. In den ersten Morgenstunden war ein Anderer seiner Generalstabsofficiere, Oberstlieutenant Rudorff, ohne höhern Befehl mit einer kleinen Streifpartei auf Eisenach zugeritten, hatte von einem gefangenen preußischen Gardisten die Schwäche der Eisenacher Garnison erfahren, sich dann auf eigene Faust als Unterhändler constituirt, und den Obersten von Osten-Sacken aufgefordert, den Platz bis drei Uhr Nachmittags zu räumen, da er ihn gegen die Übermacht der ganzen hannover'schen Armee doch nicht halten könnte. Nach Osten-Sacken's entschiedener Ablehnung war Rudorff eiligst zum Könige zurückgesprengt, und hier erschien dann die erste Wirkung von Falckenstein's eigenmächtigem Verfahren. Keine starke Besatzung in Gotha, rief der König, keine in Eisenach; es war also eine grundlose Aufschneiderei, wenn Moltke uns eine vollständige Umzingelung melden ließ. Er befahl auf der Stelle, daß seine Truppen zum Angriff auf Eisenach Stellung nehmen sollten, und schickte den Rittmeister von der Wense nach Gotha mit der Bestellung, daß alle Unterhandlungen abgebrochen seien und die militärischen Operationen ihren Fortgang haben würden.

Sowohl Herzog Ernst als Major Jacobi waren bei dieser Meldung höchst erstaunt. Es kann nicht anders sein, rief der Herzog, dieser Entschluß ist in Langensalza gefaßt worden, ehe Oberst Dammers mit der Nachricht über unsern Stillstandsvertrag dorthin zurückgekommen ist: der Rittmeister

bestätigte dies; er sei dem Obersten halbwegs begegnet, habe ihm seinen Auftrag mitgetheilt, aber nur den Befehl von ihm bekommen, den Auftrag zu vollziehen. Des Herzogs Befremden wuchs; es sieht aus wie Felonie, sagte er. Darüber kam aus Berlin ein Telegramm von Bismarck, Antwort auf den letzten Vorschlag Dammers'. Der König genehmige denselben, wenn für die Waffenruhe der Hannoveraner die nöthigen Garantien gegeben würden; Alvensleben werde darüber verhandeln. Damit schien dem Herzog der Friedensschluß gesichert, und er veranlaßte den Rittmeister, zurückzueilen, um ein völlig unnöthiges Blutvergießen zu hindern. Der Rittmeister ritt, was er konnte, machte aber mit seiner Friedensbotschaft keinen Eindruck auf den blinden, von Rudorff und Dammers vorwärts gedrängten König, der so eben eine seiner Brigaden gegen Eisenach in Marsch gesetzt hatte, und jetzt in einem Briefe an Herzog Ernst die Erklärung aussprach, daß er die militärischen Operationen nicht länger aufschieben könne, aber bereit sei, während derselben in Unterhandlung mit Alvensleben einzutreten. Ohne Zweifel dachte er, als siegreicher Eroberer den General in Eisenach zu empfangen.

Dieser Erfolg aber war dem plötzlich so eifrig gewordenen Fürsten nicht bestimmt.

In Gotha besprachen der Herzog und Jacobi, nachdem von der Wense abgeritten, nochmals die Lage. Eben kam Nachricht, daß sich bei Mechterstedt, halbwegs zwischen Gotha und Eisenach, ein Gefecht entsponnen habe, und der Herzog erklärte auf's Neue, die Befehle König Georg's zum Beginn der Feindseligkeiten seien gewiß vor Dammers' Rückkehr, also ohne Kenntniß der mit diesem verabredeten Waffenruhe, er-

lassen worden. Jacobi war derselben Meinung; vollends nach Bismarck's Depesche schien ihm jedes Blutvergießen doppelt frevelhaft, und so willigte er ein, an den hannover'schen Befehlshaber in Mechterstedt ein Telegramm zu senden, daß nach der Annahme der hannover'schen Friedensvorschläge durch Preußen Feindseligkeiten zu vermeiden seien. Dies hatte die Folge, daß der Commandeur der gegen Eisenach vorgehenden Brigade, Oberst Bülow, den Angriff einstellte, und statt dessen, da seine Regimenter durch vielfaches Hin- und Hermarschiren bei Tag und bei Nacht höchst ermüdet waren, mit Osten-Sacken für die beiderseitigen Truppen eine Waffenruhe bis zum nächsten Morgen vereinbarte. König Georg war äußerst zornig, als er es erfuhr, fand sich aber doch nicht bemüßigt, auch diese Abrede aufzukündigen, zumal am Abend die Meldung einlief, daß der so eben in Gotha angelangte General Alvensleben nur dann zur Friedensberedung herüberkommen werde, wenn unterdessen alle Feindseligkeiten eingestellt blieben.

Die welfische Presse hat seitdem den Major Jacobi auf das Heftigste als das schwarze Ungeheuer gebrandmarkt, ohne dessen Dazwischentreten König Georg Eisenach genommen, seine Armee triumphirend nach Bayern geführt, und damit der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben hätte. Wir haben jedoch gesehen, daß zunächst Jacobi aus völlig ehrenhaften Motiven gehandelt hat, und was den Angriff auf Eisenach betrifft, so hatte der König zwei seiner Brigaden zur Deckung gegen Gotha stehen lassen, und die beiden andern zählten nur 5500 Mann, so daß die Einnahme Eisenachs gegen die 2000 Zündnadeln Osten-Sacken's keineswegs über jeden Zweifel erhaben war. Wäre sie aber auch gelungen,

so hätten vor dem Weitermarsch nach Süden doch vor allen Dingen die beiden andern Brigaden nebst der Armeebagage am 25. Juni nach Eisenach gezogen werden, also einen Marsch von drei bis vier Meilen zurücklegen müssen. Darüber wäre der Tag vergangen; der Zug nach Bayern hätte erst am 26. beginnen können, und wie dann die Verhältnisse gestanden hätten, werden wir sogleich sehen.

Oberst von Osten-Sacken hatte nach Rudorff's drohender Aufforderung nicht gesäumt, bei seinen Waffengefährten auf das Dringendste Hülfe zu erbitten. General Beyer war, nach dem am 23. Juni erhaltenen Befehl, im Marsche von Ötmannshausen nach Eisenach, hatte freilich am 24. an Falckenstein gemeldet, daß er bei der Erschöpfung seiner hin und her gehetzten Truppen höchstens mit zwei Bataillonen an diesem Tage Eisenach erreichen würde: aber nach Osten-Sacken's Botschaft durfte von Ermüdung keine Rede sein, und schon am Abend trafen sechs Compagnien in Eisenach, und im Laufe der Nacht fünf Bataillone in Kreuzburg ein, nur noch drei Stunden von Eisenach entfernt, und am 25. zum Eingreifen in den Kampf bereit. Zugleich hatte aber Osten-Sacken auch an Göben telegraphirt, der am 24. Vormittags mit seiner Division in Münden angelangt war. Eingedenk des königlichen Befehls vom vorigen Tage gab er das Hülfegesuch sofort an Falckenstein weiter, und meldete, daß er ohne Aufenthalt nach Cassel zu marschiren gedenke, um von dort mit der Bahn Verstärkung nach Eisenach zu senden [1]). Dies wurde mit rastlosem Eifer vollzogen; noch im Dunkel der

[1]) Wengen's Erörterung S. 768 setzt Göben's Initiative in zu scharfes Licht. Göben hat nicht daran gedacht, in die Schranken der Militärhierarchie eine Bresche zu legen.

Nacht kam Göben mit fünf Bataillonen in Eisenach an; im Laufe des Vormittags, am 25. Juni, wuchs die hier versammelte Streitmacht auf 11000 Mann, für welche in jeder Stunde weitere Verstärkung aus Cassel verfügbar war. An ein Durchbrechen der Hannoveraner auf diesem Punkte war nicht mehr zu denken.

Gleichzeitig hatte übrigens Moltke auch für die Sicherung Gothas gesorgt. Wir sahen, wie Falckenstein die zweimalige Empfehlung dieser Maaßregel von der Hand gewiesen hatte: um acht Uhr Morgens am 24. Juni erfolgte endlich der kategorische königliche Befehl. Wie oben bemerkt, war man in Berlin der Meinung, Jacobi's Forderung, Einsicht in die preußischen Stellungen zu nehmen, sei wohlberechtigt; so theilte Moltke dem General Falckenstein dieses Begehren mit, und schloß daran „den erneuten Befehl Sr. Majestät", die betreffenden preußischen Abtheilungen zu verstärken, was noch jetzt auf der Eisenbahn über Magdeburg geschehen solle. Als über die Ausführung des Befehls am Nachmittag noch keine Meldung eingelaufen war, telegraphirte kurz vor sechs Uhr Moltke auf's Neue an Falckenstein: heute früh, Befehl Sr. Majestät, über Magdeburg Truppen nach Gotha-Eisenach zu senden; Verstärkung der dortigen kleinen Detachements höchst wichtig; die Unterhandlung mit der hannover'schen Armee dauert fort; voraussichtlich wird sie heute nicht beendigt, und morgen sich zerschlagen; welche Anordnungen haben Sie getroffen? Die hier ausgesprochene Besorgniß des Bruches hatte guten Grund in der Bedrohung Eisenachs durch die Hannoveraner; was Falckenstein's Anordnungen betrifft, so hatte sich mit dem Berliner Telegramm sein bald nach fünf Uhr abgegangener Bericht gekreuzt, daß Göben die Hälfte seiner

Division nach Eisenach, Manteuffel fünf Bataillone seines Corps in Erfüllung der königlichen Befehle unter General v. Flies nach Gotha sende[1]). Dieser letztere Transport fand übrigens Schwierigkeiten auf der Eisenbahn, so daß die Truppen erst am Abend des 25. in Gotha anlangten, und damit die Besatzung auf 8500 bis 9000 Mann verstärkten.

Während diese verschiedenen Truppenzüge auf den Eisenbahnen dem Thüringer Walde entgegen rollten, verhandelte in den Morgenstunden des 25. Juni General Alvensleben mit König Georg in Langensalza die Frage des Durchmarsches der Hannoveraner nach Süddeutschland. Sehr bald aber zeigte sich unlösbare Differenz bei zwei Punkten. Dort im Süden wollte der König die zur Bedingung gemachte Waffenruhe seiner Truppen nicht für ein Jahr, wie sie Dammers Tags zuvor zugesagt hatte, sondern nur für acht Wochen bewilligen. Sodann, von Garantien dieser Waffenruhe wollte er nichts wissen; dafür genüge sein königliches Wort. Es war vergebens, daß Alvensleben ihn darauf hinwies, wie die hannover'sche Armee dort im fremden Lande unter Umständen einen starken Druck auf Theilnahme am Kriege erfahren könnte. Der König blieb unerschütterlich, wollte aber doch nicht brechen, sondern begehrte eine Bedenkzeit von 24 Stunden, nach deren Ablauf (zehn Uhr Vormittags) er seine endgültige Entschließung in Berlin mittheilen werde. Alvensleben bewilligte diese Frist, und es wurde darauf von ihm und Dammers ein Document folgendes Inhalts unterzeichnet: „Es besteht bis auf Weiteres Waffenstillstand zwischen den preußischen und hannover'schen Truppen; der eventuelle Wiederbeginn der Feindseligkeiten

[1]) Nach diesen Documenten ist die Darstellung v. d. Wengen's S. 710 zu berichtigen.

wird befohlen werden.“ Dieser Wortlaut entsprach leider nicht genau der vorhergegangenen mündlichen Besprechung. Die Hannoveraner meinten, der Stillstand laufe bis zur erfolgten Kündigung; in Berlin und Gotha aber war man nach Alvensleben's Bericht über sein Gespräch der Ansicht, daß beiderseits nur an eine Waffenruhe von 24 Stunden gedacht werden sei. Alvensleben, nach Gotha zurückgekehrt, telegraphirte um zwei Uhr an König Wilhelm das Ergebniß seiner Sendung, mit der Bitte, Falckenstein von dort aus den Stillstand zu melden, da die Verbindung zwischen Gotha und Eisenach durch die Hannoveraner in Mechterstedt unterbrochen sei. Der König befahl, dies mit dem Zusatz, der größeren Sicherheit wegen die Meldung auch direct an General Göben nach Eisenach zu senden. Es war der Tag vor dem Einrücken der schlesischen Armee in Böhmen, vor den ersten Gefechten des Prinzen Friedrich Carl an der Iser; man begreift, wie sich in Berlin die Geschäfte und die Telegramme drängten: so wurde es sechs Uhr, bis Moltke's Depesche an Göben abging, und neun Uhr, bis sie nach Eisenach gelangte. Moltke schrieb, daß Stillstand von 24 Stunden bewilligt sei; den genauen Anfangs- und Schlußtermin werde er noch melden; übrigens sei Alles vorzubereiten, um die Sache im Falle des Bruches durch Angriff zu Ende zu bringen.

General Falckenstein war unterdessen Nachmittags am 25. Juni selbst nach Eisenach gekommen, und hatte, so wenig Trieb zum Kampfe mit den Hannoveranern er sonst empfand, jetzt doch nach Moltke's gestrigem Telegramm alle Anordnungen zu einem concentrischen Vormarsch gegen den Feind, von Kreuzburg, Eisenach und Gotha her, auf morgen früh vier Uhr getroffen. Er war in der grimmigsten Stimmung;

die Verzögerung seines schönen Marsches auf Frankfurt, die ihm aufgenöthigte Entsendung des Generals Flies, der Zwang zur Verfolgung der ihm sehr gleichgültigen Hannoveraner, das Alles setzte sein immer heißes Blut in Wallung. Da meldete sich bei ihm bald nach seiner Ankunft Oberstlieutenant Rudorff, und begehrte auf Grund des mit Alvensleben geschlossenen Stillstandes einen Extrazug nach Berlin, um die Antwort König Georg's dorthin zu überbringen. Falckenstein, der seinerseits noch keine Nachricht über den Stillstand erhalten, wohl aber eine angeblich sichere, in Wahrheit allerdings grundlose Meldung von dem Erscheinen bayerischer Truppen bei Vacha bekommen hatte, hielt Rudorff's Erscheinen für eine hannover'sche Finte, um Zeit für die Vereinigung mit den Bayern zu gewinnen, und wies jenen barsch und unhöflich mit der kurzen Bemerkung ab, er möge sich einen Extrazug von Alvensleben geben lassen[1]). König Georg, als er das erfuhr, war außer sich, meinte darin einen treulosen Bruch der am Morgen geschlossenen Abrede zu sehen, und zog vorsichtig seine Truppen aus der Nähe von Eisenach zurück. Falckenstein aber blieb dann auch nach dem Empfange von Moltke's Telegramm bei seiner Meinung, daß Alvensleben sich habe gründlich täuschen lassen, daß die verlangte Bedenkzeit nur die Vereinigung mit den Bayern zum Zwecke habe, daß hier für Preußen Selbsterhaltung geboten sei. Dies schrieb er auf den Rand von Moltke's Depesche, und

[1]) Es kam dazu das Mißtrauen gegen die Loyalität der Hannoveraner wegen des Versuchs auf Eisenach trotz des Dammers'schen Vertrags. Sodann war es befremdend, daß Rudorff zu der sehr eiligen Reise nach Berlin von Langensalza nicht nach Gotha ging, sondern den Umweg über Eisenach machte, was Knorr I, S. 272 sehr gut entwickelt und Wengen S. 727 nicht zu widerlegen vermag.

telegraphirte ihm umgehend zurück, bei dem Heranrücken der Bayern müsse er morgen in aller Frühe die Hannoveraner angreifen, weil er sonst zwischen zwei Feuer kommen und keine Verantwortung weiter übernehmen könne. Indessen, als er am 26. Juni Morgens vier Uhr eben zu Pferde steigen wollte, empfing er Moltke's Antwort, daß der Stillstand bis zehn Uhr dauere, vorher aber Oberst von Döring noch zu einer Unterhandlung an König Georg gesandt werde; nach zehn Uhr sei anzugreifen, falls nicht Döring den Friedensschluß melde. Falckenstein, äußerst unwillig, entließ die Truppen, und sandte einen Officier nach Langensalza mit der Botschaft, daß er den Stillstand respectiren werde. Dies beruhigte den König Georg einiger Maaßen, so daß er auf die Sendung des Oberstlieutenants Rudorff nach Berlin zurückkam, und ihn dieses Mal über Gotha gehen zu lassen, beschloß. Rudorff sollte für freien Durchmarsch nach dem Süden Neutralität auf acht Wochen verheißen, mit dem Zusatze, daß bei entgegenstehendem Drängen anderer Regierungen der König seine Armee beurlauben würde. Dies Anerbieten hätte schwerlich in Berlin ausgereicht; dort aber hatte Bismarck schon Tags zuvor von dem etwas zweifelhaften Könige die Erlaubniß erlangt, in Langensalza noch einen Versuch mit dem Bündnißantrage des 14. Juni zu machen, der bei der bedenklichen Lage der jetzt in der That umstellten hannoverschen Armee vielleicht bessere Aussicht als während der verhängnißvollen Nacht in Herrnhausen, haben würde. Noch am Abend des 25. wurde Döring mit diesem Auftrage abgesandt; noch einmal war eine Möglichkeit eröffnet, im Laufe des 26. Juni zum Frieden zu gelangen. Wiederum aber sollte ein neuer Zwischenfall die Lage völlig verwandeln.

Während Döring's Nachtfahrt erhielt Bismarck Nachts um zwei Uhr eine Depesche des Landraths von Mülhausen, daß, als er gestern Abend von einem Besuche in Gotha nach Mülhausen zurückgekommen sei, er die Stadt in höchster Aufregung gefunden habe: die ganze hannover'sche Armee sei, Feindseligkeiten verübend, dort durchmarschirt[1]. In Berlin konnte man hierauf nur annehmen, daß der Gegner der sich ihm jetzt nahen Umzingelung durch einen Marsch nach Norden ausweichen wolle; dies hätte die ganze Basis der Unterhandlung geändert, und Bismarck telegraphirte dem Herzog von Coburg, daß Döring's Sendung dadurch obsolet geworden sei, Moltke aber forderte Falckenstein und Flies auf, dem Feinde zu folgen und den noch bei Göttingen stehenden Manteuffel für einen Zusammenstoß mit den Hannoveranern zu verstärken. Als dann am Morgen des 26. Döring in Gotha ankam, erfuhr er allerdings sogleich, daß die Nachricht des Landraths falsch gewesen, und die Hannoveraner ruhig bei Langensalza ständen, so daß er ohne Bedenken seine Sendung dorthin antrat. Aber bereits war General Flies in Folge des Moltke'schen Befehls im Marsche gegen die Hannoveraner, und als ihm eine Meile vor Gotha Oberstlieutenant Rudorff begegnete und um Durchlaß zu seiner Berliner Reise bat, erklärte er demselben, die 24 Stunden des Waffenstillstandes seien abgelaufen, und er habe Befehl, vorzugehen, könne ihn also nicht mehr passiren lassen, gab ihm jedoch einen seiner Officiere mit, um dem Könige die bevorstehende Ankunft Döring's in Langensalza anzumelden, und machte seinerseits mit seinen Truppen Halt, um das Ergebniß der Unterhandlung Döring's abzuwarten.

[1] In Wahrheit war es nur eine fouragirende Colonne gewesen.

Diese zweite Zurückweisung Rudorff's, wie die erste mit einer kriegerischen Haltung des preußischen Commandanten verbunden, brachte nun bei dem stolzen Könige von Hannover das Maaß zum Überlaufen. Als Döring bald nachher in Langensalza ankam, berichtete ihm der vorausgeschickte Officier, daß der König alle ihm gemachten Anträge ablehne. Von dem Fürsten vorgelassen, fand Döring einen General und einen Civilbeamten bei ihm; er sprach sein Bedauern aus, daß Majestät zu einem Übereinkommen, wodurch Blutvergießen verhindert würde, nicht geneigt sei; er halte sich aber dennoch verpflichtet, einen Versuch zur Verständigung zu machen. Der König fragte kurz: von wem haben Sie Ihren Auftrag? und auf Döring's Antwort, von Sr. Majestät, folgte die weitere Frage: vom Könige selbst? Döring erwiderte: durch den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck. Der König rief: was will der Mensch? Der Oberst bat allerunterthänigst, zu bedenken, daß von einem preußischen Minister die Rede sei. Nun, sagte der König, wir sind Alle Menschen; theilen Sie mir Ihren Auftrag mit. Döring las darauf dem Könige den wesentlichen Inhalt der ihm ertheilten Instruction vor. Bei der Stelle, wo nochmals ein Bündniß angeboten wurde, unterbrach ihn der König: ach was, Bündniß! und nun folgte ein leidenschaftlicher Erguß, er könne die Vorschläge nur durch einen feierlichen Protest gegen das völkerrechtswidrige Verfahren Preußens beantworten; man habe seine Parlamentäre angehalten, mit ihm auf unbestimmte Zeit Waffenstillstand geschlossen, und nachdem er, darauf bauend, seine Truppen in weitläufige Cantonnements verlegt, rücke man gegen ihn vor. Döring warf ein, daß er nur von einer 24stündigen Waffenruhe wisse, welche abgelaufen sei.

Nein, rief der König, Alvensleben hat auf unbestimmte Zeit geschlossen, und seine beiden Begleiter bestätigten die Angabe. Nun denn, erklärte darauf Döring, in diesem Falle halte ich mich berechtigt, den Stillstand zu kündigen, und wenn Ew. Majestät bei der Ablehnung der Anträge beharren, so wird dies geschehen und der Angriff erfolgen. Ich habe, schloß der König, Ihnen weiter nichts mitzutheilen, als die Wiederholung meines Protestes[1]).

Damit waren die Würfel geworfen und der offene Kriegsstand erneuert. In Berlin erwartete man hierauf stündlich die Nachricht, daß Falckenstein gleich nach zehn Uhr den Angriff von allen Seiten eröffnet und damit die Capitulation der Hannoveraner erzwungen hätte. Man hielt dies für so sicher, daß Moltke bereits die Instruction Falckenstein's für die süddeutschen Operationen niederschrieb, und der König den General mit der provisorischen Verwaltung Kurhessens beauftragte, unter der besondern Bemerkung, sofort eine gewisse Aufforderung an den Befehlshaber der kurhessischen Truppen zu erlassen. Allein Falckenstein bewegte sich nach ganz andern Vorstellungen, als man in Berlin vermuthete. Nachdem ihn Moltke von dem Angriff auf die Hannoveraner in der Morgenfrühe abgehalten, hatten sich seine Gedanken vollständig auf das angebliche Heranrücken der Bayern gesammelt, und als dann auch die nicht ganz unrichtige Kunde einlief, daß das

[1]) So Döring's unmittelbar nachher geschriebener Bericht, dessen Inhalt auch sachlich in jeder Beziehung den Verhältnissen entspricht. Wenn König Georg im Herbst dem Herrn von Hammerstein geschrieben hat, Döring selbst habe seinem Antrage die Bemerkung vorausgeschickt, derselbe sei factisch eigentlich schon erledigt, da Falckenstein zum Angriff vorrücke, so erklärt sich ein solches Mißverständniß durch die tiefe Erregung des Fürsten. Die innere Unmöglichkeit, daß Döring im Beginn der Unterhandlung so gesprochen, wird keines Beweises bedürfen.

achte Bundescorps im Vormarsch auf Gießen begriffen sei, wurde er völlig von der Sorge eingenommen, von den Süddeutschen und den Hannoveranern zwischen zwei Feuer genommen zu werden. So kam er zu dem Entschlusse, nach beiden Seiten Front zu machen, 18000 Mann unter Göben und Beyer westlich von Eisenach bei Gerstungen und Berka gegen die Bayern aufzustellen; für den Kampf gegen die Hannoveraner aber bestimmte er das auf 15000 zu bringende Corps Manteuffel, welches von Norden, und das 9000 Mann zählende Detachement Flies, welches von Süden her den Feind bedrängen sollte. Da aber Manteuffel, der noch in Göttingen stand, zwei Tagemärsche bedurfte, um an den Feind zu gelangen, also vor dem 29. Juni nicht mitwirken konnte, so sandte Falckenstein an Flies den Befehl, zunächst nicht anzugreifen, so lange der Feind in Langensalza stehe; wenn er aber aufbreche, ihm an der Klinge zu bleiben (d. h. ihn nicht aus den Augen zu verlieren).

Die Verkehrtheit einer solchen Theilung der Streitkräfte ist auch für den Laien einleuchtend. Gerade wenn Falckenstein zwischen zwei Feuer zu gerathen besorgte, war nichts dringender, als die eigne Macht zusammen zu halten, um so durch volle Überlegenheit den nächsten Gegner zu erdrücken, ehe der andere heranzukommen vermochte. Hätten die Bayern damals in der That bei Vacha, vier Meilen von Eisenach entfernt, gestanden, wie es gemeldet wurde, so hätte Falckenstein noch immer zu einer solchen entscheidenden Operation die Zeit gehabt. Auch war man in Berlin auf das Bestimmteste dieser Meinung, und als am Abend des 26. noch immer keine Nachricht von einem Kampfe Falckenstein's einlief, und statt dessen der Regierungspräsident von Erfurt (irrig)

meldete, die Hannoveraner marschirten ostwärts auf Tenstedt und Sömmerda, da telegraphirte König Wilhelm selbst an Falckenstein: „Ich wiederhole Befehl durch General Moltke, daß Sie alles Disponible concentriren, per Marsch und Eisenbahn, um Capitulation zu erzwingen. Coûte que coûte. Bayern sollen in Meiningen sein.“ Wie wenig Falckenstein hiemit einverstanden war, geht aus seiner umgehend erlassenen Antwort hervor: „Ew. Majestät Befehl wird ausgeführt; ob günstiger Erfolg möglich sein wird, ist nicht vorauszusehen.“ Seine Meinung war nach wie vor, daß Göben und Beyer gegen die Hannoveraner nicht disponibel, und folglich Manteuffel und Flies des Sieges nicht absolut sicher seien. Für den nächsten Tag, den 27. Juni, war nach dieser Auffassung nichts zu unternehmen, da Manteuffel noch weit entfernt war. Indessen kamen noch spät in der Nacht Herzog Ernst und Oberst Döring nach Eisenach herüber, und erzählten, daß nach den letzten Wahrnehmungen die Hannoveraner nach Norden in Bewegung seien, vielleicht, um sich in den Schluchten und Päſſen des Harzes Deckung zu suchen. Falckenstein gab darüber Manteuffel Nachricht, und befahl Flies, dem Abmarsch der Hannoveraner zu folgen und gelegentlich ihren Nachtrab anzugreifen. Als aber der Herzog zu diesem Zweck einige Verstärkung für Flies erbat, wies Falckenstein ihn kurz ab, er bedürfe seine Truppen bei Eisenach selbst zur Deckung gegen die Bayern. Am Morgen des 27. erhielt er darauf jene Ordre des Königs, die ihn zum provisorischen Gouverneur von Kurhessen ernannte, und beschloß auf Grund derselben, sich am Nachmittag nach Cassel zu begeben, obgleich der sofortige Brief an den hessischen General sich ebenso wohl auch in Eisenach hätte schreiben und expediren lassen. Im Augen=

blick der Abreise, gegen drei Uhr, erhielt er durch einen von Gotha gekommenen Officier die mündliche Meldung, daß Flies mit dem hannover'schen Nachtrab bei Langensalza an der Unstrut im Gefecht stehe, den Fluß jedoch nicht zu überschreiten gedenke, und zugleich überreichte ihm Oberstlieutenant Veith vom großen Generalstab ein an ihn (Veith) gerichtetes Telegramm Moltke's, von dessen Inhalt aber Falckenstein, wie es scheint, erst während der Fahrt Kenntniß nahm, da die wesentlichen Sätze desselben sonst wohl weitere Entschlüsse und schnellere Antwort veranlaßt hätten. Dieselben lauteten: „alle Bayern und Reichstruppen jetzt Nebensache, unbedingter Wille Sr. Majestät, daß Hannoveraner sofort angegriffen und entwaffnet werden. Wie hat General Falckenstein für heute disponirt? Antwort sogleich." Der General sandte die Antwort am Abend aus Cassel: die Hannoveraner seien nach Norden in Marsch, Manteuffel habe Befehl, ihnen dort alle Straßen zu verlegen; Flies folge ihnen und habe heute Morgen an der Unstrut Gefecht gehabt; hier noch keine Meldung darüber; Göben und Beyer bleiben bei Eisenach; Falckenstein denke, nach Eisenach zurückzukehren, wo die Verhältnisse Aufmerksamkeit erfordern; das Telegramm an Veith sei zu spät in seine Hände gelangt, und dürfte hienach erledigt sein. Wie wir sehen, war der General noch immer in voller Selbstzufriedenheit mit seinen Anordnungen. Aber ein harter Schlag sollte ihn aus diesen Illusionen aufstören. Gegen Mitternacht erhielt er ein Telegramm unmittelbar von König Wilhelm selbst: „General Flies wurde, weil er ohne ausreichende Unterstützung blieb, durch große Überlegenheit zurückgeworfen und steht bei Warza vor Gotha; Ich befehle Ihnen, mit allen verfügbaren Streitkräften direct und unverzüglich gegen

die Hannoveraner vorzugehen, auf Bayern und Süddeutsche ist vorerst keine Rücksicht zu nehmen, sondern nach meiner schon ausgesprochenen Willensmeinung die vollständige Entwaffnung der Hannoveraner zu bewirken. Empfang dieses Befehls sogleich, und getroffene Anordnungen demnächst zu melden." Dies war bitter für den alten Degen in jeder Hinsicht. Früher hatte er sich über unliebsame Befehle trösten mögen, daß er, leider, klüger als seine Vorgesetzten sei. Hier aber führten ihm die Thatsachen seinen Irrthum schneidend, unwiderleglich vor Augen: Göben fand weit und breit keine Bayern und Flies war von den Hannoveranern geschlagen, weil, sagte der König, Falckenstein ihn nicht ausreichend unterstützt hatte.

Die militärischen Ereignisse bei Langensalza hatten sich folgender Maaßen entwickelt.

Als am 26. Juni nach Döring's Abreise der vermuthete Angriff der Preußen nicht erfolgte, tauchte im hannover'schen Hauptquartier noch einmal der Gedanke auf, selbst die Offensive gegen Gotha zu ergreifen. Allein die Generale waren einstimmig, daß die Truppen, welche in den letzten drei Nächten niemals ungestörte Ruhe gehabt, bei ihrer sehr mangelhaften Verpflegung dazu nicht frisch genug seien. Andrerseits war man nicht geneigt, sich weit von hier zu entfernen; man hatte am 23. den Archivrath Onno Klopp nach Bayern gesandt mit der Meldung, daß man nicht capituliren wolle, sondern acht Tage lang auszuhalten gedenke, wenn Hülfe in Aussicht stehe. Ein Bericht von Klopp war nicht eingelaufen, wohl aber hatte man ebenso wie Falckenstein das Gerücht vernommen, daß die Spitze des bayerischen Heeres schon bei Vacha stehe, und man hoffte demnach

stündlich, den Geschützdonner der Befreier zu hören. So kam man zu dem Beschlusse, sich in der Nähe eine möglichst geeignete Defensivstellung auszusuchen, und dort die Ankunft der Bayern zu erwarten. Man fand dieselbe nicht weit von Langensalza auf einer Hügelreihe hinter der Unstrut, und ließ die zur Zeit gegen Gotha vorgeschobenen Truppen am Abend dorthin abrücken, wobei dann wieder ein guter Theil der Nacht marschirend zugebracht werden mußte. Diese Bewegungen waren es, welche zu der oben erwähnten Meldung an Falckenstein, die Feinde zögen nordwärts ab — und zu dem Befehle an Flies, ihnen auf den Fersen zu bleiben und ihren Nachtrab anzugreifen — den Anlaß gaben. General Flies hatte außer diesem Befehl schon vorher eine Abschrift des königlichen Telegramms vom 26. erhalten, die Hannoveraner coûte que coûte zu entwaffnen, und auch ohne so verstärkten Antrieb wäre der alte Husar, trotz seiner grauen Haare, jugendfrisch und verwegen genug gewesen, um dem Feinde auf den Leib zu gehen, sobald ihm der Angriff nicht mehr verboten war. Allerdings konnte er nach Falckenstein's Depesche nur annehmen, daß er einem abziehenden Gegner zu folgen, und dessen Nachhut zu belästigen habe; immer aber blieb sein Vormarsch in völliger Vereinzelung ein keckes Unternehmen, da es ihn mit seinen 9000 Mann in den Bereich einer mehr als doppelten Übermacht führte.

Gegen acht Uhr Morgens, am 27. Juni, brach er aus seinem Biwak auf; kurz vor zehn Uhr fiel der erste Kanonenschuß, und anderthalb Stunden später war der schwache Vortrab des Gegners aus Langensalza verdrängt, über die Unstrut zurückgeworfen, und das rechte Ufer des Flusses in preußischem Besitz. Es entspann sich nun über das kleine Wasser hinüber ein

lebhaftes Artillerie- und Schützengefecht: General Flies mußte sich überzeugen, daß er es mit mehr als der Nachhut einer weichenden Armee zu thun hatte; damals ließ er jene Meldung abgehen, daß er den Fluß nicht zu überschreiten gedenke. Es wäre nun Zeit für ihn gewesen, den Kampf abzubrechen; unglücklicher Weise verursachte ihm gerade jetzt die Sonnengluth solchen Blutandrang nach dem Kopfe, daß er über eine Stunde lang halb ohnmächtig lag. Die andern Officiere wagten nicht, ohne Befehl den Rückzug anzutreten; ein Vorstoß über die Unstrutbrücke mißlang ihnen, dafür wurde aber auch der Angriffsversuch einer hannover'schen Brigade tapfer zurückgewiesen. Indessen konnte General Arentschild die geringe Stärke des Widersachers nicht länger verkennen, und ging bald nach ein Uhr mit gesammter Macht zur Offensive über: im Westen durchschritt die Brigade Bülow das Flüßchen, und faßte die preußische Stellung bei Langensalza in der Flanke, im Osten kam die hannover'sche Reiterei herüber und bedrohte die Rückzugslinie des Gegners, so daß endlich auch das preußische, mit grimmiger Standhaftigkeit fechtende Centrum sich zum Abmarsch genöthigt sah. Was hier der Mangel an Führung etwa geschadet hatte, das machte die Mannschaft durch unerschütterliche Opferwilligkeit wieder gut. Unter der heißen Junisonne ging der Rückzug von einem Terrainabschnitt zum andern, unter stetem Kampfe jeder einzelnen Abtheilung durch kurze Offensivstöße, wo es möglich war, unterbrochen. Nicht bloß die feindlichen Kugeln rissen Lücken in ihre Reihen; ganze Sectionen brachen durch die Hitze erschöpft und ohnmächtig zusammen. Ihr Glück war, daß auch drüben bei den Hannoveranern die Kräfte zu Ende gingen; bald nach vier Uhr stellte deren Infanterie die Ver-

folgung ein. Um so nachdrücklicher suchten ihre Reiterregimenter die Auflösung des preußischen Corps zu vollenden, aber alle ihre mit höchster Energie gerittenen Angriffe prallten unter schweren Verlusten an den geschlossenen Klumpen des preußischen Fußvolkes ab. Gegen halb sieben Uhr nahm der Kampf eine Meile vor Gotha sein Ende. Eine Stunde später waren alle Abtheilungen des kleinen Corps wieder geordnet, wenn gleich für den Augenblick auf den Tod ermattet, und zu keiner weitern Anstrengung fähig. Die Verluste auf beiden Seiten waren bedeutend: 170 Todte, 600 Verwundete, 900 Gefangene auf preußischer, 400 Todte und 1000 Verwundete auf hannover'scher Seite. Nachdem spät am Abend König Georg seine Generale zu einem Kriegsrathe berufen hatte, beantragte Graf Platen sofortigen Aufbruch der Armee nach Gotha, da durch die Niederlage der Preußen die Straße zum Thüringer Walde jetzt ohne Zweifel frei sei. Die Officiere aber machten ihn aufmerksam darauf, daß man eine Armee nicht wie eine Schachfigur von einem Fleck zum andern schieben könne; die Leute seien im höchsten Grade ermattet und zu einem sechs- bis siebenstündigen Nachtmarsch unfähig; es fehle dabei an Nahrungsmitteln und an Pflege für die Verwundeten; das einzig Verständige sei für den Augenblick eine Botschaft um Waffenstillstand. Der König entschied sich in diesem Sinne, und that sehr wohl daran. Denn mit aller möglichen Eile wäre man nicht vor dem Morgen des 28. Juni nach Gotha gelangt, und hätte dort außer den Truppen des Generals Flies noch eine starke, in der Nacht auf der Eisenbahn herbeförderte Brigade des Generals Göben sich gegenüber gefunden. Ein neues, nutzloses Blutvergießen wäre die Folge gewesen.

Den angebotenen, mehrtägigen Waffenstillstand lehnte General Flies ab. Als der hannover'sche Unterhändler darauf mit sofortigem Angriff drohte, sagte Flies, er könne das nur ergebenst anheim stellen. Er verfuhr dabei ganz im Sinne seiner Regierung, welche jetzt nicht mehr von Bedenken, Stillstand, Unterhandlung wissen wollte, sondern nach Flies' telegraphischen Berichten gleich am Abend des 27. Juni an Falckenstein, Göben und Manteuffel den uns bekannten kategorischen Befehl absandte, ohne irgend welche Rücksicht auf die Bayern, unzögerlich alle Kräfte gegen die Hannoveraner in Bewegung zu setzen, und so rasch wie möglich die Capitulation derselben zu erzwingen. Man war in Berlin nicht wenig entrüstet über Falckenstein, der am 21. die Entsendung von Truppen nach Gotha geweigert, am 23. den Marsch nach Eisenach verschleppt, am 26. den Befehl zum Angriff auf die Hannoveraner unausgeführt gelassen, und dadurch das Mißgeschick von Langensalza veranlaßt hatte. Daß Falckenstein nicht lange mehr in seiner jetzigen Stellung bleiben solle, stand schon damals bei der obersten Heeresleitung fest. Am Morgen des 28. Juni setzten sich dann endlich von allen Seiten her die preußischen Heersäulen in Marsch; General Göben erreichte mit 12000 Mann von Eisenach aus Groß-Behringen, und General Manteuffel mit 8000 von Mülhausen her Groß-Gottern, während Flies mit 13000 Gotha bewachte, sie Alle in der Lage, sobald sich an einem Punkte ein Gefecht entspänne, den Gegner in Flanke und Rücken zu fassen. Jeder weitere Widerstand war hoffnungslos; die hannover'sche Armee hatte kaum noch für ein Gefecht Munition, nur noch für einen Tag Lebensmittel; sie war von doppelter Übermacht umschlossen: und so, auf den

einstimmigen Antrag seiner Generale und Obersten, entschloß sich König Georg, dem General von Arentschild Vollmacht zur Capitulation zu geben. Dieser sandte den Brigadegeneral v. d. Knesebeck nach Gotha zu dem General von Flies, mit der Erklärung, daß man das Schicksal der hannover'schen Truppen der Verfügung Sr. Majestät des Königs von Preußen dahin unterbreite, daß Allerhöchst derselbe über die Bedingungen einer militärischen Capitulation verfügen, und das Loos der Truppen feststellen möge. Flies sandte dies Schreiben an den unterdessen in Groß-Behringen eingetroffenen General von Falckenstein, und telegraphirte zugleich den Inhalt nach Berlin. Die Antwort Falckenstein's, die um Mitternacht in Langensalza an Arentschild gelangte, stellte als Bedingungen die Entlassung der Mannschaften ohne Kriegsausrüstung und Waffen in ihre Heimath, und Beurlaubung der Officiere unter Beibehaltung ihrer Waffe mit vollem Gehalt und allen sonstigen Competenzen. Arentschild erwiderte darauf in der Morgenfrühe des 29. Juni: die hannover'schen Truppen haben sich bedingungslos unterworfen: ich habe daher die von Sr. Majestät dem König von Preußen geschehenen Feststellungen einfach anzuerkennen, wie hiedurch geschieht. So war die Capitulation geschlossen. Es war demnach nicht eigentlich ein Vertrag, sondern eine Waffenstreckung auf Gnade und Ungnade, und eine einseitige Verfügung des Siegers nach freiem Ermessen. Die specielle Regulirung wurde für einige Stunden durch den Umstand verzögert, daß während der Nacht General Flies ein Telegramm Moltke's übersandte, welches nicht Falckenstein, sondern Manteuffel mit dem Abschluß der Capitulation beauftragte. Dieser war dann in der Lage, da König Wilhelm der han-

nover'schen Armee seine Anerkennung ihres ehrenvollen Verhaltens auszudrücken wünschte, noch einige günstige Bedingungen zu Falckenstein's Artikeln hinzuzufügen, und insbesondere für König Georg, den Kronprinzen und das von ihnen zu bezeichnende Gefolge volle Freiheit des künftigen Wohnorts außerhalb des Königreichs Hannover zu gewähren. So war der letzte Widerstand in Norddeutschland gebrochen, und General von Falckenstein konnte sich jetzt seiner zweiten Aufgabe, der Bekämpfung der süddeutschen Staaten, zuwenden.

3. Capitel.

Custozza.

In Italien war beim Könige und beim Volke der Jubel groß, als das Vorgehen Österreichs am Bundestage und die Ereignisse in Holstein das Signal zum endlichen Beginne des Kampfes gaben. Hier war man mit der Rüstung nicht wie bei den süddeutschen Staaten im Rückstand, die Mobilmachung ging rasch und glatt ihrer Vollendung entgegen. Die Mannschaft war allerdings von verschiedener Qualität, die Neapolitaner und Toscaner von weniger festem Stoffe als die Piemontesen, Lombarden und Romagnolen, alle aber von Eifer und Hingebung erfüllt. Das Material an Munition, Proviant und Pferden war, wenn nicht reichlich, so doch ausreichend vorhanden. Man rüstete nicht weniger als 20 Divisionen, jede zu beinahe 12000 Mann, also im Ganzen ungefähr 230000 Streitbare[1]), von welchen die größere Hälfte sich in der Lombardei, unter der Führung des Königs, mit La Marmora als Chef des Generalstabs, die kleinere unter

[1] La Campagna del 1866 in Italia (nach amtlichen Quellen) S. 31.

General Cialdini im Süden des untern Po bei Bologna und Ferrara zusammenzog. Dazu kam eine Freiwilligenschaar unter Garibaldi, ursprünglich auf 15000 Mann berechnet, aber durch den Eifer der italienischen Jugend bis auf 35000 herangewachsen. Endlich stellte das Königreich, im Rücken der Feldarmee, noch über 150000 Mann als Ersatz-, Besatzungs- und Garnison-Truppen auf, und setzte die Aushebungen für die Bildung neuer vierter und fünfter Bataillone unermüdlich fort. All diesen Massen gegenüber beschränkten sich die österreichischen Streitkräfte in Venetien auf eine Feldarmee von 82000 Mann[1]), zu welcher dann die Besatzungen des Festungsvierecks mit 30000 Mann kamen, während 13000 Mann Südtirol und 16000 Mann Istrien und Friaul zu decken hatten. Erzherzog Albrecht mußte unter diesen Umständen darauf gefaßt sein, im Felde mindestens einer doppelten, ja vielleicht einer dreifachen Übermacht entgegen zu treten, und nichts war natürlicher, als daß die hochfluthende Erregung des italienischen Volkes sich in leuchtenden Bildern glorreicher Thaten wiegte. Der König theilte diese Stimmung seiner Nation, und war bereit zu jedem kühnen Wagen, wenn es irgend eine Möglichkeit des Erfolges in Aussicht stellte. Indessen beugte er sich der größern Erfahrung und der scheinbar tiefen Sachkunde La Marmora's, und dieser war keineswegs zu irgend einem Wagniß, sondern ganz und gar zu Behutsamkeit und Vorsicht entschlossen. Bei aller Kaltblütigkeit im Kugelregen war sein Muth zur Übernahme einer großen Verantwortlichkeit nicht groß; nur bestimmte ihn dies nicht wie den General Benedek zu einem Entlassungsgesuch, sondern

[1]) Österreichs Kämpfe II, 52. Vgl. daselbst Beilagen S. 18 über die Stärke der Artillerie.

nach seinem rechthaberischen Wesen umgekehrt zu doppelt eifrigem Festklammern an seine Stelle, damit nicht irgend ein Anderer durch tolldreiste Dummheit schweren Schaden anrichte. Denn er war im Grunde der Meinung, es brauche auf dem dortigen Kriegstheater zu großen, gefährlichen oder ruhmreichen Begebenheiten gar nicht zu kommen. Daß Österreich kein Gewicht mehr auf den Besitz von Venetien lege, hatte ihm ja sein verehrter Gönner Napoleon wiederholt mitgetheilt, und zuletzt noch, wie wir sahen, den Wink hinzugefügt, daß es im Verlauf der Ereignisse sich für Italien vielleicht empfehlen könne, den Krieg nicht gar zu energisch zu führen. Jenes Wort des Grafen Karolyi zu Barral (wenn wir Preußen besiegen, werden wir uns mit euch über Venedig leicht verständigen), stimmte dazu vortrefflich. Aus solchen Vordersätzen konnte ein so scharfsinniger Politiker wie La Marmora sehr leicht die Folgerung ableiten, daß Österreich für das aufgegebene Venetien das Blut nicht eines einzigen Soldaten mehr zu vergießen wünsche, vielmehr das Land ohne Schwertstreich räumen würde, wenn die Italiener nicht ihrerseits durch hitziges Draufgehen den Kampf unvermeidlich machten. Man wird hiebei an jenen früher erwähnten Ausspruch Jacini's erinnert, daß es sich nicht mehr um eigentlichen Krieg, sondern um ein ritterliches Duell handle; Österreich werde das Land an Italien abtreten, sobald es seine militärische Ehre durch einen kleinen Sieg über das italienische Heer gedeckt hätte. So weit allerdings verstieg sich nach unserer Auffassung La Marmora's Bereitwilligkeit nicht: schöner, als sich schlagen zu lassen, war es offenbar, wenn gar nicht geschlagen wurde; auch mit der Bundespflicht gegen Preußen gerieth man dadurch wenigstens nicht gleich im ersten Augenblick in brennen-

den Widerspruch. Es kam nur darauf an, nicht mit gar zu großem Ungestüm vorzugehen.

Auf einem solchen Standpunkt war es nun für La Marmora ein verdrießliches Geschäft, mit preußischen Vertretern die bevorstehende Kriegführung zu erörtern. Zu Moltke's Sendung war es nicht gekommen, da seit Mitte April der General in Berlin unentbehrlich war, und je umfassender sich bald nachher Preußens Rüstung entwickelte, desto dringender bedurfte man an Ort und Stelle einen jeden höhern Officier, welcher zu der Florentiner Unterhandlung befähigt gewesen wäre. Als jedoch der Beginn des Kampfes näher rückte, fand Moltke doch gewisse strategische Abreden mit Italien wünschenswerth, und entschloß sich, Ende Mai, in Ermangelung eines activen Officiers den trefflichen, schon damals über Deutschlands Grenzen hinaus berühmten Kriegshistoriker Theodor von Bernhardi zu jenem Zwecke nach Florenz zu senden. Es handelte sich dabei um folgende Fragen.

Venetien war, wie man weiß, im Norden durch die Alpen, im Süden großen Theils durch den Po, im Westen durch einen Nebenfluß desselben, den Mincio, begrenzt. Hinter beiden Flüssen strömt, aus Tirol heraustretend, die Etsch, anfangs südwärts, zwei Meilen vom Mincio entfernt, parallel mit diesem, dann südöstlich und zuletzt nach Osten gewandt, in derselben Entfernung parallel mit dem Po. Im Norden des Landes liegen als feste Wächter Peschiera am Mincio und Verona an der Etsch, im Süden aber Mantua am Mincio und weiter ostwärts Legnago an der Etsch. Da Italien damals das Land von Westen wie von Süden her umschloß, so kam es zur Erwägung, von welcher Seite her der Hauptangriff zu führen sei, ob von Mailand her nach


OBERITALIEN.
ADRIATISCHES MEER
Piave
VICENZA
VENEDIG
VERONA
Cologna
PADUA
Montagnana
Custozza
Peschiera
Mincio
MANTUA
LEGNAGO
Etsch
Po
FERRARA
BOLOGNA
Secchia
Taro
CREMONA
PIACENZA
Oglio
Adda
MAILAND
Varese
COMO
ALESSANDRIA
GENUA
Golf von Genua

Osten, oder von Bologna und Ferrara aus nach Norden[1]). Der Übergang über den Mincio war ohne Zweifel leichter, als jener über den Po und die Etsch, aber der Vertheidiger stand dann nach allen Seiten gestützt auf die vier Festungen, und hatte im schlimmsten Falle gesicherten Rückzug auf seine Verbindungen nach Osten, wo mehrere bedeutende Flußläufe immer neue Deckung boten. Ganz anders, wenn dem Angreifer der allerdings schwierigere Übergang über den Po und die Etsch gelang. Dann war der Vertheidiger von Venedig und Triest, von Laibach und Wien abgeschnitten, und hatte nach einer Niederlage im Felde nur die Wahl, entweder sich in die vier Festungen hoffnungslos einzuschließen, oder auf einem weiten Umwege durch Tirol seine Verbindung mit Wien wieder herzustellen. Es ist einleuchtend, auf welcher Seite der raschere und gründlichere Gewinn zu erlangen war; und so hatte auch Moltke seinen Vertreter angewiesen, dringend den Übergang über den Po zu empfehlen, wodurch man die Stellung der österreichischen Armee im Rücken zu fassen, sie zu schlagen, vom Festungsviereck abzudrängen, sie nach Tirol hinein zu werfen, ihr hier mit Heeresmacht auf den Fersen zu bleiben und endlich bei Linz an der Donau dem preußischen Heere die Hand zu reichen vermöchte. Wenn man etwa mit zwei oder drei Divisionen eine kräftige Demonstration über den Mincio in Scene setzte, konnte man zu der Hauptoperation mehr als die doppelte Stärke der feindlichen Feldarmee verwenden.

[1]) Über diese Frage ist damals in Italien eine ganze Litteratur polemischer Schriften entstanden. Es ist unseres Amtes nicht, darüber abzuurtheilen, die Autorität Moltke's und Cialdini's dünkt uns ausreichend. Vgl. übrigens Rüstow, Krieg von 1866 Seite 117.

In engem Zusammenhange damit stand ein Zweites. Wir haben gesehen, wie das Ministerium Belcredi anfangs zwar durch die Vernichtung des Wiener Centralparlaments großen Jubel bei Magyaren und Südslaven hervorgerufen hatte, dann aber bei der Berathung der künftigen Landesverfassungen sowohl mit dem ungarischen Reichstag als mit dem croatischen Landtag zu offenem Bruche gekommen war. Als nun gleichzeitig die Kriegsgefahr immer gewichtiger emporwuchs, rührten sich alle Hoffnungen der ungarischen Emigration von 1848, Kossuth's, Klapka's, Türr's, Czaki's, auf's Neue; sie meinten, daß es bei der frischen Erbitterung der beiden Nationen gegen die österreichische Regierung nur des Erscheinens einer kleinen italienischen Streitmacht bedürfen würde, um eine allgemeine Erhebung des Volkes und eine neue Abschüttlung des österreichischen Joches in allen Landen der Stephanskrone zu bewirken. Nun stand der preußische Gesandte Graf Usedom mit jenen revolutionären Führern seit geraumer Zeit in naher Beziehung, wie sich versteht, ohne Auftrag seiner Regierung, aber nur um so eifriger nach einem persönlichen Herzensdrange. Graf Usedom war ein stattlicher, lebhafter, vielseitig gebildeter Mann, ein rühriger Freimaurer, bewandert in weiten Gesellschaftskreisen, ein unerschöpflicher Anekdotenerzähler, zugänglich für jede Anregung, wenn auch nicht gründlich in der Durcharbeitung derselben. Ein vornehmer Aristokrat, war er doch der Meinung, daß den liberalen Fortschritten des Zeitgeistes Rechnung zu tragen sei, und machte davon auf sein Amt die Anwendung, daß der rechte Diplomat nicht bloß mit der Regierung, bei der er beglaubigt sei, sondern zugleich mit dem Volke, der Opposition und den Häuptern der öffentlichen Meinung Ver-

kehr zu pflegen habe. So war er denn auch mit jenen politischen Flüchtlingen in Verbindung getreten, und hatte sein leicht entzündliches Gemüth mit allen ihren Bildern und Träumen erfüllt. Seit dem März ließ er eine Meldung der andern nach Berlin folgen, welch' treffliche Nachrichten er aus Ungarn erhalten, wie das Unternehmen sich immer hoffnungsvoller darstelle, wie aber ein schneller Entschluß und namentlich Beschaffung von Geldmitteln dringend nöthig sei. Bei La Marmora fand er anfangs wenig Gehör; als dann aber Österreich am 21. April die Mobilmachung seiner Südarmee beschloß, berichtete Usedom am 27., daß La Marmora von der Wichtigkeit des ungarischen Unternehmens durchdrungen sei, am 28., daß der Minister die ungarische Sache jetzt in Angriff nehme, am 29., daß Alles reif sei zur Behandlung derselben gemeinsam durch Italien und Preußen. Bis dahin aber machte sein Drängen in Berlin geringen Eindruck. Der König war überhaupt der Anwendung revolutionärer Mittel nicht geneigt; auf Hoffnungen und Entwürfe von Emigranten setzte niemand großes Vertrauen, und was man direct aus Ungarn erfuhr, stimmte nicht überall mit Usedom's Erkundigungen. Gewiß, die Erbitterung war groß in Pest und Agram, und in Ungarn gab es eine Partei, welche vielleicht unter starken Garantien sich auf eine Erhebung eingelassen hätte. Aber diese Partei bildete im Reichstag eine kleine Minorität, und von Franz Deák, und folglich von der großen Mehrheit im Parlamente und im Volke, glaubte man mit Bestimmtheit zu wissen, daß er zwar vor Bewilligung seiner Verfassungsanträge der Regierung jede Unterstützung auch für Kriegszwecke versagen würde, daß ihm aber nicht bloß die Trennung Ungarns von Österreich,

sondern auch die Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Bunde höchst bedenklich erscheine, Beides aus demselben Grunde, der dann verstärkten Gefahr eines slavischen Übergewichts in allen Landen diesseits und jenseits der Leitha. Er war also Gegner Österreichs in der ungarischen, aber Gegner Preußens in der deutschen Frage, und wie schließlich seine Entscheidung fallen würde, war schlechterdings nicht zu berechnen. Ging er aber nicht mit, so war der Plan einer ungarischen Revolution ein windiges Nebelbild, zumal die Magyaren und die Croaten sich unter einander eben so gründlich haßten, wie Beide den Minister Belcredi.

Indessen änderten sich in Berlin diese Auffassungen, als im Laufe des Mai der Krieg unvermeidlich erschien, während Napoleon's Haltung bedenklicher wurde, La Marmora wiederholt bei Usedom die Bewilligung der Grenzen von 1814 für Frankreich in Anregung brachte, und zugleich die Gerüchte über eine freiwillige Abtretung Venetiens an Italien immer bestimmter auftraten. Usedom berichtete darüber am 13. und 16. Mai: der Gedanke an eine friedliche Abfindung mit Österreich, welches dann seine Südarmee gegen Preußen verwenden könne, spuke wieder in Florenz; Österreich, verbreite man, würde es in Venetien zu keinem weiteren Kampfe kommen lassen; alle diese Umtriebe aber würden beseitigt sein, wenn man Italien zur Unterstützung des ungarischen Aufstandes bestimmen könne. Dagegen ließ sich nichts einwenden; Preußen war in der Lage, um Sein oder Nichtsein zu kämpfen, und namentlich von der Schnelligkeit der Entscheidung konnte das Schicksal der Monarchie abhängen. Österreich, schrieb damals Moltke, hat ein zähes Leben; es kann zwei oder drei Schlachten ohne große Gefahr ver-

lieren, aber eine Revolution in Ungarn macht der Sache ein Ende. So gab er, ohne bestimmte Hoffnung auf den Plan zu setzen, Bernhardi den weitern Auftrag, dahin zu wirken, daß Garibaldi mit 35000 Freiwilligen über Dalmatien und Triest nach Ungarn gesandt werde, um den dortigen Freiheitsfreunden als Kern und Rückhalt zu dienen. Preußen sei (nach Usedom's Vorschlag) bereit, gemeinsam mit Italien eine Million Lire für die revolutionäre Bewegung Ungarns aufzubringen.

Man ermißt, daß diese Aufträge zu La Marmora's neuesten Anschauungen übel paßten. Als ihm Bernhardi's Ankunft gemeldet wurde, war er ohnedies entrüstet, daß statt Moltke jetzt überhaupt kein General, sondern ein Doctor der Philosophie zur Besprechung wichtiger strategischer Fragen erscheine. Indessen, gerne oder ungerne, konnte er doch dem Civilisten ein Gespräch nicht versagen, und so hatte er am 6. Juni mit Usedom und dem kriegskundigen Gelehrten die erste Conferenz; er bat den letztern zunächst um Mittheilung über Preußens Rüstung und Kriegsplan. Als Bernhardi ihm die Ziffern der preußischen Streitkräfte angab, rief er aus: das ist ja eine ungeheuere Macht! Bernhardi erklärte ihm weiter, Preußen würde alle Nebendinge vernachlässigen, um mit unzersplitterter Kraft auf dem entscheidenden Schlachtfeld aufzutreten. Was er noch über die möglichen Operationen in Böhmen und das Ziel derselben an der Donau hinzufügte, schien den Minister nur in mäßigem Grade zu interessiren; La Marmora begnügte sich mit dem Worte, Preußen sei stark genug, um fast alle Kräfte Österreichs im Norden festzuhalten, und dadurch den Italienern leichtes Spiel zu verschaffen. Das war freilich richtig, aber nicht gerade rühmlich für den Chef der dreifach übermächtigen italienischen Armee.

Als dann Bernhardi ihn um die entsprechende Mittheilung über die italienischen Rüstungen bat, erklärte ihm jener, daß zur Zeit Cialdini mit fünf Divisionen bei Bologna, das Hauptheer, eilf Divisionen stark, bei Piacenza stehe; zu jedem Heertheil sei eine weitere Division im Anmarsch, eine 19. und 20. Division seien in der Bildung begriffen. Die Freiwilligen seien sämmtlich nach Como und Varese befehligt. Wie? nach Como? fiel hier Bernhardi ein, es hieß ja, sie sollten unter dem Schutze Ihrer Flotte hinüber nach Dalmatien gebracht werden. An dergleichen, rief La Marmora, ist gar nicht zu denken; nein, die Freiwilligen sollen nach Südtirol, um den Österreichern den Rückzug dorthin abzuschneiden; von einer Expedition über die Adria hinüber kann keine Rede sein. Aber, bemerkte Bernhardi, es ist doch klar, daß Österreich seine Hauptmacht im Norden zu entscheidenden Schlägen gegen Preußen versammelt und gegen Italien sich streng defensiv halten will, bis Preußen gebrochen ist. Ganz richtig, sagte La Marmora. Bernhardi fuhr fort: es kommt also darauf an, den italienischen Operationen eine solche Richtung und Bedeutung zu geben, daß Österreich einen größern Theil seiner Kräfte dorthin wenden muß, und daß es ihm unmöglich wird, diesen Gegner nur durch das Festungsviereck und eine kleine Anzahl von Feldtruppen hinzuhalten. Oh nein, sagte La Marmora, das wird nicht geschehen, wir werden in das Viereck hinein springen, wir werden hinein springen. Wir glaubten aber, erörterte Bernhardi weiter, daß Sie das Festungsviereck ganz umgehen könnten, wenn Sie sich nicht auf Alessandria, sondern auf Bologna basirten, und dann über den untern Po auf Padua und Vicenza vorgingen. La Marmora erwiderte, das sei unmöglich, da alle

Vorräthe sich in Alessandria befänden, schenkte Bernhardi's Frage, warum man denn sie dort aufgehäuft habe, keine Beachtung, sondern erläuterte weiter, daß schon nach den Schwierigkeiten der Örtlichkeit ein Übergang über den untern Po unthunlich sei. Und dann, schloß er, ist gerade dies auch der Punkt, an welchem die Österreicher uns erwarten. (Jeder Andere hätte daraus den Schluß gezogen, daß Österreich hier die schwache Seite seiner Stellung erkenne.) Mein Plan ist also, erklärte La Marmora, daß Cialdini mit seinen fünf Divisionen einen Versuch zum Übergang über den Po macht; er verlangt dafür acht Divisionen; das ist übertrieben, so viel gebe ich ihm nicht; sobald seine Demonstration sich entwickelt, wird die Hauptarmee den Mincio überschreiten und wenn, wie sicher anzunehmen, Cialdini über den Po nicht hinüber kommt, denselben über Cremona an sich ziehen; das Weitere muß sich dann nach den Umständen finden; es würde vielleicht angemessen sein, sogleich die Belagerung von Peschiera zu beginnen, da die Einnahme des Platzes die Communicationen sehr erleichtern würde.

Das Alles war, was Österreich sich wünschen mochte, und jedenfalls das gerade Gegentheil von Moltke's Anträgen. Die österreichische Feldarmee nicht nach Tirol hineinwerfen, um sie dadurch von Ungarn und Wien zu entfernen und für Garibaldi den freien Zugang nach Ungarn zu eröffnen, sondern sie statt dessen sachte, Schritt auf Schritt nach Osten zurückdrängen, und dafür Garibaldi in die Tiroler Alpen entsenden, wo er für den großen Krieg nur geringen Nutzen bringen konnte: auf diesen Sätzen beharrte La Marmora mit trockner Festigkeit. Bernhardi versuchte schließlich, ihm auf diesen Boden zu folgen, und fragte ihn, wohin er, nach der

Besetzung von ganz Venetien, dann von Udine aus gehen wolle. Wir werden, antwortete er, in die Alpen rücken, entweder in das Ampezzo-Thal oder nach Ponteba. Nun, sagte Bernhardi, gleichviel auf welchem Wege, wenn Sie nur über die Alpen kommen. Mit einer ablehnenden Hand- und Kopfbewegung entgegnete La Marmora: je nachdem, wir werden sehen, aber in die Alpen. Als Bernhardi ihm noch einmal die Vortheile entwickelte, welche ein rasches Vorgehen Italiens zum Zusammenwirken an der Donau mit dem preußischen Heere haben müßte, nahm der General dies mit der ganzen Überlegenheit des zünftigen Technikers als eine Art von großartigem, aber abenteuerlichem Scherze auf: so viel braucht es nicht, sagte er, um Österreich zum Frieden zu zwingen.

„Ich habe die Überzeugung, schloß Bernhardi seinen Bericht an Moltke, daß er an der alten venetianischen Grenze stehen bleiben, und dann nur noch Scheinoperationen unternehmen wird, auch wenn die Österreicher nichts als ein Observationscorps gegen ihn stehen lassen. Seine Combinationen reichen nur in das Festungsviereck und sein Horizont endet bei Udine."

Am 8. Juni fand dann eine zweite Berathung unter dem Vorsitze des Königs Statt. Die Verhandlung drehte sich um dieselben Punkte; Victor Emanuel erkärte sich ganz bereit, Garibaldi mit einem ansehnlichen Heertheil nach Dalmatien übersetzen zu lassen; auch hatte Bernhardi erfahren, daß Cialdini, damals nach allgemeinem Urtheil der bedeutendste unter den italienischen Generalen, Moltke's Ansichten völlig theile. Es half aber nichts: La Marmora blieb starr und fest bei seinem Willen, und der König wagte nicht, denselben zu brechen, zumal La Marmora für seine Ansichten

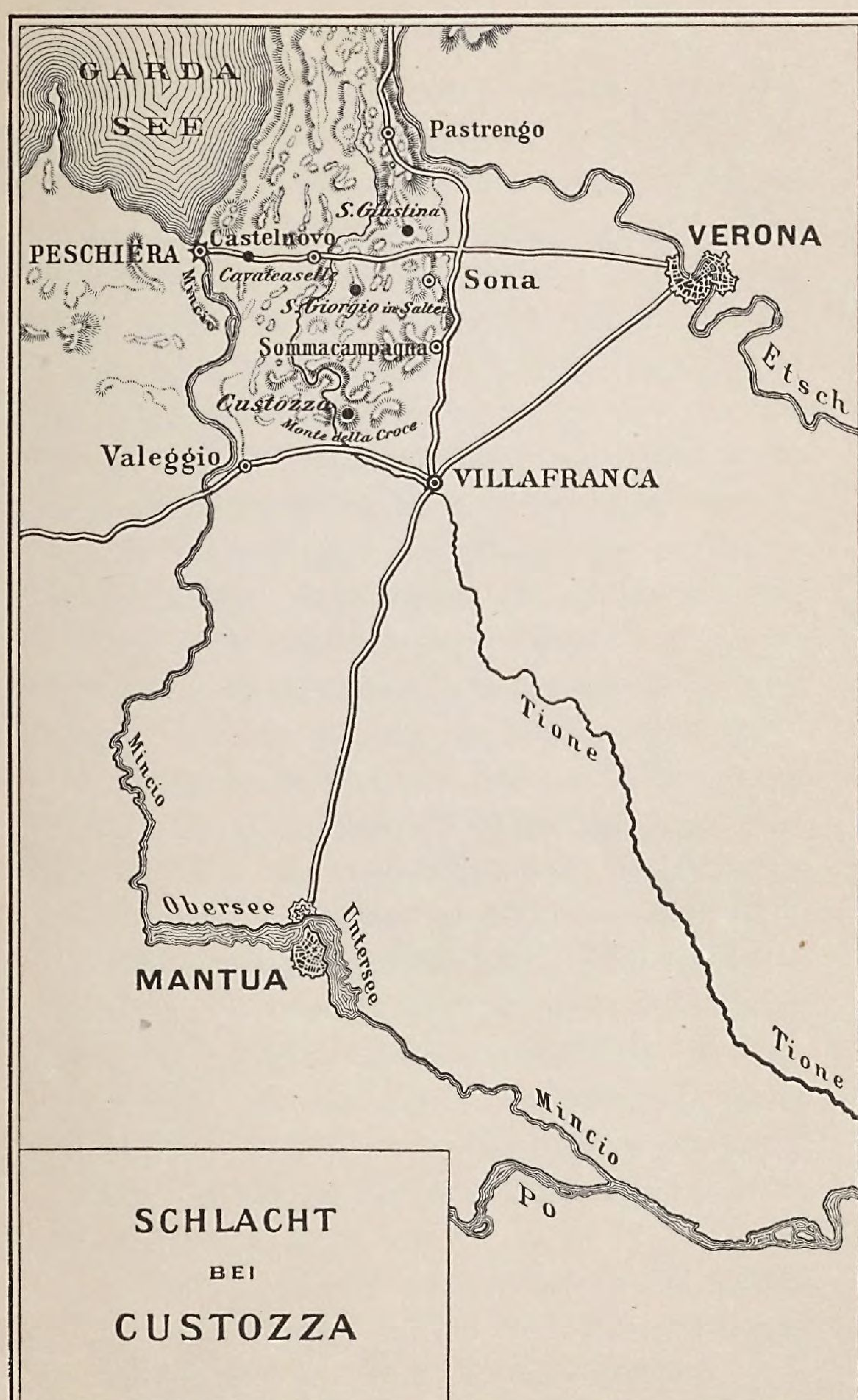
einen doppelten diplomatischen Rückhalt besaß. Napoleon hatte freilich im März, als er noch auf Preußens Freigebigkeit schöne Hoffnungen setzte, zu einem Vorstoß nach Ungarn aufgefordert; jetzt aber hatten die Verhältnisse sich geändert, und aus Paris verlautete nichts mehr als Mahnung zu ruhiger Besonnenheit und gemäßigter Kriegführung. Und noch entschiedener trat damals der englische Gesandte gegen jede revolutionäre Unternehmung jenseits der Adria auf. Österreich sei ein nothwendiges Glied im europäischen Staatensystem; nicht auf dessen gänzliche Zerstörung dürfe man ausgehen, und käme es zu einer ungarischen Revolution, wer könnte die Folgen ermessen? würde sie nicht nach Serbien und Rumänien hinüber greifen? würde nicht die ganze orientalische Frage dadurch aufgerührt werden? Der schmeichelnde Einfluß einer reizenden Frau kam diesen Vorstellungen bei La Marmora zu Hülfe, und es hatte sein Bewenden bei dem Beschlusse, daß Garibaldi nach Tirol ziehen, und die Hauptarmee über den Mincio vorrücken würde.

Dies erlangt, zögerte La Marmora nicht länger, seine ministerielle Stellung nieder zu legen und zur Armee abzugehen. Er hatte gewünscht, in sein Ministerium an seiner Statt den Baron Ricasoli hineinzuziehen, dieser aber aus guten Gründen auf einer Neubildung des ganzen Cabinets bestanden. Denn gründlich verschieden waren seine Vorstellungen über Politik und Krieg von jenen La Marmora's. Diesem war an der Erwerbung Venetiens, am liebsten durch friedliche Mittel, und an der Fortdauer des französischen Schutzes gelegen. Jener aber erfreute sich des Krieges und begehrte kräftige und ruhmreiche Führung desselben, weil er davon nicht bloß die Befreiung Venedigs von Österreich,

sondern auch die Befreiung Italiens von Frankreich erhoffte. Als einige Tage nachher verlautete, daß im Hauptquartier ein großer Kriegsrath noch einmal über den Feldzugsplan verhandeln sollte, reichte Usedom (ohne Bismarck's Vorwissen) dem Minister am 17. Juni eine ausführliche Note ein, worin er darlegte, daß Preußen einen gründlichen Krieg (une guerre à fond) zu führen gedenke und gleiche Energie von Italien erwarte, also einen Feldzug, welcher am Po beginne und an der Donau endige, welcher Garibaldi zur Erhebung Ungarns aussende, und damit die österreichische Monarchie in das Herz treffe. Ricasoli war von Grund der Seele einverstanden, schickte sogleich eine Abschrift der Note an La Marmora, und wiederholte drei Tage nachher, als dieser nichts darüber vernehmen ließ, die Sendung. La Marmora hatte die Note mit wahrem Ingrimm gelesen und sie dann, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, in die Tasche gesteckt. Später hat er sie in seinem Grolle gegen Preußen drucken lassen, und durch ihren Inhalt bei gefühlvollen Legitimisten einen Sturm der Entrüstung erregt, der lange Zeit hindurch das guerre à fond und frapper au cœur als Schlagworte gegen Preußen verwerthete. Es bedarf dagegen keines Beweises, daß eine Kriegführung, die nicht gründlich verfährt und nicht auf das Herz des Gegners zielt, eine stupide ist. Über die Friedensbedingungen, welche dem niedergeworfenen Gegner zu bewilligen sind, ist damit nichts gesagt.

Wie wohl wäre es acht Tage später dem General La Marmora gewesen, wenn er sich zu gründlicher Kriegführung erhoben hätte.

Indessen, einstweilen ging der politisirende Feldherr seinen Weg unbeirrt weiter. Wir hörten ihn erklären, daß er, der


GARDA SEE
Pastrengo
S. Giustina
PESCHIERA
Castelnovo
Cavalcaselle
Mincio
Sona
VERONA
S. Giorgio in Salice
Sommacampagna
Etsch
Custozza
Monte della Croce
Valeggio
VILLAFRANCA
Tione
Mincio
Obersee
Untersee
MANTUA
Tione
Mincio
Po
SCHLACHT
BEI
CUSTOZZA

in Cialdini's Auftreten am untern Po nur eine Scheindemonstration sah, dort nicht mehr als fünf Divisionen belassen, alle andern Truppen aber in seiner Hand am Mincio vereinigen wollte. Cialdini aber, welcher ehrgeizig und kühn, und deshalb beim Heere und Volke hoch angesehen war, bestand nachdrücklich auf seinem Plane, den Po zu überschreiten, und da der König in dem Streite der beiden Generale nicht zu entscheiden wagte, so kam es zu dem schlimmsten Ergebniß, daß beide Pläne genehmigt und Cialdini die begehrten acht Divisionen zum Übergang über den Po, La Marmora aber die zwölf andern zum Marsche über den Mincio überwiesen wurden. Jeder tröstete sich mit dem Gedanken, der Andere werde nichts Erhebliches ausrichten und nur ihm die Aufgabe durch Beschäftigung eines feindlichen Heertheils erleichtern: wie sehr sie durch die Trennung ihrer Heereshälften dem Feinde in die Hände arbeiteten, wurde über den Parteihader vergessen. Dabei glaubte La Marmora, wie wir wissen, überhaupt nicht an ernstliche Kämpfe; vielleicht einigen Widerstand beim Überschreiten des Mincio meinte er zu erleben, dann aber sachtes Zurückweichen der Österreicher in die Festungen oder weiter. Am 20. Juni sandte er die Kriegserklärung an den österreichischen Commandirenden, den Erzherzog Albrecht, ab, und zugleich die Mittheilung, daß die Feindseligkeiten, wenn jener sie nicht früher wünsche, nach drei Tagen beginnen würden. Eine Antwort auf diese Zuschrift erhielt er nicht.

Der Erzherzog, welcher das Commando am 9. Mai angetreten, hatte anfangs nach den italienischen Zurüstungen einem Angriff über den untern Po entgegengesehen. Seit dem Beginn des Juni aber hatte er keinen Zweifel mehr,

daß er zwar auch von dieser Seite her beunruhigt werden, der Hauptstoß aber, und zwar unter der Führung des Königs selbst, über den Mincio herüber erfolgen würde. Ob er von den diplomatischen Abreden des 12. Juni etwas gewußt hat, darüber liegt uns kein ausdrückliches Zeugniß vor: sicher ist, daß er, ohne die geringste Rücksicht auf dergleichen unlautere Dinge, vom ersten bis zum letzten Tage nur als Soldat, und zwar in ausgezeichneter Weise, erwogen, geschrieben und gehandelt hat. Er wußte, daß er das Land gegen eine dreifache Übermacht zu vertheidigen hatte; er war aber weit entfernt von jedem Gedanken an eine freiwillige Räumung ohne Kampf; im Gegentheil, er dachte, die Vertheidigung so zu führen, daß sie, wenn irgend möglich, siegreich bliebe trotz aller Übermacht des Feindes. Für jede Vertheidigung aber ist die unerläßliche Bedingung des Sieges, daß sie sich zu einzelnen Offensivschlägen in den Stand setzt, und dazu traf der Erzherzog seit Mitte Juni alle Vorkehrungen. Er verfügte, nach Abzug der zur Erhaltung der innern Ruhe nöthigen Garnisonen für die Feldschlacht über rund 82000 Mann (das 5., 7. und 9. Armeecorps zu je drei Brigaden nebst einer neu gebildeten Reserve-Division). Diese Streitkräfte zog er Mitte Juni auf dem linken Etschufer bei Montagnana, Cologna und Verona in enge Aufstellung zusammen, ziemlich in gleicher Entfernung von den muthmaaßlichen Übergangspunkten des Feindes am Po wie am Mincio, so daß er in der Lage war, vermittelst zwei starker Märsche über den zuerst erscheinenden Gegner mit seiner ganzen Macht hereinzubrechen, und ihn hoffentlich zu schlagen, ehe der Andere heran zu kommen vermöchte. Zugleich wurden die beiden Flußläufe der Grenze, der Mincio und der Po, durch eine

fortlaufende Kette kleiner Militärposten besetzt, alle Fahrzeuge auf das österreichische Ufer hinübergeschafft und jeder Verkehr mit dem jenseitigen Gebiete auf das Strengste abgesperrt. Die Folge war, daß das italienische Hauptquartier nur sehr vereinzelte und verspätete Kunde über die Stellung des Feindes erhielt, immer aber der Wahrheit gemäß erfuhr, daß in dem ganzen Bezirke zwischen Mincio und Etsch außer jenen Uferposten kein Feind existire. Es leuchtet ein, wie sehr diese Nachricht den General La Marmora in seiner frohen Hoffnung bestärken mußte, daß es ohne Blutvergießen abgehen würde, wenn er „in das Festungsviereck hineinspringe". Am 23. Juni sollte demnach der Sprung gewagt werden, oder, wie man es officiell ausdrückte, die Armee sollte nach Überschreitung des Mincio eine feste Stellung zwischen den vier Festungen einnehmen, und hiemit dieselben isoliren. Was dann weiter zu geschehen hätte, war einstweilen La Marmora's Geheimniß, etwa die Belagerung von Peschiera oder irgend etwas Anderes, je nach den Umständen.

Zum Verständniß der von hier an sich entwickelnden Vorgänge ist ein Blick auf den Schauplatz derselben erforderlich.

Bei Peschiera tritt der Mincio aus dem Gardasee heraus, um dann südwärts nach Mantua und dem Po zuzuströmen. Bis zu dem kleinen Städtchen Valeggio, neun Kilometer weit, geht sein Lauf durch ein hügeliges Gelände, welches sich ungefähr in gleicher Ausdehnung nach Osten erstreckt, und sich besonders an seinem Südrande zu einzelnen stattlichen und steil abfallenden Kuppen erhebt; von diesen sind zu nennen zunächst am Mincio, etwas nördlich von Valeggio, der Monte Vento, dann östlich von diesem, weit in die Ebene vorspringend,

eine Höhe mit dem Dorfe Custozza, wo Radetzky 1848 die Niederlage der Sardinier entschied, und wieder an deren Ostseite ein langgestreckter Bergrücken, alle andern überragend, Monte della Croce. Von diesem Punkte dehnt sich, ostwärts zur Etsch, südwärts zum Po, eine fruchtbare, trefflich angebaute Ebene aus; hier liegt drei Viertelstunden vom Fuße des Monte dalla Croce entfernt, Villafranca, die Stätte des Friedensschlusses von 1859, dann, anderthalb Stunden weiter nördlich, am Ostrand des Hügellandes, Somma Campagna, ganz nahe der Eisenbahn, zwischen Verona und Peschiera, drei Stunden Fußmarsch von jenem, zwei von diesem entfernt.

So war das Gebiet beschaffen, in welches La Marmora einzudringen sich anschickte. Er hatte seine zwölf Divisionen, in runder Zahl 140000 Mann, also trotz Cialdini's Abwesenheit beinahe die doppelte Stärke des Feindes, in drei Armeecorps eingetheilt, unter den Generalen Durando, Cucchiari und della Rocca, und ließ in der Morgenfrühe des 23. Juni den größeren Theil des ersten und das ganze dritte Corps den Mincio an vier Punkten überschreiten. Drüben traf man nichts als einige Reiterpatrouillen, welche sich langsam in der Richtung auf Verona zurückzogen; auch die Aussagen der Einwohner waren einstimmig, daß sonst kein Österreicher diesseits der Etsch sichtbar geworden sei. La Marmora fand dadurch seine Ansicht, daß das feindliche Heer ruhig hinter der Etsch stehe, und also an einen Kampf vor dem Flusse nicht zu denken sei, vollkommen bestätigt, und befahl mithin seinen Truppen, auf dem Gebiete zwischen den beiden Flüssen sich, so zu sagen, häuslich einzurichten. Zur Sicherung dieser Aufstellung sollten zwei Divisionen Cucchiari's in der Umgegend von Mantua zur Beobachtung

dieser Festung zurückbleiben; zu gleichem Zwecke war vor Peschiera die Division Pianell vom ersten Corps auf dem rechten Ufer des Mincio belassen worden, und sollte auf dem linken die Division Cerale desselben Corps am 24. Juni Morgens in Castelnuovo, anderthalb Stunden östlich von Peschiera entfernt, Stellung nehmen. Auf solche Art gegen die Festungen in ihrem Rücken gedeckt, würde dann die Hauptmasse der Armee sich in lang gestreckter Linie, das Hügelland hinter sich, Front gegen Verona, in der Ebene ausdehnen, und zwar die vier Divisionen des dritten Corps (Kronprinz Humbert, Bixio, Cugia, Govone) mit der Reiterdivision Sonnaz zwischen Villafranca und Somma Campagna, von dort aber nordwärts sich anschließend vom ersten Corps die Division Brignone bis Sona, und die Division Sirtori bei S. Giustina aufmarschiren. Alle diese Bewegungen sollten sich am Morgen des 24. Juni vollziehen; Cerale und Sirtori hatten dabei das Hügelland zu passiren; da man an keine Begegnung mit dem Feinde dachte, so marschirten alle Divisionen wie in tiefem Frieden, eine jede ihre volle Bagage hinter sich, ohne irgend eine Benachrichtigung an die Truppe über die Möglichkeit eines Kampfes an diesem Tage.

Es leuchtet ein, daß wenn diese Veranstaltungen sich vollzogen, dann aber wider Erwarten ein feindlicher Angriff erfolgte, denselben zunächst die sechs in die Ebene vorgeschobenen Divisionen, also 72000 Mann gegen 82000, zu bestehen haben würden. Allerdings hatte Cucchiari Befehl, seine beiden übrigen Divisionen, Angioletti und Longoni, nach Villafranca im Laufe des 24. nachrücken zu lassen: da sie aber bis dahin einen Marsch von vier deutschen Meilen zurückzulegen hatten, war ihr rechtzeitiges Eingreifen völlig

ungewiß. So weit hatte La Marmora's eigne Disposition die Übermacht der Italiener bereits verzettelt. Es sollte aber ganz anders, und noch viel ärger kommen.

Erzherzog Albrecht war, wie wir sahen, seit der getheilten Aufstellung der italienischen Heeresmassen entschlossen, den ersten der beiden Gegner, der sich ihm darböte, mit gesammter Kraft zu fassen und hoffentlich zu überwältigen. Sein Wunsch war, daß dies das feindliche Hauptheer unter der Führung des Königs sein möchte, weil dessen Besiegung ohne Zweifel den stärksten moralischen Eindruck auf den Widersacher machen mußte. Mit lebhafter Freude empfing er seit dem 20. Juni von allen Seiten die Kundschaft, welche ihm diese Aussicht mit wachsender Sicherheit eröffnete. Er erfuhr, daß die schwerste Gefahr für seine Pläne, die Vereinigung Cialdini's mit La Marmora, nicht eingetreten war, daß vielmehr Cialdini's Vortruppen am 23. ernstliche Anstalten zur Überbrückung des Po an verschiedenen Stellen machten, daß man also auf zwei oder drei Tage zum Kampfe gegen La Marmora ohne Sorge vor Cialdini rechnen konnte. Indem er gegen Cialdini's Armee nur einen Beobachtungsposten, ein Jägerbataillon und ein Husarenregiment, am Po zurückließ, zog er am 22. Juni sein gesammtes Heer bei Verona auf das rechte Ufer der Etsch hinüber. Sein Gedanke war, seine Truppen zuerst gegen Westen bis auf die Linie Somma Campagna, Sona, S. Giustina, Pastrengo, vorzuschieben, dann aber sie um Somma Campagna als Pivot, nach Süden einschwenken, und durch das Hügelland hindurch vordringend, den Feind angreifen zu lassen, wo sie ihn fänden. Am Nachmittag des 23. Juni begannen diese Bewegungen; die Reserve-Division erreichte Pastrengo und Um-

gegend, das fünfte Armeecorps S. Giustina und Sona, und besetzte von dort aus bereits Castelnuovo. Am 24. Morgens drei Uhr rückte das neunte Corps General Hartung von Verona nach Somma Campagna, setzte sich dort fest, und schob eine Abtheilung auf die Höhen von Berettara vor. Das fünfte Corps General Rodich sammelte sich dann bei S. Giorgio, die Reserve-Division kam nach Castelnouvo. Das siebente Corps (General Maroicic) endlich nahm, als allgemeine Armeereserve, Stellung bei Sona. Dieser ganze Aufmarsch war bis sieben Uhr Morgens vollzogen, und ohne eine Minute zu verlieren, schickten die Truppen sich an, durch das Hügelland weiter gegen den Feind vorzustoßen, die Reserve-Division nahe am Mincio in der Richtung auf den Monte Vento, das fünfte Corps auf Custozza, das neunte Corps auf den Monte della Croce. Zur Deckung der linken Flanke des Heeres rückte in der Ebene Oberst Pulz mit vier Reiterregimentern auf der Straße nach Villafranca vor.

Unterdessen hatten die italienischen Divisionen ihren Reisemarsch nach den von La Marmora ihnen angewiesenen Ortschaften angetreten, ohne eine Ahnung, daß die nördliche Hälfte derselben bereits von feindlichen Heeresmassen besetzt sei. König Victor Emanuel machte unterdessen in der frischen Morgenluft einen Spazierritt; La Marmora aber, von einem einzigen Adjutanten begleitet, kam nach Villafranca, wo vor und neben dem Orte General Bixio und Kronprinz Humbert ihre Divisionen aufgestellt hatten. Der Kronprinz fragte ihn, ob er die Leute abkochen lassen oder zuerst das vorliegende Gelände recognosciren lassen sollte[1]). Das ist ganz unnöthig, erwiderte La Marmora, es steht kein

[1]) Bernhardi an Moltke, nach La Marmora's eigener Erzählung.

Österreicher diesseits der Etsch, lassen Sie abkochen. Von links herüber hörte man Kanonendonner; ah, sagte La Marmora, das ist ein guter Anfang unserer Belagerung von Peschiera. Gleich nachher aber erschien Oberst Pulz mit seinen Brigaden, eröffnete mit einer reitenden Batterie ein lebhaftes Feuer auf die Bataillone des Kronprinzen und warf dann zwei Reiterregimenter in wüthendem Ansturm auf den Feind. Wie sehr auch die Italiener überrascht waren, konnten 500 Ulanen und ebenso viele Husaren die 18 Bataillone des Prinzen nicht zu Grunde richten, erlitten vielmehr selbst äußerst blutige Verluste, hielten aber den Gegner eine volle Stunde lang in Athem, und, was die Hauptsache war, erweckten durch das Ungestüm und die Ausdauer ihrer Anstürme bei La Marmora die Vorstellung, daß von dieser Seite her, von Osten in der Ebene, ein allgemeiner Angriff der Österreicher drohe. Demnach zog er von der eben anlangenden Division Govone die Hälfte zur unmittelbaren Unterstützung Bixio's und des Kronprinzen heran, und als zugleich die Division Brignone auf dem gestern befohlenen Marsche nach Somma Campagna passirte, hielt er sie an, und führte sie persönlich auf den Monte della Croce, wo er sie mit der Front gegen Süden zu weiterer, die Ebene beherrschender Deckung aufstellte.

Wir wissen, daß diese neue Auffassung des österreichischen Schlachtplans ebenso falsch wie die frühern von der Ruhe des Feindes hinter der Etsch war. Der Angriff kam nicht von Osten in der Ebene, sondern von Norden im Gebirge. Der Kanonendonner am Mincio war nicht der Beginn der Belagerung von Peschiera, sondern der Kampf Cerale's gegen die österreichische, von Castelnuovo südwärts vordringende

Reserve-Division. Cerale, ein alter, vom Tambour auf gedienter Soldat, hielt den Widerstand im Dorfe Oliosi aufrecht, bis ihm die Brigade Piret vom fünften Armeecorps, welches gleichzeitig von S. Giorgio südwärts vorgegangen war, in die linke Flanke fiel, worauf dann trotz tapfern Schlagens seine Division von zwei Seiten umfaßt und auseinander gesprengt wurde. Seine Niederlage wäre vollständig geworden, wenn nicht sein College Pianell, trotz der ihn auf dem rechten Ufer festhaltenden Ordre, nach eigenem Ermessen auf den Kanonendonner marschirt und mit 12 Bataillonen über den Fluß gegangen wäre, dem bedrängten Kameraden zu Hilfe. Er rettete ihn vor völliger Vernichtung, brachte den Österreichern schwere Verluste bei, wagte aber nicht ohne höhern Befehl, sich vom Ufer des Flusses zu entfernen, und damit seine Vortheile weiter zu verfolgen. So wurde denn auch die eine Viertelmeile weiter ostwärts nach Sona marschirende Division Sirtori vom Angriff des Feindes ebenso wie Cerale überrascht, durch zwei Brigaden des fünften österreichischen Armeecorps angefallen, stark beschädigt, und bei dem Mangel jeglicher Unterstützung endlich in halber Auflösung zurückgeworfen.

Damit war der linke Flügel des italienischen Heeres gebrochen und so die Rückzugslinie desselben von dem Gegner ernstlich bedroht. Zu gleicher Zeit entwickelte sich auch auf dem rechten Flügel in gleicher Lebhaftigkeit der Kampf. Kaum waren Brignone's Bataillone auf dem Monte della Croce, wie gesagt, die Front nach Villafranca, aufgestellt, so empfingen sie von den Batterien des neunten österreichischen Corps ein kräftiges Geschützfeuer in den Rücken, was keinen geringen Schrecken und für den ersten Augenblick allgemeine

Unordnung verursachte. Indessen hielt Brignone seine Leute in fester Hand, warf mit raschem Commando seine Aufstellung herum, und da er von seiner beherrschenden Höhe herab jetzt die Bewegung der feindlichen Colonnen in den verschiedenen Thälern überblickte, und sie nicht bloß gegen sich selbst, sondern auch gegen die wichtige Kuppe von Custozza im Anmarsch sah, so beeilte er sich, eine seiner Brigaden dorthin zu senden, und mit der andern sich selbst in möglichst solide Verfassung zur Abwehr zu setzen. Er hatte Ursache dazu, denn sehr bald stürmten die Bataillone des neunten Corps mit todesverachtender Energie den Abhang seines Berges hinan, verjagten die vorgeschobenen Posten, und erstiegen die Kuppe. Brignone aber hielt aus, und trieb einen feindlichen Angriff nach dem andern wieder thalabwärts zurück. Immer aber hatten seine Truppen mörderische Verluste, waren durch die glühende Sonnenhitze erschöpft und lagen endlich lechzend auf dem Boden der schattenlosen Berghöhe. Da kam ihm im letzten Augenblick erwünschter Beistand. Die Division Cugia vom dritten Corps war in ihrem Anmarsch vielfach aufgehalten, endlich in eine Stellung neben Bixio eingerückt, und bei dem Toben des Kampfes oben auf der Kuppe, sandte General Cugia ein Bataillon nach dem andern zur Unterstützung hinauf; welche dann einen erneuerten Sturm des Feindes kräftig zurückwiesen. Ähnlich verliefen sich die Dinge bei Custozza. Denn kaum hatte hier Brignone's Brigade sich festgesetzt, so erfolgte ein nachdrücklicher Angriff durch eine Brigade des siebenten österreichischen Corps; zwei vorgeschobene Bataillone der Italiener wurden über den Haufen geworfen, und die übrigen unter harten Verlusten aus Custozza hinaus getrieben. Da aber griff,

wie Cugia am Monte della Croce, so hier General Govone ein. Er besetzte die nächsten Berghöhen, überdeckte Custozza mit einem Hagel von Granatgeschossen und ließ dann durch überlegene Kräfte den Ort dem Feinde wieder entreißen. Die Ausdauer der Truppen Brignone's war allerdings zu Ende; der größte Theil der Division zog sich in die Ebene nach Valeggio zurück, und Cugia und Govone übernahmen definitiv die Besetzung jener des Monte della Croce, dieser der Höhen von Custozza.

Es ging damals auf Mittag, und die allseitige Ermattung der Soldaten bewirkte eine längere Pause in den Operationen. Die Italiener hatten schwere Einbußen erlitten; die Divisionen Cerale, Sirtori und Brignone waren beinahe zu zwei Dritteln kampfunfähig geworden. Offenbar aber war das Schicksal des Tages noch keineswegs entschieden. Auch die Österreicher hatten die Tapferkeit des Feindes vielfach empfunden; ihre Leute, obgleich an physischer Zähigkeit den Italienern etwas überlegen, fühlten ebenfalls ihre Kräfte schwinden; an intacten Truppentheilen besaß der Erzherzog nur noch zwei Brigaden des siebenten Corps, dagegen waren auf italienischer Seite die Divisionen Pianell, Bixio und Kronprinz in jedem Augenblick mit kaum berührter Stärke schlagfertig, und vom zweiten Corps war die Division Angioletti nur noch eine Meile, die Division Longoni aber zwei Meilen von Villafranca entfernt. Das italienische Obercommando konnte also bei kräftiger Führung im Augenblick über mehr als 30000 Mann, gegen zwei Uhr über 40000, gegen vier Uhr über 50000 Mann frischer Truppen verfügen, und durch ihr Eingreifen die entscheidenden Positionen des Monte Vento, Custozza's und des Monte della Croce

uneinnehmbar machen. Schon damit wäre der Tag für Italien gewonnen gewesen, denn bei Cialdini's Operationen gab es für den Erzherzog kein Drittes, als Durchdringen oder schleunigen Rückzug. Für Italien aber wäre noch ein anderer, kühnerer Entschluß denkbar gewesen. Man hätte unter dem Befehle an Pianell, Govone und Cugia, die drei Berge bis zum letzten Athemzuge zu halten, sofort mit 25000 Mann (Kronprinz, Bixio und Sonnaz), nach etwa drei Stunden aber mit nahe 40000 Mann von Villafranca gegen Somma Campagna vorgehen können, bei welchem Marsch nur die 2500 Reiter des Obersten Pulz im Wege gestanden hätten; dort hätte man den Feind von seinen Verbindungen und seiner Rückzugslinie abgeschnitten, und seine Armee vernichtend in Flanke und Rücken gefaßt [1]). So dachte auch der Kronprinz. Aber er hatte, wie wir sahen, Befehl, dem nach La Marmora's Meinung in der Ebene herandrohenden Angriff der Österreicher zu widerstehen; er sandte also Adjutanten und Ordonnanzen nach allen Richtungen, um La Marmora aufzusuchen und sich Erlaubniß zum Vorgehen zu erbitten. Aber wo war La Marmora?

Unglaublich zu sagen: kein Mensch wußte, wo der leitende Feldherr sich aufhielt.

Bernhardi berichtet darüber Folgendes, mit der ausdrücklichen Versicherung, es theils von La Marmora selbst, theils von General Cucchiari vernommen zu haben.

La Marmora gab, als alle seine Vermuthungen und Anordnungen sich durch den Gang der Dinge als falsch und verkehrt erwiesen, die Schlacht schon sehr früh verloren, und veranlaßte deshalb zunächst den König, wieder auf das rechte

[1]) Bemerkung des österreichischen Generalstabswerks.

Ufer des Mincio sich zurückzubegeben. Als er etwas später eine Höhe bestieg, um die Lage zu erkunden, meinte er, im Rücken der Division Kronprinz eine lange Staubwolke sich in westlicher Richtung bewegen zu sehen (wahrscheinlich durch rückgehende Bagagen veranlaßt), hielt sie für eine feindliche Colonne und damit die Niederlage gewiß. Er verlor den Kopf vollständig, und sah die letzte Rettung nur noch in schleunigstem Heranziehen des ganzen zweiten Corps. Anstatt nun zunächst den Divisionen Angioletti und Longoni, und dann dem General Cucchiari die entsprechenden Befehle zuzusenden, sprengte er selbst, ohne irgend jemand etwas darüber zu äußern, vom Schlachtfelde hinweg in eiligem Ritte, mehrere Meilen weit nach Cucchiari's Hauptquartier. Dort eingetreten, forderte er den General auf, die beiden vor Mantua stehenden Divisionen eiligst nach Villafranca zu führen. Aber erinnern Sie sich doch, entgegnete Cucchiari, an Ihre letzten Befehle: meine Brigaden stehen um Mantua umher; es wird Abend, bis die neue Weisung an die entfernteste gelangt. Da schrie La Marmora auf: wehe mir Armen, und brach in einen langen Weinkrampf aus; mehrmals sprach er davon, sich zu erschießen. Weiter aber that er nichts.

So jagten denn die Adjutanten, ihn vergeblich suchend, auf dem Schlachtfelde umher; Pianell, Bixio, der Kronprinz, blieben unthätig an ihre Stelle gebannt; von Einheit und Zusammenhang war bei der Armee keine Rede mehr. Jede Brigade, sagt Bernhardi, raufte, bis sie genug hatte, dann ging sie zurück. Zuerst nahm die österreichische Reserve-Division, durch Truppen des fünften Armeecorps unterstützt, die Bewegung gegen den Monte Vento wieder auf. Bei Pianell's erzwungener Unthätigkeit hatte sie nur die Trümmer

von Cerale's Division sich gegenüber; zwischen drei und vier Uhr war sie Herrin des Berges, von wo ihr der kurze Weg nach Valeggio, dem wichtigsten Übergangspunkt über den Mincio, offen stand. Dadurch wurde Cerale's nächster Nachbar zur Rechten, General Sirtori, welcher einen Augenblick erneuerten Vordringens gehabt hatte, besorgt über seine Rückzugslinie, räumte fast ohne Kampf die Position bei der Capelle S. Lucia, und eilte, seine Truppen bei Valeggio über den Fluß zurückzuführen. Von S. Lucia aus konnten die österreichischen Geschütze die Höhe und den Ort Custozza unter wirksames Flankenfeuer nehmen; in diesem Augenblicke warf der Erzherzog seine letzte Reserve, die beiden Brigaden des siebenten Corps, auf den entscheidenden Punkt, und nach einem mörderischen Widerstande wurde Govone zum Weichen nach Valeggio gezwungen. Da war denn auch für Cugia auf dem Monte della Croce, wo er von allen Kräften des neunten Corps bedrängt wurde, kein Bleiben mehr, und der Rückzug der Italiener wurde allgemein. Er wurde durch Bixio und Sonnaz nach Kräften gedeckt, welche freilich bei der starken Auflösung mehrerer Truppentheile die jetzt zum Schluß des Tages wieder vorgehende Reiterei des Feindes nicht zu hindern vermochten, zahlreiche Gefangene zu machen. An eine Verfolgung über den Mincio hinaus konnten die Sieger nicht denken. Ihre Truppen waren seit drei Uhr Morgens im Marsche, und dann unter der italienischen Junisonne zehn Stunden lang in angestrengtem Kampfe gewesen: Mann und Roß waren vollständig erschöpft.

Der Verlauf des Schlachttages gab ein glänzendes Ergebniß für die österreichische, ein vernichtendes für die italienische Führung, da noch am Tage vor der Schlacht dem Sieger

82000, dem Besiegten mehr als 140000 Mann zur Verwendung im Kampfe bereit gestanden hatten. Ungleich günstiger stellt sich dagegen das Urtheil über die italienischen Truppen. Da das ganze zweite Corps an der Schlacht keinen Theil nahm, der Kronprinz, Bixio und Sonnaz nach dem kurzen ersten Kampfe gegen Pulz's Schwadronen seit acht Uhr keinen Schuß mehr thaten, Pianell nur mit der Hälfte seiner Division und auch mit dieser nur während weniger Stunden eingriff, so stellt sich heraus, daß die ganze Wucht der zehnstündigen Schlacht auf fünf Divisionen, also höchstens 60000 Mann gegen 82000 Österreicher, gefallen ist. Dazu kam, daß das Vorgehen der letztern ein wohlbedachtes, trefflich geleitetes, die Truppe zu heldenmüthiger Energie fortreißendes war, während die Italiener einem überraschenden, von unerwarteter Seite hereinbrechenden Angriff Preis gegeben und dann von jeder einheitlichen Führung verlassen wurden. Einer damals erst seit wenigen Jahren entstandenen Armee, welche unter solchen Umständen der Übermacht eines der bewährtesten Heere Europas einen solchen Widerstand entgegensetzt, liegen alle Bahnen zu einer großen Zukunft offen. Die beiderseitigen Verluste des Schlachttags waren beinahe gleich, bei den Österreichern, die stets angegriffen, mehr Todte und Verwundete, bei den Italienern, die endlich retiriren mußten, mehr Gefangene. Jene büßten 7956 Mann, darunter 1500 Gefangene, diese 8185 Mann, darunter 4350 Gefangene, und außerdem 14 Geschütze und 5000 Gewehre ein. Wie sich versteht, vertheilten sich auf dieser Seite die Verluste auf die einzelnen Divisionen in höchst ungleicher Weise. Pianell verlor an Todten und Verwundeten 186, Bixio 15, der Kronprinz 55,

Sonnaz 17, zusammen also 273 Mann, während die fünf dauernd kämpfenden Divisionen 3580 Todte und Verwundete nachwiesen.

In Wien erweckte die Siegeskunde keinen geringen Jubel, und überwog den Verdruß über die rasche Besetzung Norddeutschlands durch die Preußen. An demselben 23. Juni, an welchem der eine Gegner den Mincio überschritt, war der andere in Böhmen eingefallen: so schien der glänzende Erfolg des 24. ein glückliches Vorzeichen nach beiden Seiten. Desto bestürzter und grimmiger war der Eindruck der verlorenen Schlacht bei dem italienischen Volke, nichts begehrte man heißer und dringender, als daß La Marmora mit der intact gebliebenen Hälfte des Heeres, und im Zusammenwirken mit Cialdini, die erlittene Scharte so rasch wie möglich auswetze. Aber bei La Marmora, der sich nicht erschossen hatte, war die Stimmung eine andere. Als ihn Bernhardi fragte, was nun zu beginnen, meinte er: wir werden die Armee für ein Weilchen hinter den Po zurücknehmen, und dann sehen. Cialdini blieb auf die Nachricht von dem Mißgeschick begreiflicher Weise ebenfalls auf der Südseite des Stromes, und nun verging unthätig Tag auf Tag in endlosen Erwägungen und Verhandlungen zwischen den beiden militärischen Häuptern. Dazwischen aber schlichen französische Einflüsterungen umher, dahin gehend, daß Österreich zur Abtretung Venetiens bereit sei, allerdings aber vorher seiner Waffenehre durch einen Sieg auf italienischem Boden Genugthuung habe schaffen müssen; dies sei jetzt erreicht, und nach der ersten Niederlage der Preußen die Überlieferung Venetiens sicher; nur möge Italien sich hüten, den Erzherzog Albrecht weiter zu drängen, oder gar durch einen italienischen Sieg die Frage der militärischen

Ehre in Wien wieder auf das Tapet zu bringen. Gegen einen solchen Verlauf der Dinge, wobei die Belagerung des Festungsvierecks, und Gott weiß, wie viele gefährliche Kämpfe erspart blieben, hatte nun La Marmora nicht allzuviel einzuwenden, und es ist kein Wunder, daß, als die Kunde von diesen Umtrieben sich allmählich verbreitete, sein Verhalten in der Schlacht und seine Unthätigkeit nach derselben in zahlreichen Kreisen die Ansicht hervorrief, er habe mit bewußter Planmäßigkeit sein Heer besiegen lassen, um in der erwähnten Weise Venetien ohne schlimmeres Blutvergießen zu erlangen. Leider läßt sich manche Thatsache in diesem Sinne deuten, jedoch scheint es nicht erlaubt, gegen einen noch so schmählich unterlegenen Feldherrn ohne zwingende Beweise den Vorwurf bewußten Verraths zu erheben. Bernhardi, welcher ein scharfer Beobachter war, und wahrhaftig nicht zu den Verehrern La Marmora's gehörte, hat damals und später seine Überzeugung auf das Bestimmteste erklärt, daß La Marmora nicht durch bösen Willen, sondern durch bodenlose Unfähigkeit den Verlust der Schlacht herbeigeführt habe. So viel wußte der italienische General von den Bestrebungen seines hohen Pariser Beschützers, daß er ohne den Ehrgeiz des Feldherrn und ohne die Kampflust des Soldaten in den Krieg zog, vor der Schlacht mit der sichern Hoffnung, nicht schlagen zu müssen, und nach dem Rückzug mit dem bohrenden Gefühle der eignen Unzulänglichkeit. Ohne selbst ein Verräther zu sein, ließ er sich dann durch einen großen Versucher halb willenlos in ein Fahrwasser treiben, wo ihm auf unvermutheten Klippen zu scheitern bestimmt war.

Ziehen wir die Summe der bisher erzählten Kriegsereignisse, wie sie sich auf den Nebentheatern des großen

Dramas verlaufen hatten, so erscheint bestätigt, was sich uns schon nach den militärischen Vorbereitungen der betheiligten Staaten wahrscheinlich zeigte: keiner der beiden Hauptkämpfer war in der Lage, von seinen Bundesgenossen eine wirksame Unterstützung zu hoffen. Österreich und Preußen waren für den bevorstehenden Waffengang ein jedes auf die eigne Kraft angewiesen: und hiemit war, mochte nun die Entscheidung fallen, wie sie wollte, die Antwort auf die Frage, welcher der beiden Mächte die Leitung der deutschen Zukunft gebühre, über jeden Zweifel und Einwand hinaus gehoben.

Achtzehntes Buch.

Böhmischer Krieg.

1. Capitel.

Prinz Friedrich Carl in Böhmen.

In Berlin stand, wie wir wissen, die Absicht fest, gleich nach der Besetzung Sachsens die Offensive gegen Böhmen zu eröffnen. Man war nicht vollständig und nicht in jeder Beziehung zutreffend über die Bewegungen des Feindes unterrichtet, wußte aber, daß das österreichische Hauptheer sich auf dem Marsche von Olmütz an die obere Elbe, also in das nordöstliche Böhmen, befinde. Gelang ihm dort die vollständige Versammlung aller seiner Streitkräfte, so konnte Benedek dann sich mit gewaltiger Übermacht entweder ostwärts durch die Pässe der Grafschaft Glatz gegen den preußischen Kronprinzen zur Eroberung Schlesiens, oder nordwärts gegen Friedrich Carl zu einer mächtigen Offensive über Dresden gegen Berlin wenden. Alles kam für Preußen darauf an, einer solchen Vereinigung der feindlichen Heertheile durch eine raschere Zusammenziehung der eignen Armeen zuvorzukommen, und diese Aufgabe erschien keineswegs unlösbar, da Benedek seinen Vormarsch von Olmütz erst am 17. Juni begonnen hatte, und zehn bis zwölf Tage vergehen mußten, ehe seine sämmtlichen Massen die Elbe erreichten. Nach den räum=

lichen Entfernungen aber war es sowohl für den Kronprinzen wie für Friedrich Carl möglich, noch vor Ablauf jener Frist ihre Truppen nicht weit von der Elbe zu vereinigen, und dann mit ihrer Gesammtkraft entscheidende Schläge zu führen.

Den Schauplatz der hier bevorstehenden großen Ereignisse werden folgende Bemerkungen im Allgemeinen veranschaulichen. Die nordöstliche Grenze Böhmens gegen Schlesien wird durch das weitausgedehnte Sudetengebirge gebildet, welches meist gegen Schlesien hin steil abfallend, nur wenige enge Pässe dem Ansteig einer Armee eröffnet, auf der böhmischen Seite aber sanfter sich senkend, auf seinen Abhängen und Terrassen, zwischen Schluchten und Wasserrissen mehrfachen Straßenzügen und Verbindungswegen Raum gibt. Dort liegen, in dem stattlichsten Abschnitt der Sudeten, am Südabhange des Riesengebirges, nahe beisammen die Quellen zweier Flüsse, der Iser und der Elbe, welche zunächst beide in das böhmische Tiefland hinabströmen, bald aber sich von einander entfernen, die Iser südwestlich, die Elbe südöstlich gewandt, bis die letztere sich, bei Pardubitz, in rechtem Winkel scharf gegen Westen richtet, um dann zehn Meilen weiter, nochmals mit starker Biegung, in nordwestlicher Wendung, nachdem sie nicht weit von Brandeis die Iser aufgenommen, der Nordsee zuzueilen. Wie man hienach leicht erkennt, schließen die Sudeten, Iser und Elbe ein unregelmäßiges Viereck ein, und der so bezeichnete Boden war es, auf welchem sich damals die Geschicke Deutschlands erfüllen sollten. Denn von der höchsten Bedeutung zeigen sich bei der damaligen Stellung der Armeen die beiden Flußlinien.

Wenn Prinz Friedrich Carl von der Lausitz her, am Südfuße des Riesengebirges entlang, zur Vereinigung mit

der schlesischen Armee vorging, so langte er sehr bald am westlichen Ufer der Iser an, und fand hier ein leicht zu vertheidigendes Hinderniß seines Marsches: auf der andern Seite mündeten die Sudetenpässe, durch welche der Kronprinz aus der Grafschaft Glatz nach Böhmen gelangen konnte, auf das östliche Ufer der obern Elbe, so daß ihm vor der Verbindung mit Friedrich Carl ein feindlicher Widerstand nicht nur in den Engen des Gebirges, sondern dann wieder an dem jungen, reißenden Strome drohte. Das Zusammenrücken der beiden Heere war also gleichbedeutend mit siegreicher Überschreitung der beiden Flüsse.

Der gefährlichere Theil der Aufgabe lastete ohne Zweifel auf der schlesischen Armee. Denn die Iser konnte zur Zeit nur von den sächsischen Truppen und dem österreichischen Corps Clam-Gallas, also 60000 Mann, vertheidigt werden, während Friedrich Carl über 93000, Herwarth über 46000 Mann verfügte, und dazu noch eine Division des Reservecorps, 12000 Mann, ihrem Nachtrab sich anschloß. Die Elblinie aber lag den von Olmütz heranrückenden Heeresmassen Benedek's, im Ganzen über 200000 Mann, um acht Meilen näher als die Iser, und die Frage, ein wie großer Theil dieser Übermacht dem Kronprinzen, sei es im Gebirge, sei es an der Elbe, entgegen treten würde, entzog sich jeder Beurtheilung des Gegners. Nach Erwägung aller dieser Umstände erging nun am 22. Juni ein Telegramm an die beiden preußischen Feldherren: „Se. Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken, und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen.“ Gitschin, der aus Wallenstein's Geschichte bekannte Ort, liegt ungefähr in der Mitte zwischen Iser und Elbe. In einer nähern Weisung

erläuterte Moltke den Befehl dahin, es sei natürlich nicht gemeint, daß dieser Punkt unter allen Umständen erreicht werden müsse, vielmehr hänge die Vereinigung ganz von dem Gange der Begebenheiten ab. Höchst unwahrscheinlich sei es, daß die Hauptmacht der Österreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen concentrirt stehen könne. Die diesseits ergriffene Initiative dürfte leicht Gelegenheit geben, den Gegner in getheiltem Zustand mit überlegenen Kräften anzugreifen, und den Sieg in anderer Richtung zu verfolgen. Dennoch bleibe die Vereinigung aller Kräfte für die Hauptentscheidung stetig im Auge zu behalten. Die Armeecommandos haben also von dem Augenblicke an, wo sie dem Feinde gegenüber treten, nach eignem Ermessen und nach Erforderniß der Umstände zu handeln, dabei aber stets die Verhältnisse der Nebenarmee zu berücksichtigen. An das Obercommando der ersten Armee wurde der Satz hinzugefügt:

„Da der schwächeren zweiten Armee die schwierige Aufgabe des Debouchirens aus dem Gebirge zufällt, so wird, sobald nur erst die Verbindung mit dem Corps des Generals von Herwarth bewirkt ist, der ersten Armee um so mehr obliegen, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen."

Moltke band in dieser Weisung die beiden Unterfeldherren sehr bestimmt an den klar bezeichneten Gesammtzweck ihrer Action, gab ihnen aber freie Hand für die einzelnen, je nach den Umständen erforderlichen Maaßregeln. Wir werden sehen, daß Benedek gerade umgekehrt verfuhr. Seine Generale erhielten stets ganz specielle Befehle, diesen oder jenen Ort zu besetzen, oder zu halten oder zu räumen, sie wußten aber nicht immer, in welchem planmäßigen Zusammenhang und

zur Lösung welcher Aufgabe sie zu wirken hatten. Es bedarf nicht erst der Hinweisung auf den damaligen Erfolg, um zu sehen, wo die überlegene Auffassung vorhanden war. Moltke erkannte die Unmöglichkeit, im Flusse der Dinge das Einzelne von fern her zu regeln, Benedek sah im Trotze dagegen eine Bewährung seiner eisernen Willenskraft. Und was noch wichtiger war, Benedek erstickte, Moltke aber erweckte die geistige Selbstthätigkeit seiner Untergebenen, und auf beiden Seiten setzte sich dieser Impuls auf allen Stufen der Heeresgliederung fort. Mehrmals hat Moltke es ausgesprochen, daß großen Heeren von mehr als hunderttausend Mann durch die Natur der Dinge ein bedeutendes Maaß von Selbständigkeit inne wohnt: so entwarf er weder 1866 noch 1870 vor dem Kriege einen speciell durchcomponirten Feldzugsplan zur Vernichtung des Gegners, wie es Napoleon I. vor Marengo, vor Ulm und Jena gethan hatte. Bei diesem war dann jedem Heertheil, jedem Rad in der Maschine seine genaue Thätigkeit angewiesen, zugleich aber auch eine großen Theils vorhandene Unfähigkeit des Gegners vorausgesetzt: und dann rollte das Kunstwerk in jedem Punkte nach dem Worte des Meisters zu einem blendenden und betäubenden Ergebniß ab. Moltke begnügte sich, mit nicht minder genialem Blick seinen Heeren im Anfang des Kriegs die allgemeine Richtung auf die für die Gegner tödtliche Stelle zu geben; im Einzelnen geschah dann nicht immer, was er vermuthet hatte; 1866 erfolgte die Vereinigung der Heere nicht bei Gitschin, und sehr selten haben preußische Generale mit Übermacht gegen österreichische Corps gefochten: das Endergebniß aber war hier wie 1870 eine Überwältigung des Gegners, wie sie gleich rasch und gleich vollständig Napoleon kaum einmal erreicht hat.

Prinz Friedrich Carl hatte bereits die Truppen der ersten Armee dicht an der böhmischen Grenze bei Marklissa, Seidenberg, Zittau und Herrnhut aufgestellt, und ließ sie gleich am 23. Juni von allen Seiten her in das feindliche Gebiet einrücken. Man fand sich gegenüber nur österreichische Reiterposten von der leichten Division Edelsheim; außer kleinen Husarenscharmützeln wurde gegen die Besetzung der wichtigen Fabrikstadt Reichenberg kein Widerstand geleistet; es war gewiß, daß der Gegner den Kampf erst an der Iser aufzunehmen gedachte. Nach den (irrigen) Kundschafternachrichten sollte dort außer Clam-Gallas und den Sachsen auch noch das zweite österreichische Armeecorps, im Ganzen also zwischen 80000 und 90000 Mann stehen: um so mehr entschloß sich der Prinz, vor jedem weiteren Schritte erst das Herankommen der Elbarmee bei Reichenberg abzuwarten, da diese von Dresden aus mindestens zwölf Meilen, zum Theil auf sehr beschwerlichen Gebirgsstraßen, zurückzulegen hatte, und ihr Vortrab erst am Abend des 25. Juni bei Gabel, drei Meilen westlich von Reichenberg, anlangte. Demnach verwandte der Prinz diesen Tag nur zu näherer Sammlung seiner Divisionen um Reichenberg, und gab dann am 26. den Befehl zum allseitigen Vormarsch gegen die Iser, und zwar der ersten Armee gegen einen nördlich gelegenen Übergangspunkt, das Städtchen Turnau, 2½ Meile von Reichenberg entfernt, der Elbarmee aber gegen die weiter stromabwärts gelegene, von Gabel 4½ Meile entfernte Stadt Münchengrätz. Auf beiden Seiten war man darauf gefaßt, an diesem Tage den ersten ernstlichen Kugelwechsel mit dem Feinde zu erleben. Auch sollte diese, von den Truppen mit Jubel begrüßte Erwartung nicht täuschen.

Feldzeugmeister Benedek war, nachdem ihn die Aussicht auf sächsische und vielleicht auf bayerische Mitwirkung aus seiner Olmützer Defensivstellung aufgerüttelt hatte, nach guten Gründen zu der Absicht gekommen, seinen Offensivstoß gegen die Streitmacht des Prinzen Friedrich Carl zu richten. Damals wußte er nur von zwei preußischen Armeecorps in Schlesien, welche dabei vielleicht seine Flanke bedrohen möchten: ließ er zu deren Beobachtung zwei der seinigen zurück, so konnte er vier Corps zur Vereinigung mit Clam-Gallas und den Sachsen vorführen, und dann, wie er dachte, mit erdrückender Übermacht, 180000 gegen 130000, den Prinzen angreifen und besiegen. Die beiden feindlichen Corps in Schlesien hätten ihm nach einem solchen Erfolge nicht mehr große Sorge gemacht. Der Plan war unter diesen Voraussetzungen einleuchtend richtig, aus dem einfachen Grunde, weil er dem österreichischen Heere die kürzeste Straße von Wien nach Berlin geöffnet hätte. Ganz in dem Sinne desselben schrieb er am 23. Juni dem Kronprinzen von Sachsen, unter dessen Oberbefehl er den Grafen Clam stellte, die an der Iser versammelten Truppen hätten die Bestimmung, einem von Reichenberg oder Gabel kommenden feindlichen Angriff entgegen zu treten; dieselben würden dabei von anlangenden Heertheilen der Hauptarmee unterstützt werden, oder hätten sich auf dieselbe bei einem bedeutend überlegenen Angriffe zurückzuziehen. Der Sinn dieses Befehls konnte keinem Zweifel unterliegen; Verzögerung des feindlichen Vorrückens, so weit dieselbe ohne eigne Gefährdung möglich war; wenn aber eine solche drohe, fest geordnetes Weichen bis zum Eintreffen der herankommenden Verstärkung. Der Kronprinz zog demnach seine Sachsen näher an Münchengrätz heran,

wo Graf Clam das erste Corps aufgestellt hatte, und schlug dem Grafen vor, von dort aus auch Turnau hinreichend stark zu besetzen. Dem aber widersprach der Graf wegen Turnaus ungünstiger Localität, und der Kronprinz ließ es dabei bewenden. Vor Turnau, westlich der Iser, stand nur noch Edelsheim's Reiterdivision bei Sichrow, hatte aber Clam's Weisung, bei Herandrängen des Feindes über den Fluß zurückzugehen, und dann ebenfalls in die Stellung bei Münchengrätz einzurücken. Hier hatte übrigens Graf Clam auch das rechte Iserufer nicht unbesetzt gelassen, und seine Vorpostenkette über eine Meile weit bis nach Hühnerwasser und Weiswasser ausgedehnt.

Diese Truppen waren es also, mit welchen Herwarth's Vortrab unter General Schöler bei Hühnerwasser zusammentraf. Zuerst die österreichischen Husaren, dann ein Bataillon Infanterie wurden mit Übermacht aus dem Orte und dann aus einem benachbarten Walde hinausgedrängt, und am Abend ein Versuch kaiserlicher Jäger, die Stellung wieder zu nehmen, nachdrücklich abgewiesen. Nur noch eine Meile weit war man von Münchengrätz entfernt. Von der ersten Armee gingen unterdessen General Fransecky mit der siebenten und General Horn mit der achten Division auf der Straße von Reichenberg nach Turnau gegen Liebenau vor; dicht hinter diesem Orte stieß der Vortrab der letztern auf Edelsheim's Dragoner, welche zu Fuß in einem Wäldchen die durch ein Verhau gesperrte Straße zu vertheidigen suchten. Das preußische Fußvolk brach sehr bald hindurch, erhielt dann Feuer von Edelsheim's reitenden Batterien, nöthigte dieselben aber durch seine unaufhaltsam vorgehenden Schützenschwärme zum Abzug. Darauf verzichtete Edelsheim auf weitern Kampf,

ging, Clam's Weisungen entsprechend, bei Turnau über die Iser zurück und wandte sich von dort südwärts nach Münchengrätz. Demnach konnte General Fransecky Turnau vom Feinde ungehindert besetzen und sofort die halbzerstörte Iserbrücke herstellen lassen, während Horn seinen Marsch etwas weiter südlich gegen einen zweiten Übergangspunkt, das kleine Dorf Podol, richtete, wo sich neben einander eine Chaussee- und eine Eisenbahnbrücke zum weiteren Vormarsch darboten.

So standen die Dinge, als am Nachmittag gegen drei Uhr in Münchengrätz ein telegraphischer Befehl Benedek's einlief, Münchengrätz und Turnau um jeden Preis zu halten. Wie das Vorrücken der österreichischen Hauptarmee sich bis zum 26. Juni entwickelt hatte, konnte der Feldzeugmeister hoffen, binnen 48 Stunden mit zwei Corps an der Iser anzulangen, dann also stark genug zu sein, um den Fortschritten Friedrich Carl's bis zur Ankunft weiterer Streitkräfte Einhalt zu thun, zumal bis zur Stunde die zweite preußische Armee noch keine Einwirkung hatte verspüren lassen. Nach dem Empfange jenes Telegramms mochte der sächsische Kronprinz es bereuen, seine Absicht hinsichtlich Turnaus gegen Clam's Widerspruch Tags zuvor nicht durchgesetzt zu haben; indessen, das Unheil war einmal geschehen, und es fragte sich, ob und wie es wieder gutgemacht werden könnte. Nun wußte man, daß von Friedrich Carl's Truppen nur das vierte Armeecorps zur Stelle, die beiden andern weiter zurück seien; auch hatte Edelsheim gemeldet, Turnau sei nur schwach vom Feinde besetzt: so faßte der Kronprinz den Gedanken, die Iser durch einen kecken Angriffsversuch zu vertheidigen, Turnau durch nächtlichen Überfall wieder zu nehmen, und dann am Morgen mit gesammter Kraft bei Turnau und Podol den Fluß zu

überschreiten, und das feindliche vierte Corps mit Übermacht zu schlagen, ehe die beiden andern herankämen. Nur zwei Brigaden sollten während dessen Münchengrätz gegen Herwarth decken. Dies wurde sogleich an Benedek gemeldet und die Truppen in Marsch gesetzt. Das Unternehmen hätte ihnen übel ausschlagen können, wenn das vierte Corps aushielt, bis die andern zu Hülfe erschienen, und zugleich Herwarth, statt Münchengrätz anzugreifen, dem feindlichen Heere in die Flanke fiel. Aber die Raschheit der preußischen Bewegungen machte im Voraus einen blutigen Strich durch die ganze Rechnung.

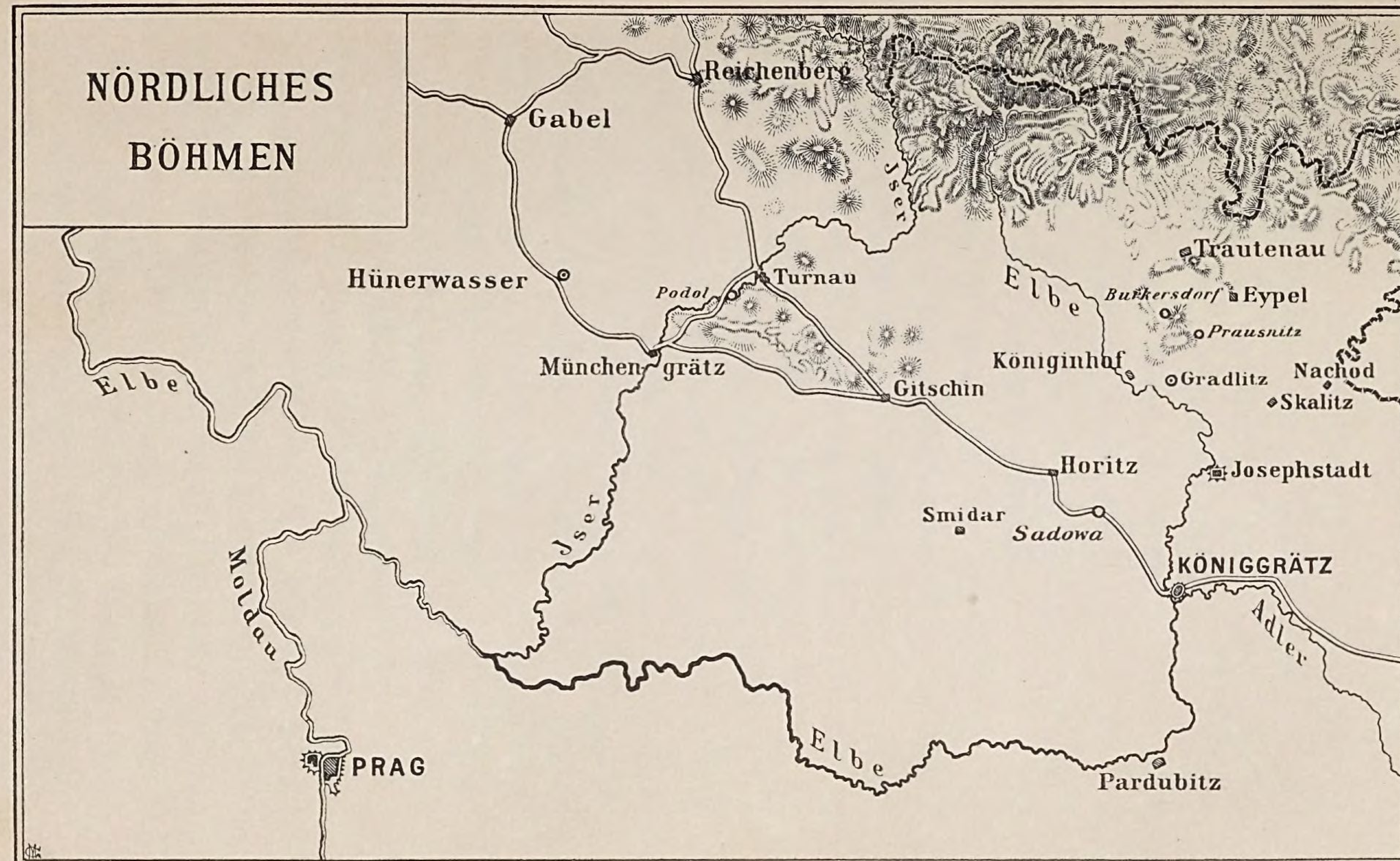
Am Abend sechs Uhr erschienen bei Podol, wo am folgenden Morgen die Hauptcolonne des österreichischen Angriffs hervorbrechen sollte, zwei preußische Compagnien vom Vortrab der achten Division, jagten die halb so starke Besatzung des Dorfes aus dem Orte und über die Brücken hinüber, und setzten sich dort fest. Sehr bald kam Verstärkung von beiden Seiten, zuerst überwiegend von der österreichischen; die Brigade Poschacher, seit ihren Kämpfen 1864 vor dem Danewerke die eiserne genannt, nahm die Brücken und das Dorf im Sturme wieder, als dann aber General Bose zwei frische Regimenter heranführte, entspann sich um den Besitz des Ortes im Abenddunkel ein äußerst hartnäckiges Gefecht. Die Österreicher hatten ihre Hauptmacht in der engen Dorfstraße und den sie begrenzenden Häusern aufgehäuft; die Preußen stellten ihnen dort nur kleinere Abtheilungen entgegen, deren Schnellfeuer aber zur Sperrung der Straße hinreichte; ihre Reserven gingen dann rechts und links hinter den Häusern vor, faßten, wo sich ein Durchgang zeigte, den Gegner in Flanke und Rücken, und nahmen, was vorwärts

in den Häusern steckte, gefangen. Bald nach Mitternacht war der Sieg der Preußen entschieden und der Übergang über die Iser auch an diesem Punkte gewonnen. Der preußische Verlust an Todten und Verwundeten betrug 130 Mann, der feindliche, in Folge der Überlegenheit der Zündnadel und der gelenkern preußischen Taktik, beinahe 500 Mann, dazu 550 Gefangene.

Der Schlag war für den sächsischen Kronprinzen um so empfindlicher, als er nicht bloß seinen Offensivplan durchkreuzte, sondern seine Stellung an der Iser überhaupt unhaltbar machte. Denn Turnau lag eine Meile näher bei Gitschin als Münchengrätz, Prinz Friedrich Carl konnte also von dort den Österreichern in Gitschin zuvorkommen, und vollends von Podol her hatte er die Möglichkeit, dem Gegner den Rückzug nach Gitschin völlig zu verlegen, damit aber die Vereinigung desselben mit Benedek überhaupt zu verhindern. Es war also für den Kronprinzen dringend geboten, so rasch wie möglich die gefährdete Stellung an der Iser zu verlassen, und nach Gitschin zurückzugehen, ehe die Preußen den gewonnenen Vortheil weiter verfolgten — zumal am frühen Morgen des 27. Juni eine neue Depesche Benedek's von weiteren Kämpfen an der Iser abrieth, weil die preußische zweite Armee so eben die schlesisch-böhmische Grenze überschritten habe, mithin eine schleunige Concentration aller österreichischen Streitkräfte doppelt dringend erscheine. Indessen verging der Vormittag des 27., ehe der Kronprinz zu einer Verständigung mit dem Grafen Clam über die nächsten Maaßregeln gelangte: es wurde dann beschlossen, einen kleinen Theil der Truppen noch an diesem Tage nach Gitschin in Bewegung zu setzen, die übrigen aber erst am Morgen des 28. Juni folgen zu lassen.

Zu ihrem Glücke ging auch auf preußischer Seite am 27. Juni kein Truppencorps vorwärts über die Iserlinie hinaus. Vielmehr verbrauchte Prinz Friedrich Carl den Tag nur zu näherem Heranziehen des zweiten und dritten Armeecorps, in dem Gedanken, dann am 28. den Gegner in der ausgesetzten Stellung bei Münchengrätz von zwei Seiten her anzugreifen und vernichtend zu schlagen. Von Westen her sollte General Herwarth, von Norden, aus Podol, ein großer Theil der ersten Armee auf Münchengrätz vorgehen, während eine Division der letztern gleichzeitig von Turnau auf der Straße nach Gitschin sich diesem Platze möglichst nähern würde. Hätte man den Feind am 28. noch unbeweglich in der bisherigen Aufstellung angetroffen, so wäre eine völlige Umzingelung desselben keineswegs unmöglich gewesen. Da aber die Austro-Sachsen von Münchengrätz in derselben Morgenfrühe abzuziehen begannen, in welcher die Preußen sich zum Vormarsch gegen diesen Ort erhoben, so war das einzige Ergebniß des Tages ein scharfes Gefecht der österreichischen Arrièregarde, worin diese allerdings schmerzliche Verluste erlitt (300 Mann todt oder verwundet, 1300 gefangen oder vermißt), der Marsch der Hauptmasse aber in der Richtung auf Gitschin sich ungestört vollziehen konnte. Jede Partei also hatte Grund, zu bedauern, ihre Bewegung um einen Tag verschoben zu haben.

Prinz Friedrich Carl beeilte sich darauf am 29. Juni um so mehr zu einer kräftigen Verfolgung des Gegners, als er Tags zuvor telegraphische Nachricht von den schweren, am 27. nur zur Hälfte glücklichen Kämpfen seiner schlesischen Genossen erhalten hatte, und am Morgen des 29. ihm aus Berlin die inhaltschweren Worte zukamen: „Seine Majestät


NÖRDLICHES
BÖHMEN
Reichenberg
Gabel
Hünerwasser
Podol
Turnau
München-grätz
Jser
Elbe
Trautenau
Burkersdorf
Eypel
Prausnitz
Königinhof
Gradlitz
Nachod
Skalitz
Gitschin
Horitz
Josephstadt
Smidar
Sadowa
KÖNIGGRÄTZ
Adler
Moldau
PRAG
Pardubitz

erwarten, daß die erste Armee durch beschleunigtes Vorrücken die zweite Armee degagire, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet." Es war in verstärkter Form dieselbe Weisung, nach welcher die erste Armee den Feldzug begonnen hatte, und man wird eingestehen müssen, daß sie bisher mehr nach gründlicher Besiegung der ihr unmittelbar gegenüber stehenden Heertheile, als nach der raschen Vereinigung mit der schlesischen Armee gestrebt hatte. Sie war methodisch und vorsichtig verfahren; sie hatte vier Tage gebraucht, um von Seidenberg-Zittau die fünf bis sieben Meilen bis Turnau zurückzulegen, und dann bei Turnau am fünften Tage kein weiteres Vorschreiten begonnen, Alles nach der Regel, sich im Angesichte des Feindes niemals zersplittert antreffen zu lassen. Gewiß, jede Abweichung davon wäre ein Wagniß gewesen: Moltke's Meinung ging aber dahin, daß bei der Tüchtigkeit der Truppen und der Stellung des Feindes etwas gewagt werden dürfe, und daß bei der Gefährdung der zweiten Armee Alles gewagt werden müsse. Prinz Friedrich Carl war jetzt, nachdem das Telegramm ihn von der Last der Verantwortung befreit hatte, zum kühnsten Vorgehen bereit: zwei Stunden nach Empfang der Depesche, neun Uhr, ging seine Disposition an die Truppentheile ab, und ohne allen Zweifel, sie zeugte von wagendem Muthe. Der Landstrich zwischen der Iser und Gitschin ist erfüllt von Wäldern, Schluchten und Defileen; die Höhenrücken steigen gleich hinter Münchengrätz und dann wieder eine Stunde vor Gitschin zu felsigen, steil abgeböschten Kuppen auf. Für den Vormarsch gab es nur die beiden Straßen von Turnau und von Münchengrätz; das dazwischen liegende Gelände war für größere Truppen-

bewegungen unwegsam: so mußten auf jeder Straße zwei Divisionen hinter einander dahinziehen; die erste derselben auf jeder Seite würde die Last des Kampfes einige Stunden allein tragen, wobei dann die Beschaffenheit des Terrains eine gegenseitige Unterstützung äußerst schwierig gemacht hätte. Für die beiden letzten Divisionen der ersten Armee wurden die Straßen erst gegen Abend frei, so daß sie halben Wegs zwischen Münchengrätz und Gitschin Halt zu machen hatten; vollends von einer Mitwirkung der Elbarmee an diesem Tage konnte gar keine Rede sein. Indessen, man vertraute auf die bisher bewährte Überlegenheit der Truppen, der Gefechtsweise, der Führung, und General von Tümpling mit der fünften, General von Werder mit der dritten Division, eilten, jener auf der Turnauer, dieser auf der Münchengrätzer Straße, gleich siegesmuthig dem Streite entgegen.

Die Gegner waren nicht weniger bestimmt entschlossen, den preußischen Angriff vor Gitschin zu erwarten. General Benedek hatte bis dahin an dem Vorsatze festgehalten, nur zwei Armeecorps zur Beobachtung der schlesischen Armee an der Elbe zurückzulassen, mit den vier andern aber sich auf den Prinzen Friedrich Carl zu werfen. So telegraphirte er in der Nacht auf den 28. Juni dem Kronprinzen von Sachsen, das große Hauptquartier werde am 30. in Gitschin anlangen; am Morgen des 28. folgte ein telegraphischer Befehl, daß der Kronprinz seine Truppen zur Hauptarmee hinzuführen habe, um dann in Verbindung mit dieser die Preußen wieder über die Iser zurückzuwerfen und weiter zu verfolgen. Der Kronprinz erhielt dadurch die Sicherheit, daß der eben begonnene Rückzug von der Iser nach Gitschin mit den Plänen des Oberfeldherrn nicht im Widerspruch stehe. Am Abend

des 28., gleich nach fünf Uhr, sandte ihm Benedek aus Josephstadt die ausführliche Disposition für den Vormarsch von vier Armeecorps nach Gitschin zu, von welchen der Vortrab des dritten Corps schon am Abend des 29. Gitschin erreichen mochte, die Hauptmasse desselben, sowie das sechste und achte Corps am 30. bereits über Gitschin hinaus gegen die Iser vorgehen würden. Dieses Schriftstück gelangte erst um zwei Uhr Nachmittags in die Hände des Kronprinzen; es entschied den Beschluß, den für alle jene Bewegungen unerläßlichen Besitz von Gitschin bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen. Die Truppen, zum Theil schon um ein Uhr Morgens aus ihren Biwaks aufgebrochen, waren im Laufe des Vormittags sehr ermüdet bei Gitschin angelangt; indessen erwartete man, da bis dahin weit und breit völlige Stille über der Landschaft lag, an diesem Tage keinen feindlichen Angriff mehr. Man zog die Hälfte der sächsischen Truppen etwas näher, als ursprünglich beabsichtigt war, an die Stadt heran, und hatte damit zu deren Beschützung fünf österreichische und zwei sächsische Brigaden nebst zwei Reiterdivisionen, also mehr als 50000 Mann, zur Hand. Zur Abwehr des Feindes hatte sich Graf Clam eine äußerst starke Stellung nördlich der Stadt ausersehen. Wie erwähnt, liegt dort zwischen der Turnauer und der Münchengrätzer Straße eine Berggruppe, der Turnauer Straße zunächst ein lang gestreckter Höhenrücken, der Privysin, vor dessen nördlichem Abhang sich ein sumpfiger Wiesengrund ausdehnt, und an dessen westliches Ende sich steil aufgethürmt und waldbewachsen die Prachower Felsen anschließen. Hart an deren südlichem Fuße zieht sich dann neben den Dörfern Lochow und Wohawetsch die Münchengrätzer Straße hin, eingeschnitten in eine nach der Stadt sich allmählich

8*

senkende Hochebene. Auch die Turnauer Straße überschreitet östlich vom Privysin bei den Dörfern Podulsch und Brada eine Hochebene, und geht darauf nicht weit von dem Dorfe Diletz zu Thale, auf beiden Seiten von isolirten Bergkuppen überhöht. Die Österreicher hatten alle diese Bergspitzen mit starken Batterien gekrönt, die Abhänge derselben und die Ortschaften dazwischen mit ihren Infanterie-Massen besetzt, etwas vor Diletz ihre Artillerie-Reserve von 56 Geschützen und die Reiterdivision Edelsheim aufgestellt. Östlich von der Turnauer Straße stand die österreichische Brigade Piret; der eigentliche Schlüsselpunkt der Stellung, Diletz, sollte von zwei sächsischen Brigaden vertheidigt werden. Zwei andere kaiserliche Brigaden, Poschacher und Leiningen, deckten Podulsch und die Abhänge des Privysin, eine dritte, unter General Abele, stand bei den Prachower Felsen nach beiden Seiten zur Unterstützung bereit; die letzte endlich hielt Lochow und Wohawetsch an der Münchengrätzer Straße besetzt. So meinte man, Grund genug zur Sicherheit zu haben, und bis zur Ankunft des Hauptheeres unbezwinglich festzustehen.

Die österreichischen Truppen waren gegen vier Uhr Nachmittags in aller Ruhe eben beschäftigt, abzukochen, als zurückeilende Vorposten die Nachricht von der Annäherung des Feindes auf der Turnauer Straße brachten. General von Tümpling hatte nach Empfang der Instruction seines Oberfeldherrn bald nach Mittag seine Division aus dem Biwak bei Rowensko in Marsch gesetzt. Als er von der Hochfläche aus fern im Thale Gitschin, und rechts und links die Stellung des Gegners überblickte, erkannte er mit raschem Urtheil Diletz als den entscheidenden Punkt, und ließ die volle Hälfte seiner Streitkräfte in dieser Richtung vorgehen.

Sofort erdröhnte von allen Seiten her das Feuer der österreichischen Geschütze, gegen welche die preußische Artillerie in einen sehr ungleichen Kampf eintrat; vor Allem waren es die feindlichen Batterien bei Podulsch, welche die auf Diletz entsandte Colonne belästigten: so eröffnete Tümpling den Angriff auch auf jenes Dorf, nahm die Hälfte desselben, vermochte aber aus der andern die Österreicher nicht zu verdrängen; vielmehr entwickelte sich dort ein stehendes, für beide Theile verlustreiches Feuergefecht. Tümpling dachte deshalb auf eine Umgehung des Feindes, und entsandte zu diesem Zweck einige Bataillone zur Besetzung des Privysin; diese aber fanden keinen Weg, um den vorliegenden Sumpf zu passiren, von dessen jenseitigem Rande sie scharfes feindliches Feuer erhielten; ihr Führer setzte also die umgehende Bewegung noch weiter nach Westen fort, und suchte die Prachower Felsen dem Gegner zu entreißen. Hier kam es denn zwischen den Klippen und Steinmassen zu einem wilden Handgemenge, wobei die Preußen langsam Boden gewannen, vor der Masse der feindlichen Verstärkungen aber bald wieder zurückweichen mußten. Unterdessen hatte am andern Ende des Schlachtfeldes Oberst von Gaudy unter stetem Kampfe mit der feindlichen Reiterei und Artillerie Diletz erreicht, und da die sächsischen Brigaden dort noch nicht angelangt waren, das Dorf ohne Mühe den österreichischen Dragonern entrissen. Trotzdem war die Lage der Angreifer in diesem Zeitpunkt, etwas nach sechs Uhr, keineswegs unbedenklich. Durch jene weiten Umgehungsversuche ihres rechten Flügels war die Kampflinie bis auf eine Länge von 6000 Schritt ausgedehnt, ihre Kräfte also weithin zersplittert, und Tümpling hatte nur noch ein einziges Bataillon in Reserve, während der Gegner 19 bis dahin

unberührte, in jedem Augenblick verfügbare Bataillone im Rückhalt hatte. Eine halbe Stunde weiter, und die erste sächsische Brigade erschien bei Diletz und trieb die preußischen dort anwesenden Compagnien wieder aus dem Orte heraus, ehe Gaudy's sonstige Streitkräfte denselben zu Hülfe kommen konnten. Ein kräftiges allgemeines Vordringen der austro-sächsischen Massen in diesem Augenblick (beinahe 35000 Mann gegen 13000), hätte über die preußische Division schweres Unheil verhängen können.

Aber eine entscheidende Wendung der Dinge stand bevor. Bald nach sieben Uhr näherte sich auf preußischer Seite die Spitze der vierten Division dem Schlachtfelde, und auch auf der Münchengrätzer Straße war General Fransecky nicht mehr weit entfernt. So war eine völlige Niederlage der Preußen nicht mehr zu besorgen: immer aber war es die Frage, ob vor dem Eingreifen der Genossen General Tümpling bei einem gleichzeitigen Angriff der Sachsen, Piret's und Leiningen's ein Durchbrechen seines schwachen Centrums würde verhindern können. Allein auch dazu sollte es nicht mehr kommen. Denn um dieselbe Zeit traf bei dem sächsischen Kronprinzen ein Officier aus Benedek's Hauptquartier mit der Weisung ein, jedes Gefecht mit einem überlegenen Gegner zu vermeiden, und möglichst rasch sich an die Hauptarmee heranzuziehen, da die früher in Aussicht gestellten vier Armeecorps eine andere Bestimmung erhalten hätten. Benedek hatte, wie wir sehen werden, in Folge der Siege der schlesischen Armee den Plan zum Vormarsch an die Iser im Laufe der Nacht vom 28. auf den 29. aufgegeben, die dadurch erforderlich gewordenen Befehle aber aus unbekannten Gründen nicht gleich am Morgen, sondern erst am Nachmittag nach

Gitschin abgesandt. Nichts konnte schlimmere Wirkung für seine Sache haben, als diese Zögerung. Bei rechtzeitiger Ankunft des Boten wären der Kronprinz und Graf Clam unaufgehalten weiter nach Miletin marschirt und hätten ihre Brigaden in unversehrtem Zustand mit der Hauptarmee vereinigt. Jetzt aber fand sie der Rückzugsbefehl inmitten eines heißen Kampfes, und traf sie, wie es scheint, mit so überraschender Wucht, daß sie ohne irgend weitere Erwägung an alle ihre Truppentheile auf der Stelle die Ordre sandten, das Gefecht abzubrechen und den Abmarsch nach und durch Gitschin anzutreten. Benedek's Weisung hatte ihnen verboten, sich auf Kämpfe mit einem überlegenen Gegner einzulassen; hier aber stand man bereits im Kampfe mit einem Gegner, gegen welchen man eine mehr als doppelte Übermacht heranführen konnte, und kein Gedanke hätte näher gelegen, als sich desselben erst durch einen mächtigen Offensivstoß zu entledigen, und dann den befohlenen Abmarsch unbelästigt zu beginnen. Statt dessen aber lähmte man durch den Befehl zum sofortigen Rückzug die Energie der kämpfenden Truppen, erfrischte dem Feinde den Muth und zog so eine wahrhaft verhängnißvolle Katastrophe über sich herein.

Da in dem dreistündigen, hin und her wogenden Kampfgetümmel auf dem weit ausgedehnten Gefechtsfelde die Truppen vielfach aus und durch einander gerathen waren, so erreichte der Rückzugsbefehl zahlreiche Abtheilungen gar nicht; den übrigen stellte er die schwere Aufgabe, mitten im blutigen Ringen das Gefecht abzubrechen und möglichst ungeschädigt vor dem Feinde zurückzuweichen. Das war jedoch leichter angeordnet als ausgeführt, da die Gegner trotz oder auch wegen ihrer Minderzahl unablässig auf allen Punkten im

Angriff blieben: die gerade dem brandenburger Soldaten eigne Verbindung von Keckheit und Zähigkeit kam an diesem Tage zu ruhmreicher Geltung. In dem Augenblicke, in welchem die Sachsen die Räumung von Diletz begannen, brach ein neuer, mit verstärkten Kräften unternommener Ansturm der Preußen über sie herein; jene blieben beim Rückmarsch in fester Haltung, erlitten aber schwere Verluste. Durch das preußische Vordringen an dieser Stelle sah General Piret den Rückzug seiner Brigade und mehrerer Batterien ernstlich gefährdet; er suchte sich durch einen Offensivstoß mit sechs Bataillonen gegen die Flanke des Gegners zu helfen; seine Truppen aber, zur Hälfte Italiener, gingen nur mit schwachem Eifer vor, und das Schnellfeuer von sechs preußischen Compagnien genügte, die vierfache Übermacht blutig zurückzuschlagen. Etwas später vollendete dann General von Tümpling die Einnahme von Podulsch und Brada, so wie der Abhänge des Privysin, wo überall feindliche Abtheilungen zurückgeblieben waren und theils geworfen, theils gefangen wurden. Tümpling selbst wurde hier verwundet, hinterließ jedoch seinem Vertreter den gemessenen Befehl, Gitschin noch heute zu nehmen. Dieselbe Losung aber erklang in dieser Stunde noch an einer andern Stelle, auf der Münchengrätzer Straße, bei der Division des Generals von Werder.

Diese Truppen, kräftige Pommern, hatten einen erheblich weitern Marsch als Tümpling zurücklegen müssen, so daß sie erst gegen sechs Uhr Abends am Fuße der Prachower Felsen des Gegners in Lochow ansichtig wurden. Hier stand nebst zwei Reiterregimentern die Brigade Ringelsheim, welcher das Dorf im ersten Anlaufe entrissen wurde. Dann aber kamen

ihr zwei Bataillone und eine Batterie der Brigade Abele von Prachow her zu Hülfe, so daß jetzt in vortheilhafter Stellung 10000 Verbündete gegen 13000 Preußen fochten und alle weitern Angriffe der letztern abwiesen. Endlich sandte General Werder eine Colonne in weitem Bogen südlich der Straße zur Umgehung der feindlichen Stellung; sie kam jedoch bei der Schwierigkeit des Terrains nur langsam vorwärts, drängte dann einige österreichische Bataillone unter scharfem Kampfe zurück, ehe sie aber die Straße im Rücken von Wohawetsch wieder erreichte, hatten bereits die österreichischen Generale den allgemeinen Rückzugsbefehl erhalten und die Ausführung begonnen.

Werder verfügte sogleich trotz der großen Ermüdung seiner Soldaten lebhaftes Nachrücken und Eindringen in die Stadt. Die Truppen setzten bereitwillig ihre letzte Kraft an die Ausführung des Befehls, ohne zu ahnen, wie wichtige Erfolge ihre ausdauernde Thätigkeit erringen sollte. Unter stetem Kampfe mit zerstreuten feindlichen Abtheilungen ging es vorwärts, bis um halb eilf Uhr die Spitze den Eingang der Stadt erreichte, und ein Bataillon in die nächste, völlig leere Straße vorging.

Dort war in diesem Zeitpunkt die Lage der Dinge die folgende. Die sächsische Division hatte sich unter persönlicher Führung des Kronprinzen um die nördliche Seite der Stadt herum gezogen und war dann hinter derselben in's Biwak gerückt. Sämmtliche österreichische Abtheilungen aber waren von allen Seiten her auf die Stadt zurückgegangen, deren enge Straßen sie bereits von dem großen Train des Heeres, den Proviant- und Munitionscolonnen, den Ambulanzen u. s. w. verstopft fanden; unter ihnen selbst war die Ord-

nung bereits durch die Kämpfe des Tages und des Rückzugs großen Theils gelockert; bei dem entsetzlichen Gedränge und dem nächtlichen Dunkel in den Gassen löste sie sich vollends auf; der Befehl lautete auf möglichst schnelles Durchziehen der Stadt, um dann hinter derselben Biwaks zu beziehen und um drei Uhr Morgens nach Miletin weiter zu marschiren; so drängte jeder Einzelne vorwärts, wie und wo er es vermochte, und ein wirrer Strom von Fußgängern, Reitern und Fuhrwerk aller Art schob sich langsam und stockend den östlichen und südlichen Stadtthoren zu. Es gelang den Anstrengungen der Officiere, bis zehn Uhr die Räumung der Stadt durch die Truppen zu bewirken; nur Graf Clam mit dem Hauptquartier saß noch auf dem Rathhause, mit der Ausfertigung der Befehle für den folgenden Tag beschäftigt; eine sächsische Brigade hatte Weisung erhalten, zur Deckung desselben in den Ort einzurücken. Da stürzten plötzlich mehrere Officiere in Clam's Zimmer mit dem Schreckensruf, die Preußen seien in der Stadt. Der General wollte es nicht glauben, aber die Bestätigung ließ sich nicht lange erwarten, und der Graf und sein Gefolge mußten sich eilig auf die Pferde werfen, um der Gefangenschaft zu entfliehen. Die gleich nachher eintreffenden Sachsen drängten zwar das preußische Bataillon aus der Stadt wieder zurück; bald aber kamen stärkere Truppentheile der fünften Division von Norden heran, und auch die Sachsen mußten die Stadt verlassen. Gitschin war in den Händen der Sieger. Der heiße Tag hatte diesen 329 Todte und über 1200 Verwundete gekostet; die Sachsen hatten 530 Mann, die Österreicher 490 Todte, 1900 Verwundete, von denen über 1100 gefangen wurden, und außerdem 2500 unverwundet Gefangene und Vermißte

eingebüßt. Diese Zahlen lassen deutlich erkennen, welchen Antheil die bessere Bewaffnung, welchen die bessere Führung an dem Übergewicht der Preußen hatte.

Die unerwartete Einnahme Gitschins übte aber noch weiter verderbliche Wirkung auf die österreichischen Truppen aus. Sie erschwerte die Expedition der Befehle derart, daß dieselben den meisten Brigaden gar nicht zukamen, und steigerte die Verwirrung, welche durch das Aufeinandertreffen so vieler Truppen in finsterer Nacht eingetreten war [1]). Als aus der Stadt das Getöse des Kampfes zwischen Preußen und Sachsen erscholl, war in den Biwaks kein Halten mehr: die Massen zogen sich, unter einander gemischt und durch die vorangegangenen Strapazen der Erschöpfung nahe, theils südöstlich nach Miletin und Horschitz, theils südwärts nach Smidar zurück. Sehr bald wurden sie auf beiden Straßen von preußischer Reiterei eingeholt und unaufhörlich belästigt, so daß an Ausruhen und Sammlung nicht zu denken war. Nur die Sachsen bewahrten größten Theils Zusammenhalt und Ordnung ihrer Divisionen. Als im Laufe des Vormittags zwei österreichische Brigaden in Miletin angelangt waren, wo Erzherzog Ernst mit dem dritten Armeecorps lagerte, meldete dieser dem Feldzeugmeister: Abtheilungen des ersten Corps kommen bereits an, dasselbe ist kampfunfähig, der Munitionspark ist leer, das Corps ohne Verpflegung, wird vorläufig hinter uns Biwaks beziehen. Ein Befehl des Grafen Clam, dort und in Horschitz die Mannschaften brigadeweise zu sammeln und zu ordnen, kam bei dem Erscheinen stärkerer feindlicher Reiterschaaren nicht zur Aus-

[1]) Österreichs Kämpfe III, 211 ff.

führung: der traurige Rückzug ging unter wachsendem Elend der Truppe am Nachmittage weiter bis Sadowa und am folgenden Tage in gesteigerter Auflösung bis unter die Kanonen von Königgrätz.

Dem Vormarsch des Prinzen Friedrich Carl an die Elbe und seiner Vereinigung mit der zweiten Armee stand kein Hinderniß mehr im Wege.

2. Capitel.

Kronprinz Friedrich Wilhelm in Böhmen.

Als die zweite Armee am 22. Juni den Befehl zum Einmarsch in Böhmen erhielt, stand ihre Hauptmacht, weit nach Süden vorgeschoben, in einer Stellung hinter der Neisse, wohin sie gerückt war, um, durch Fluß und Festung gedeckt, einem möglichen Angriff Benedek's von Olmütz her auf Schlesien thunlichst früh und fest zu begegnen. Militärische Beurtheiler haben dies getadelt, da man bei Benedek's fast doppelter Übermacht die Armee hier ohne Noth der Gefahr einer Niederlage ausgesetzt habe: wir lassen dies auf sich beruhen, da Benedek bekanntlich den Versuch nicht gemacht hat. Auf die Ordre vom 22. befahl der Kronprinz, daß das sechste (schlesische) Armeecorps unter General von Mutius mit zwei Brigaden zur Irreführung des Gegners eine Demonstration gegen Österreichisch-Schlesien machen und erst nach einigen Tagen sich der Bewegung der übrigen Heertheile anschließen, diese aber sofort in einem westlich gerichteten Rechtsabmarsch die böhmische Grenze und das Gebirge überschreiten und dann gegen die Elbe vorgehen sollten. Zwei Hauptstraßen führten in dieser Gegend über das Gebirge, die eine,

südliche, von Glatz über Reinerz, Lewin und den Paß von Nachod nach Skalitz, die andere, nördliche, von Brieg über Waldenburg, Liebau, Schömberg nach Trautenau. Auf der ersten sollte General von Steinmetz mit dem fünften Corps (Niederschlesier, Brandenburger, Westfalen, Posener)[1]), gefolgt zunächst von einer, später von den übrigen Brigaden des sechsten Corps, heranziehen, auf der zweiten General von Bonin mit dem ersten (ostpreußischen) Corps, gefolgt von der Reiterdivision v. Hartmann. Der Abstand zwischen beiden Straßen betrug auf der schlesischen Seite sechs bis sieben Meilen; ziemlich in der Mitte zwischen ihnen aber fand sich noch ein sonst weniger benutzter Übergang, von Braunau nach Eipel, welcher letztere Ort zwei Meilen von Trautenau und ungefähr ebenso weit von Skalitz entfernt ist: diesen Weg sollte das Gardecorps benutzen, um nach Überschreitung des Gebirgs rechts- oder linkshin Hülfe leisten zu können. Daß man bei der hier unvermeidlichen Theilung der Streitkräfte auf harten, vielleicht auf übermächtigen Widerstand zu rechnen hatte, dessen war man sich klar bewußt. Über die augenblickliche Stellung des Feindes war man nicht genau unterrichtet; man wußte, daß seine Armee von Olmütz nach Josephstadt und Königgrätz in Bewegung war, daß mehrere seiner Abtheilungen die obere Elbe erreicht hatten, andere aber noch weiter zurückstanden; immer schien es gewiß, daß man in oder vor den Defileen starken Massen des Feindes begegnen würde, daß namentlich die südliche Colonne, Steinmetz, schwer bedrängt werden könnte. Aber nicht einen Augenblick wurde der frische Muth durch solche Bedenken getrübt. Werden wir

[1]) Nur ein Regiment Polen.

an einem Punkte geschlagen, sagte Steinmetz, so brechen wir an einem andern durch. Die Stimmung war allgemein, das Gelingen sei möglich, also der Versuch zu machen; bei widerwärtigen Zufällen halten wir aus, bis die erste Armee uns losmacht. Der Chef des Generalstabs, General von Blumenthal, war ein geistreicher Stratege und zugleich ein Feuerkopf, der ungeduldig zum Streite drängte. Vollends der höchste Führer, der Kronprinz, war bei ruhigerem Temperamente von absoluter Furchtlosigkeit; er hatte, wie sein königlicher Vater, keine Vorstellung davon, was andere Menschen unter dem Worte Gefahr verständen. Sie erweckte ihm weder lähmende Scheu noch berauschenden Nervenreiz; mit Gottvertrauen und Selbstvertrauen ging er ihr stets gleich festen Muthes und gleich klaren Sinnes entgegen.

Im Laufe des 26. Juni erreichte das erste Armeecorps die Grenze bei Liebau und Schömberg, die Garde überschritt dieselbe und lagerte am Abend bei Braunau, das fünfte Corps gelangte bis Reinerz, schob aber acht Compagnien und zwei Schwadronen unter Oberst Below durch das Defilee bis nach Nachod vor, wo der schwache österreichische Posten den Ort nach kurzem Widerstande räumte. Auf die Meldung von diesen Vorgängen befahl der in Josephstadt weilende Feldzeugmeister, daß das sechste Corps unter General Baron Ramming von Opotschno nach Skalitz, das zehnte unter General Baron Gablenz von Jaromir nach Trautenau marschiren sollte; jedes würde an seiner Stelle eine Avantgarde gegen den Ausgang der Pässe vorschieben, den Feind energisch zurückwerfen, die Verfolgung aber nicht weiter ausdehnen, als zur Deckung der Hauptarmee gegen einen feindlichen Flankenangriff erforderlich wäre. Benedek legte noch immer

geringes Gewicht auf den hier auftretenden Gegner, obgleich er jetzt erfahren hatte, daß der preußische Kronprinz von zwei auf vier Armeecorps verstärkt war: um so sicherer hoffte er, den Prinzen Friedrich Carl, der keine solche Verstärkung erhalten hatte, mit großer Übermacht an der Iser zu besiegen, und wollte also zur momentanen Abwehr des Kronprinzen nur einen möglichst geringen Theil seiner Kräfte verwenden. Damals, am 26. Juni, hatte von seinen Truppen ein Armeecorps, das vierte, bereits die Elbe zum Marsche an die Iser passirt, das dritte und das zehnte hatten so eben die Elbe erreicht, zurück aber waren noch drei Armeecorps, drei Reiterdivisionen und die Armee-Geschützreserve: so daß Benedek in diesem Augenblick, auch wenn er gewollt hätte, nicht in der Lage gewesen wäre, der schlesischen Armee mit Übermacht entgegen zu treten. Demnach berichtete er am Abend des 26. dem Kaiser, die Detachirung des sechsten und zehnten Corps sei nur ein zeitweiliger Aufschub der beabsichtigten Offensive, zu der er übergehen werde, sobald die Armee bei Josephstadt versammelt sei, und er weitere Nachrichten über die Stellung des Feindes habe.

Sie sollten ihm bald genug werden.

General Steinmetz ließ seinen Vortrab (außer den am 26. in Nachod eingerückten Truppen, noch fünf Bataillone, drei Schwadronen und zwei Batterien unter General von Löwenfeld), am 27. früh Morgens von Reinerz aufbrechen, um so schnell wie möglich über die Paßhöhe nach Nachod zu gelangen, und dann vor diesem Orte sich ausbreitend, Raum für die Entfaltung des nachrückenden Hauptcorps zu gewinnen. Nachod liegt in dem engen und tiefen Thal der südöstlich zur Elbe strömenden Mettau; von dort führt die

Straße nach Skalitz in westlicher Richtung über die Dörfer Wysokow und Kleny; rechts von derselben erstreckt sich ein waldiges Hügelland, links, also nach Süden, eine stundenlange, mit steilem Rand die Straße begrenzende Hochfläche, hier und da mit Wald bestanden, an einzelnen Stellen von tiefen Wasserrinnen durchsetzt. Gegen halb acht Uhr Morgens erhielt Oberst Below von seinen Vorposten die Meldung, daß im Süden der Hochebene starke feindliche Massen sichtbar würden: gleichzeitig traf auch General Löwenfeld mit dem Gros des Vortrabs ein, und stellte sogleich seine Streitkräfte in einem weiten Bogen von Wysokow bis zum Dorfe Wenzelsberg auf, die Infanterie in Halbbataillone zertheilt, wo sich gerade ein zur Vertheidigung günstiger Posten, eine Gebäudegruppe, ein Wäldchen, ein Wassergraben darbot. Alles kam darauf an, diese Stellung so lange gegen die feindliche Übermacht zu behaupten, bis die Hauptmasse des Armeecorps den Engpaß durchschritten hätte, und dann ihrerseits sich zum Kampfe entwickeln könnte. Eine harte Morgenarbeit und ein blutiger Ehrentag stand damit der kleinen Schaar bevor.

Während Steinmetz im Ganzen über 21 Bataillone und 13 Schwadronen verfügte, führte gegen dieselben General Ramming, durch eine schwere Cavallerie-Division verstärkt, 28 Bataillone und 30 Schwadronen, eine Überzahl also von beinahe 10000 Mann heran. Von vier Brigaden seines Fußvolks hatte er die eine, Waldstätten auf einem weiter westlich führenden Nebenwege unmittelbar nach Skalitz befehligt; die drei anderen marschirten hinter einander auf der großen Straße von Opocno her und sollte die vorderste, Hartweck, gerade aus auf Wysokow, die beiden anderen, Jonak und Rosenzweig, sich etwas links haltend, nach Kleny vor-

rücken. Dadurch kam, bald nach acht Uhr, General Hartweck mit dem südlichen Ende der preußischen Aufstellung in Berührung, und beschloß, rechts einschwenkend, auf der Stelle zum Angriff überzugehen. Da bewährte sich denn die Defensivkraft des preußischen Hinterladers und die feste Schulung seiner Träger in durchschlagendem Erfolge. Wie muthig und todesverachtend die feindlichen Bataillone heranstürmten, bis sie des Gegners auch nur ansichtig wurden, streckte das bei aller Schnelligkeit stets wohlgezielte Feuer desselben ein Viertel, ja ein Drittel ihrer Mannschaft todt oder verwundet zu Boden. Ehe eine Stunde verging, waren beide Regimenter der Brigade halb aufgelöst und zum Rückzug genöthigt. Hartweck hatte unterdessen den General Jonak zur Unterstützung aufgefordert, und dieser, und ebenso wie er, auch General Rosenzweig, drängten eifrig dem Gefechtsfelde zu. Dort erschien dann auch General Ramming selbst, genehmigte den Entschluß, und ließ die so verstärkten Kräfte gegen alle von Löwenfeld besetzten Punkte gleichzeitig vorgehen. Die preußischen Halb-Bataillone setzten dem übermächtigen Ansturm eine bewunderungswerthe Festigkeit entgegen; wieder erlitten die Österreicher entsetzliche Verluste, aber endlich brach das Gewicht ihrer Masse doch an mehreren Stellen durch den dünnen Gürtel der preußischen Posten hindurch. Gegen eilf Uhr erschien den Hartbedrängten die erste Hülfe vom Hauptcorps, die Reiterbrigade des Generals von Wunck, mit einer reitenden Batterie; es kam zwischen ihr und den kaiserlichen Cürassieren des Prinzen Solms zu einem hitzigen Gefecht, bei welchem der Sieg und mit ihm zwei feindliche Standarten in der preußischen Hand verblieben. Doch konnte dieser Reiterkampf den Fortschritt des österreichischen Fuß-

volks auf die Dauer nicht hemmen; allmählich wurden Löwenfeld's Halb-Bataillone bis an den äußersten Rand der Hochebene zurückgedrängt, klammerten sich aber verzweifelten Muthes, unter unablässigem Feuergefecht und zahlreichen Vorstößen, an diese letzte Stellung fest, während bei den Österreichern, die seit drei Uhr im Marsche, seit zehn Uhr im Kampfe waren, mit jedem Augenblicke die Erschöpfung zunahm. Da, um Mittag, kam die Wendung: die ersten Regimenter der zehnten Division, nachdem sie mit einem beschwerlichen Gebirgsmarsch von drei Meilen die Paßhöhe und Nachod passirt hatten, drangen auf der Hochebene vor und griffen ohne Zögerung in den Kampf ein. Löwenfeld durfte aufathmen: er hatte seine Aufgabe glorreich gelöst, und während eines dreistündigen Ringens von sechs Bataillonen gegen ein und zwanzig seinem Feldherrn die Bahn zum Siege offen gehalten.

Denn schon in diesem Augenblicke ließ sich sagen, daß der Tag für Preußen gewonnen war. Die bisher thätigen Brigaden des Gegners hatten bereits Kraft und Blut so weit verbraucht, daß an festen Widerstand gegen die jetzt stündlich anschwellende preußische Macht für sie nicht mehr zu denken war. Zwar hemmte Ramming's eben anlangende Artillerie-Reserve durch ein Feuer von 40 Geschützen für eine Weile das preußische Vordringen; zwar kam jetzt auch die so nutzlos nach Skalitz entsandte Brigade Waldstätten zu einem Angriff auf Wysokow heran: allein mit meisterhafter Energie ließ jetzt auch Steinmetz die Wucht seiner Colonnen an allen Punkten über den Gegner hereinbrechen und die Entscheidung unwiderruflich machen. Ramming befahl nach vier Uhr seinen Heertheilen den Rückzug nach Skalitz. Eine Verfolgung fand nicht Statt, auch bei den Siegern ging die Körperkraft auf

die Neige. Der Tag hatte ihnen 300 Todte und 800 Verwundete gekostet. Fünffach größer aber war die Einbuße der Österreicher: 1100 Todte, 2400 Verwundete, von denen 1300 gefangen, 2000 unverwundet Gefangene und Vermißte, im Ganzen 5500 Mann. Am Abend berichtete General Ramming an Benedek: „ich war in Folge erneuerter, mit sehr überlegenen Kräften ausgeführter Angriffe des Gegners genöthigt, mich bis Skalitz zurückzuziehen. Meine Truppen sind alle in das Gefecht gekommen, haben sehr brav gefochten, aber sehr große Verluste erlitten und sind gänzlich erschöpft. Ich muß meiner Pflicht gemäß berichten, daß ich ohne Unterstützung nicht im Stande wäre, morgen früh einem Angriff zu widerstehen, bitte daher noch heute um Ablösung durch das achte Corps. Meine Cavallerie ist so erschöpft, daß sie nichts mehr leisten kann."

So war dieser erste Erfolg des preußischen linken Flügels ein äußerst rühmlicher und vielversprechender. Noch war die Aufgabe nicht gelöst, aber ein wirksamer Anfang dazu gemacht. Das Gardecorps im Centrum hatte gleichzeitig das Hochgebirge passirt, so daß Steinmetz im Falle übermächtiger Bedrängung auf dessen Unterstützung rechnen durfte. Ungünstiger aber standen die Dinge auf dem rechten Flügel, wo General Bonin mit dem ersten Corps an Gablenz einen überlegenen Gegner gefunden hatte.

Bonin hatte seine Truppen, die Division Clausewitz in Liebau, die Division Großmann in Schömberg, am 27. Juni Morgens drei Uhr antreten und um vier Uhr den Marsch zum Gebirge beginnen lassen, mit der Weisung, nach Zurücklegung der Pässe sich bei Parschnitz, eine halbe Stunde vor Trautenau, zu vereinigen, hier zwei Stunden zu ruhen, und einst-

weilen die Stadt durch die von Großmann zu stellende Avantgarde des Corps zu besetzen. Clausewitz traf gegen acht Uhr in Parschnitz ein, Großmann's Marsch aber verzögerte sich um beinahe zwei Stunden, während deren sein College, am Buchstaben des Befehls haftend, vollkommen unthätig blieb, ohne eine Ahnung, daß dies Verhalten für das Schicksal des Tages verhängnißvoll werden sollte. Ähnlich wie Nachod liegt Trautenau in einem tief eingeschnittenen Thalkessel, durch welchen das Flüßchen Aupa zuerst nach Osten, weiterhin mit scharfer Wendung nach Süden hinströmt; dicht hinter der Stadt steigen mehrere Bergrücken empor, mit steiler, nur auf engen Hohlwegen zu erklimmender Böschung, deren höchster der Kapellenberg, durch eine schroffe Felsklippe gekrönt ist. Nach Süden geht ihr Abhang in eine wellige Hochfläche über, deren Ostrand beinahe senkrecht und unwegsam gegen die Aupa abfällt, und die nach Westen hin allmählich sich zur obern Elbe niedersenkt. Wenn man überhaupt einen Widerstand erfuhr, so konnte er nur von dieser Seite herkommen: nichts wäre also wichtiger gewesen, als sich so schnell wie möglich in den Besitz der Hochebene zu setzen, ehe die Österreicher dort eingetroffen wären. Indessen, es geschah dies nicht, und als endlich gegen zehn Uhr die Avantgarde in Parschnitz anlangte und dann durch die Stadt Trautenau hindurch rückte, erhielten ihre Spitzen am südlichen Ausgange des Ortes plötzlich feindliches Feuer von den nächsten Abhängen her. Dieses Mal waren die Österreicher dem sonst so geschwinden Gegner an dem entscheidenden Punkte zuvorgekommen.

Es war die Brigade Mondel vom zehnten Corps, sieben Bataillone mit acht Geschützen. Sie war schon Abends zu-

vor bei Prausnitz, eine starke Meile südlich von Trautenau, angelangt, und hatte gegen acht Uhr Morgens die Hochebene erreicht. Als hier Oberst Mondel durch die Dragoner des Fürsten Windischgrätz, die vor dem preußischen Anmarsch von der Grenze zurückgewichen waren, die Nähe des Feindes erfuhr, entschloß er sich, dem schwierigen Terrain vertrauend, zu sofortigem Angriff, obwohl er in keiner Weise sicher war, bis wann er Unterstützung durch die drei übrigen Brigaden seines Corps erhalten würde. Er ließ also schleunig den Kapellenberg und dessen Nachbarhöhen besetzen, einige Compagnien von dort niedersteigen und den Kampf mit den preußischen Jägern eröffnen, während Fürst Windischgrätz mit fünf Schwadronen die lithauischen Dragoner des preußischen Vortrabs, drei Schwadronen, nach hartem Widerstande in die Stadt zurückwarf. Die preußischen Führer waren völlig überrascht. Die Avantgarde, sieben Bataillone, erhielt Befehl, den Kapellenberg zu stürmen, aber ein Anlauf nach dem andern wurde von dem günstig postirten Gegner zurückgewiesen. Da ließ General Bonin sechs Bataillone seiner Hauptmasse, welchen bald nachher noch zwei andere folgten, unter General Buddenbrock, eine Umgehung des Feindes versuchen und zu diesem Behuf vom Aupathale empor den steilen Ostrand der Hochebene erklettern. Die beiden dazu bestimmten Regimenter, Nr. 44 und 45, waren in den letzten 24 Stunden auf Vorposten und Recognoscirungsdienst gewesen und dann ohne jegliche Nachtruhe über das Gebirge nach Trautenau marschirt; ihre jetzige Aufgabe war mühselig in hohem Grade; in kleine Trupps zerstreut, oft nur ein Mann hinter dem andern, wanden sie sich keuchend an der pfadlosen Bergwand empor, so daß mehr als eine Stunde

verging, ehe sie die Hochebene erreichten. Unterdessen hatte die Avantgarde bereits mit einem letzten kräftigen Ansatz von Süden her den Kapellenberg erstiegen, den Feind zurückgedrängt, und zahlreiche Gefangene gemacht. General Gablenz, persönlich um eilf Uhr auf dem Kampffelde eingetroffen, ließ darauf die Brigade Mondel in fester Ordnung, langsam fechtend, weichen, und eine halbe Stunde rückwärts auf einem waldigen Hügelzuge bei den Dörfern Hohenbruck und Altrognitz auf's Neue Stellung nehmen. Von der preußischen Avantgarde folgte ihr dorthin nur die Hälfte; die andere war durch die mörderische Anstrengung so erschöpft, daß sie nach Trautenau zurückgenommen werden mußte. Das Gefecht kam also hier eine Weile zum Stehen, bis gegen ein Uhr Buddenbrock's Truppen anlangten, freilich in stark aufgelöstem Zustande, die Bataillone auseinander gekommen, die Compagien durch einander gerathen, die Mannschaften von Hitze und Durst auf das Äußerste gequält. Indessen erfrischte der Anblick des Feindes wieder alle Nerven, und trotz des sehr erheblich verstärkten Geschützfeuers der Österreicher wurde Oberst Mondel genöthigt, nochmals den Platz zu räumen. Aber auch jetzt hielt er seine wackeren Truppen in sicherer Hand; trotz schmerzlicher Verluste blieb Alles festgeschlossen, und ging in bester Haltung in eine dritte Aufstellung, wieder eine halbe Stunde südwärts, bei dem Dorfe Neurognitz, zurück.

General Buddenbrock verfolgte ihn nicht. Nachdem seine Leute den Feind geworfen, brachen sie in völliger Erschöpfung zusammen, wo eben jeder Einzelne stand. Man sammelte die Mannschaft jeder Compagnie, wie man konnte; ein Weiteres war nicht zu erreichen. Der Rest der Avantgarde ging jetzt ebenfalls in die Stadt zurück. So hatte Oberst Mondel

durch sein rasches Vorgehen auf die Hochebene und den Kapellenberg, so wie durch die Zähigkeit und Geschicklichkeit seines Widerstandes gegen mehr als doppelt überlegene Kräfte seinem Heere einen Dienst geleistet, in jeder Hinsicht vergleichbar dem Opfermuth, womit in denselben Stunden bei Nachod Löwenfeld mit seinen Tapfern der preußischen Sache den Sieg errettete. Mondel hatte mit seinen sieben Bataillonen gegen fünfzehn preußische gefochten; von diesen lagen jetzt sieben, kampfunfähig nicht so sehr durch feindliche Kugeln als durch das Versagen der physischen Kraft, in Trautenau, acht andere standen noch vor dem Feinde, aber ebenfalls in hohem Grade ermattet. Verfügbar zu frischem Kampfe hatte Bonin von seinem Fußvolke nur noch drei Bataillone des Gros [1]), und vier und ein halbes Bataillon der Reserve.

Der General aber war völlig heiteren Muthes, ohne eine Ahnung, daß ihm heute noch eine weitere Unannehmlichkeit bereitet werden könnte. Bald nach ein Uhr erschien bei ihm ein Officier vom Gardecorps mit der Meldung, die erste Division desselben sei bei Qualisch, eine Meile östlich von Trautenau, eingetroffen; sie höre den Kanonendonner des Gefechtes, und sei bereit, auf seinen Wunsch, in dasselbe einzugreifen. Bonin antwortete, es sei nicht nöthig, er habe nur eine feindliche Brigade vor sich, und dieselbe so eben zurückgeworfen. Die Division setzte dann noch den ihr anbefohlenen Marsch nach Eipel, eine Meile südöstlich von Trautenau, fort. Unmittelbar nachher aber erhielt Bonin Meldung auf Meldung, daß der Feind sich verstärke, und neue Angriffe vorzubereiten scheine, und da mochte dann die

[1]) Vom vierten und fünften Regiment.

bisherige Siegessicherheit sich mit einem Schlage in drückende Besorgniß umsetzen.

Die Meldungen waren nur zu richtig. General Gablenz war keineswegs gesonnen, mit dem Rückzug der Brigade Mondel die Arbeit des Tages abzuschließen, hatte vielmehr seine drei nachfolgenden Brigaden durch einen Boten nach dem andern zu möglichster Beschleunigung ihres Marsches gedrängt: so langte denn schon um zwölf Uhr eine reitende Batterie, um ein Uhr zwei andere, so wie ein Ulanenregiment im Trabe bei Neurognitz an; endlich gegen drei Uhr erschien auch Oberst Grivicitz mit den sieben Bataillonen seiner Brigade und formirte sie eine halbe Stunde später zum Angriff auf die preußische Stellung bei Altrognitz, während Mondel's Brigade sich beobachtend gegenüber Hohenbruck aufstellte. Die acht preußischen Bataillone, welche die waldigen Hügel zwischen den beiden Orten besetzt hatten, sollten nach Bonin's Absicht durch ein neues Vorgehen der Avantgarde verstärkt werden, jedoch war an diese die Weisung durch irgend ein Mißverständniß nicht gelangt [1]), so daß zwei Bataillone des 45. Regiments den Stoß der Brigade Grivicitz ohne sonstige Unterstützung auszuhalten hatten. Die Mannschaft war durch eine fast zweistündige Ruhe wieder etwas zu Athem gekommen: als Grivicitz mit dichten Bataillonsmassen zum Bajonettangriff heranzog, wurde er mit einem so verheerenden Salven- und Schnellfeuer empfangen, daß ganze Reihen seiner Leute stürzten und die übrigen fünfzig Schritt vor der feindlichen Linie umkehrten. Er ließ dann eine Weile ruhen, zog sein zweites Treffen vor und sandte ein Bataillon nebst einer Ab-

[1]) Preußisches Generalstabswerk Seite 124. Es ist demnach auf Seite 125 statt „Regiments Nr. 41“ wohl Regiments Nr. 44“ zu lesen.

theilung Ulanen zur Umgehung des Feindes in dessen linke Flanke. So von zwei Seiten her bedroht, entschloß sich das preußische Regiment beim Ausbleiben jeder Hülfe zum Rückzug. Um dieselbe Zeit war eine weitere österreichische Brigade, Wimpffen, auf dem Kampffeld erschienen, und hatte sich zum Angriff auf Hohenbruck und das dort gelagerte 44. Regiment gewandt, während 40 Geschütze die gesammte preußische Stellung unter ihr Feuer nahmen. Unter diesen Umständen schloß das 44. Regiment sich dem Abmarsch des 45. an, noch ehe Wimpffen's Angriff zur Entwicklung kam. General Bonin hatte unterdessen seine Reserve unter General Barnekow zur Aufnahme der weichenden Truppen auf den Kapellenberg und dessen Abhänge befehligt, und auf diese richtete sich jetzt der Ansturm der Brigade Wimpffen. Zwei Bataillone des 43. Regiments hatten die höchste Spitze des Berges besetzt und einzelne Abtheilungen auf den Südabhang desselben vorgeschoben. General Wimpffen ging mit fünf Bataillonen in drei Colonnen von verschiedenen Seiten her unter klingendem Spiele gegen die Höhe vor; die kleinen preußischen Vortrupps wurden geworfen, die Österreicher stürmten ihnen jubelnd nach: da aber traf sie das Schnellfeuer der Dreiundvierziger mit so zerschmetternder Kraft, daß die Musik verstummte und Alles in wilder Verwirrung den Abhang hinabfloh. Aber Barnekow sollte sich nicht lange des Erfolges freuen. So eben war auch die letzte feindliche Brigade, Knebel, angelangt und von Gablenz zu einer seine Flanke deckenden Reserve bestimmt worden. Als jedoch General Knebel das Mißgeschick seines Genossen inne wurde, litt es ihn nicht in seiner unthätigen Ruhe: ohne eine Anfrage bei Gablenz setzte er seine sieben Bataillone in Be-

wegung, und ließ sie von drei Seiten her den Kapellenberg ersteigen. Barnekow's Truppe wehrte sich verzweifelten Muthes und ließ auf den frischen, dreifach übermächtigen Feind einen mörderischen Kugelregen nach allen Richtungen herabhageln, so daß auch Knebel's Schaaren entsetzliche Verluste erlitten: endlich aber, in Flanke und Rücken gefaßt und durch das feindliche Feuer stark decimirt, mußten die Vertheidiger die Unmöglichkeit ferneren Widerstandes erkennen. Ihre Nachbarn, zweieinhalb Bataillone des dritten Regiments, deckten den Rückzug. Der Tag war entschieden, der Sieg für Österreich gewonnen, aber freilich theuer genug bezahlt mit einer Einbuße von beinahe 4800 Todten, Verwundeten und Gefangenen. Bei der späten Stunde und der Ermüdung der Truppen auch auf der österreichischen Seite war von Verfolgung keine Rede.

General Bonin soll die Absicht gehabt haben, den Rückmarsch nur bis Goldenöls, diesseits des Engpasses, fortzusetzen. Er muß aber die Führung völlig aus der Hand verloren haben, denn die Truppen waren, so weit man erfährt, ohne bestimmten Befehl im nächtlichen Dunkel weiter marschirt, weiter in halbtodter Ermattung über die beiden Päße des Hochgebirges, bis sie gegen zwei Uhr Morgens in Liebau und Schömberg, von wo sie vor 24 Stunden zu fast ununterbrochener Anstrengung ausgerückt waren, in wenig erbaulichem Zustand wieder anlangten. Ihr Verlust im Kampfe betrug etwas über 1300 Mann, und es ist von Interesse, die Vertheilung desselben auf die einzelnen Truppenkörper zu beobachten. Es fielen davon 7 Verwundete auf die Artillerie, welche Bonin sehr wenig zur Verwendung gebracht hatte, 160 Todte und Verwundete auf die sieben Bataillone der

Avantgarde, die am Nachmittage in Folge undeutlicher Ordres unthätig geblieben waren, daneben aber 530 auf Buddenbrock's acht Bataillone aus den Kämpfen bei Altrognitz, 350 auf Barnekow's heldenmüthige Vertheidiger des Kapellenbergs. Die Geschichte und die Kritik des Kampftages reden aus diesen Zahlen vernehmlich genug. Die Ungleichmäßigkeit dieser Verluste war nicht durch eine verschiedene Qualität der einzelnen Truppentheile, sondern durch eine unsichere und ungenügende Verwendung derselben veranlaßt.

Als endlich gegen neun Uhr Abends die letzten Schüsse im Aupathale verhallten, blieb bei Gablenz trotz der Siegesfreude schwere Sorge im Gemüthe zurück. Von seinem schönen Corps war der siebente Mann verwundet oder todt, ein noch größerer Theil der Officiere, namentlich der höhern, außer Gefecht gesetzt, die Truppen sämmtlich eines gründlichen Ausruhens in hohem Maaße bedürftig. Nun aber hatte er eine, zur Zeit freilich unbestimmte Nachricht von dem Heranrücken der preußischen Garde auf Eipel, und hiemit eine Bedrohung seiner rechten Flanke und vielleicht seiner Rückzugslinie nach Josephstadt. Und dabei fehlte ihm jede Kunde über den heute besiegten Gegner, ob derselbe gründlich geschlagen und einstweilen kampfunfähig, oder ob er nur zurückgedrängt und zu neuem Vorbrechen bereit sei. Gablenz meldete demnach seinem Feldherrn die errungenen Erfolge, bezeichnete aber auch die ihm von rechts her drohende Gefahr, und bat dringend, seine Stellung durch Besetzung von Prausnitz[1]) mit ausreichenden Streitkräften zu sichern. Denn kurz vor diesem Dorfe trifft die von Eipel kommende Straße auf jene

[1]) Wie oben erwähnt, eine starke Meile südlich von Trautenau.

von Trautenau nach Josephstadt; hier also würde nach Gablenz's Meinung der Stoß der Garde auf seine Verbindungen erfolgen.

Benedek aber sah die Sachlage in sehr viel günstigerem Lichte als seine Unterfeldherren. Was das Treffen bei Nachod betraf, so fand er, daß Ramming, von ihm nach Skalitz befehligt, diesen Auftrag, trotz des Vorgehens des Feindes, richtig vollzogen habe, und wenn die Truppen nach langem Marsch und Kampf am Abend müde gewesen, so würden sie nach einer gründlichen Nachtruhe am folgenden Tage wieder hergestellt und streitfähig sein. Immerhin befahl er gleich am Abend des 27. Juni, nach Ramming's Wunsch, dessen Ablösung durch das achte Corps unter Erzherzog Leopold, dachte aber, am folgenden Morgen in Skalitz selbst nach dem Rechten zu sehen, und definitive Entschließung zu fassen. Dem General Gablenz antwortete er nach dem ersten Eindruck seiner Depesche, es würden einige Bataillone nach Prausnitz abrücken; bei weiterem Überlegen fand er, daß Gablenz der Gefahr eines feindlichen Flankenangriffs sich sehr einfach dadurch entziehen könne, daß er mit seinem ganzen Armeecorps an dem kritischen Punkte, Prausnitz, Front gegen Osten, selbst Aufstellung nehme, und dort die preußische Garde dann ebenso gründlich abfertige, wie Tags zuvor den General Bonin. Drei Stunden nach jener ersten Depesche sandte er also um fünf Uhr Morgens an Gablenz die Weisung, Trautenau zu räumen, und sein Corps in Prausnitz und dem benachbarten Dorfe Kaile dem etwaigen Angriff der Garde entgegen zu stellen. Benedek ahnte nicht, wie wichtig es für das Heil des zehnten Corps gewesen wäre, wenn er diesen Befehl sofort nach Gablenz's Bericht ertheilt hätte. In seinem lebhaften Wunsche,

möglichst stark an die Iser zu gelangen, sah er überhaupt seine Lage gegenüber der schlesischen Armee fortdauernd in zu rosigem Licht. Da er Bonin's Zurückweichen als eine totale Niederlage betrachtete, da er Mutius mit dem schlesischen Corps noch weit entfernt wußte, so meinte er, zur Zeit auf dieser Seite nur mit zwei preußischen Armeecorps, der Garde und Steinmetz, rechnen zu müssen, und folglich genug zu thun, wenn er diesen die gleiche Zahl entgegen stellte, bis er mit der großen Masse seines Heeres den Prinzen Friedrich Carl zu Grunde gerichtet hätte. Er befestigte sich in dieser Auffassung, als er am Vormittag des 28. nach Skalitz kam, das achte Corps bereits in die Stellung vor der Stadt eingerückt, und das sechste hinter demselben gelagert fand. Schwache preußische Abtheilungen zeigten sich auf den Höhen nordöstlich des Ortes; einzelne Kanonenschüsse wurden vernehmbar, welchen eine österreichische Batterie antwortete, beiderseits, ohne sichtbare Wirkung zu erzielen. Benedek blieb bei der Meinung, daß hier sich nichts Ernstliches vorbereite; er habe andere Pläne, sagte er, an denen er festhalte. Er hatte jetzt das vierte Corps (Graf Festetics) gemeinsam mit Gablenz zur Abwehr der schlesischen Armee bestimmt, jenes also über die Elbe zurückgenommen, und bei Dolan, eine Meile hinter Skalitz, aufgestellt, Gablenz aber weitern Befehl gesandt, am 29. eben dorthin abzurücken — offenbar in der Ansicht, durch eine solche Flankenstellung den Vormarsch des Feindes zu hemmen, oder doch von der entscheidenden Richtung abzulenken. Demnach wies Benedek den Vorschlag Ramming's, das vierte und achte Corps sogleich zum Angriff auf Steinmetz vorgehen zu lassen, unbedingt zurück; vielmehr gab er dem Erzherzog und dem General Ramming den bestimmten

Befehl, sofort abzumarschiren, über die Elbe hinüber zum Zug an die Iser.

Damit fuhr der Feldzeugmeister wieder nach Josephstadt zurück, und meldete, wie wir wissen, von dort dem Kronprinzen von Sachsen, daß er am 29. oder 30. mit vier Armeecorps in Gitschin eintreffen würde.

Unterdessen aber waren auf preußischer Seite Entschließungen gefaßt worden, welche Benedek's Entwürfen schwere Störung bereiten sollten.

Der Kronprinz hatte dem General Steinmetz am 27. Juni zugesagt, ihm am folgenden Tag die zweite Garde-Division zur Unterstützung zu senden, während die erste mit General Bonin in Verbindung treten würde. Bald nach Mitternacht jedoch brachte ein vom Hauptquartier ausgesandter Officier die Nachricht, daß Bonin von Trautenau habe zurückweichen müssen, Näheres aber über sein Mißgeschick und jetzige Stellung nicht zu erfahren gewesen sei. Eine so schwere und dabei so unvollständige Meldung hätte gar manchen Strategen zu vermehrter, und jedenfalls abwartender Vorsicht bestimmt: bei dem Kronprinzen aber rief sie auf der Stelle den Beschluß hervor, mit beschleunigter und verdoppelter Energie vorwärts zu gehen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, erließ er an das Gardecorps den Befehl, so schnell wie möglich, mit voller Kraft, den Angriff auf Gablenz zu eröffnen, und sandte deshalb an Steinmetz die Bescheidung, es sei durch die Vorgänge bei Trautenau unmöglich geworden, die zweite Garde-Division zu ihm hinüber zu schicken; nur eine Reiterbrigade könne zu seinem Beistand erübrigt werden. Seinerseits war Steinmetz von demselben Schwunge, wie sein Oberfeldherr, erfüllt. Nach seinem Siege am 27. fürchtete er

auch das Zusammentreffen mit einer feindlichen Übermacht nicht mehr, da er für einen Rückzug nicht bloß auf die Defileen von Nachod angewiesen war, sondern mehr als eine Straße nordwärts zur Vereinigung mit dem Gardecorps hatte. Sicher aber schien ihm, daß jedes Zaudern die Gefahren seines Weges steigern, und dem Feinde die Möglichkeit zum Heranziehen weiterer Kräfte geben würde; er war also entschlossen, gleich am Morgen des 28. Juni sein Corps zum Sturme auf Skalitz in Bewegung zu setzen.

Der Weg von Wysokow nach Skalitz führt über die uns bekannte, hier sich zur Aupa hinabsenkende und völlig offene Hochebene. Parallel mit der Straße zieht sich eine von dem kleinen Bade Schwadowitz kommende Localbahn, welche nahe vor Skalitz auf hohem Damme sich in weiter Curve südwärts wendet, um dann in den östlich vor der Stadt gelegenen Bahnhof einzulaufen. Nördlich von der Straße erheben sich mehrere Bergkuppen; das Gelände zwischen ihnen ist vielfach mit Einrissen und Schluchten durchschnitten; nicht weit von Skalitz dehnt sich dort ein dicht bestandener, großer Eichwald aus. Da die Straße und die Hochebene dem feindlichen Geschützfeuer überall ausgesetzt war, sandte Steinmetz den General von Löwenfeld und den Obersten von Voigts-Rhetz mit neun Bataillonen nordwärts in das Höhenland, um dort zunächst den Eichwald zu besetzen, und dann links schwenkend, gegen die Stadt vorzudringen. Zwei Brigaden des fünften und eine eben angelangte des sechsten Corps blieben einstweilen in bereiter Aufstellung bei Wysokow. Für den Beginn des Kampfes wartete Steinmetz einstweilen noch auf die verheißene Garde-Division; als dann endlich eilf Uhr die Nachricht von deren Ausbleiben einging, war er ohne

Schwanken entschlossen, Skalitz allein mit den eignen Streitkräften anzugreifen, und gab sofort den Befehl zum Vorgehen, fast in demselben Augenblick, in welchem Benedek seinen beiden dort befindlichen Armeecorps die Weisung zum Abmarsch ertheilte und dann den bedrohten Ort verließ.

Erzherzog Leopold hatte früh am Morgen seine Truppen nahe vor Skalitz in der Weise aufgestellt, daß die Brigade Fragnern nördlich der Stadt den linken Flügel, die Brigade Kreyßern hinter dem Bahnhof die Mitte, die Brigade Schulz südlich vom Orte den rechten Flügel bildete. Rechts und links vom Bahnhof war die Artillerie-Reserve des Corps, 40 Geschütze, aufgefahren, bereit, die Hochebene und den angrenzenden Eichwald unter ihr zermalmendes Feuer zu nehmen. Nachdem Benedek aber den Rückzug befohlen, setzte der Erzherzog zunächst das sechste Corps nach Dolan und weiter in Bewegung, ließ dann die Trains des achten folgen, und beabsichtigte, den Abmarsch seiner Truppen von dem südlichen Ende der Aufstellung, also mit der Brigade Schulz, zu beginnen, hatte aber die Brigade-Commandanten von Benedek's Befehl noch nicht in Kenntniß gesetzt. Während dieser Vorkehrungen begann nun gegen halb zwölf Uhr der Angriff des preußischen Vortrabs auf den Eichwald, in welchen General von Fragnern ein zu seiner Verstärkung eingetroffenes Bataillon der Besatzung von Josephstadt vorgeschoben hatte. Obgleich von drei Seiten her durch neue feindliche Bataillone angegriffen, leistete die kleine Truppe einen so heldenmüthigen Widerstand, daß General von Fragnern ihr zuerst ein Jägerbataillon zum Beistand schickte, und dann, durch dessen ungestümes Draufgehen entflammt, um halb ein Uhr, ohne Weisung seines Vorgesetzten oder Rückfrage bei demselben, die ganze Brigade

in das Gefecht führte. Aber nach kurzem Vorandrängen wurde er in der Front und in beiden Flanken von einem solchen Feuer der preußischen Halb-Bataillone umfaßt, daß in wenigen Minuten er selbst, ein großer Theil seiner Officiere und lange Reihen seiner Mannschaft niedergestreckt waren, und der Rest sich in eiliger Flucht nach Skalitz zurückzog. Die nachdringenden Preußen schickten sich an, den Bahndamm unmittelbar vor dessen letzter Curve zu übersteigen; das bemerkte Oberst Wöler von der Brigade Kreyßern und stürmte auf eigne Faust mit seinem Regimente den Verfolgern entgegen; es entspann sich ein blutiges Ringen um den Besitz des Dammes, in welches sich dann Oberst von Kreyßern selbst, ebenfalls durchaus eigenmächtig, mit zwei weitern Bataillonen seiner Brigade hinein warf. Bei dem ersten Zusammentreffen fiel der tapfere Officier, seine Truppen erlitten, obwohl nur drei preußische Bataillone ihnen gegenüber standen, dasselbe Schicksal wie vorher die Brigade Fragnern. Nachdem sie bei mehreren Anläufen fast ein Drittel der Mannschaft verloren hatten, wichen sie in leidlicher Ordnung nach Skalitz zurück. Es trat hiemit, gegen ein Uhr, eine Pause in dem so heftig aufgeloderten Kampfe ein, da auf preußischer Seite für den Sturm auf die Stadt die Mitwirkung der aus Wysokow heranrückenden zehnten Division unter General von Kirchbach erwartet werden mußte. Sie war von Wysokow bis Kleny auf der Straße marschirt, dann aber vor dem Feuer der feindlichen Artillerie-Reserve ebenfalls nach Norden ausgebogen, und entwickelte jetzt hinter Löwenfeld's Abtheilungen ihre Colonnen zum letzten Angriff. Drüben bei den Österreichern that Erzherzog Leopold, welcher durch den Beginn des Gefechts vollständig überrascht worden war und bis dahin den Fortgang desselben nicht zu hindern

gewußt hatte, das Mögliche, seine hartbetroffenen Truppen nach Benedek's Verfügung vom Feinde hinweg in Marsch zu setzen. Mit unendlicher Mühe gelang es ihm, den größten Theil des Corps aus Skalitz hinaus auf die Rückzugsstraße zu schaffen, ehe Kirchbach's Angriff die Stadt erreichte. Um den Abmarsch zu decken, blieben im Orte und im Bahnhof fünf Bataillone zurück, welchen sich dann noch einige versprengte Reste der Brigade Fragnern anschlossen. Zur Überwältigung dieses letzten Widerstandes führte um zwei Uhr General von Wittich das 47. Regiment unter Trommelschlag in imposanter Ordnung heran; mehrere der früher hier kämpfenden Abtheilungen gesellten sich ihm bei; so gingen sie mit hallendem Siegesruf auf die Ostfront des Bahnhofs los. Die Österreicher schlugen sich mit verzweifelter Hartnäckigkeit; ein Gebäude nach dem andern mußte ihnen mit stürmender Hand entrissen werden; es dauerte bis drei Uhr, ehe der Bahnhof im preußischen Besitze war. Auch dann setzte sich der Kampf in den Straßen und Häusern des kleinen Ortes noch eine Stunde lang mit gesteigerter Erbitterung fort, bis die wachsende preußische Übermacht endlich die letzten Trümmer des Feindes zum Rückzug nöthigte. Zu weiterer Verfolgung versagten den Siegern die Kräfte; auch würde ihr schon bei Dolan, wie wir wissen, ein neuer, frischer Gegner Einhalt geboten haben. So konnte das sechste Corps unangefochten noch am Abend Salney, das achte im Laufe der Nacht Lanzau jenseits der Elbe erreichen. Die Opfer, welche den Österreichern der völlig planlose Kampf gekostet hatte, waren außerordentlich groß, beinahe 5600 Mann, davon über 2500 Gefangene, während das preußische Corps nur 1365 Mann eingebüßt hatte.

In denselben Stunden errang das Gardecorps einen nicht weniger bedeutenden Erfolg über den General Gablenz.

Die Brigaden des zehnten Corps biwakirten während der Nacht auf den 28. Juni theils bei Trautenau, theils auf der Hochebene bei Neurognitz und Hohenbruck. Bei aller Besorgniß, mit welcher Gablenz auf die Stellung der preußischen Garde bei Eipel blickte, findet sich nicht, daß er aus eignem Entschlusse die geringste Vorkehrung nach dieser Seite getroffen hätte; er begnügte sich, seinem Vorgesetzten über die Gefahr zu berichten und dessen Weisungen zu erwarten. Diese gingen denn dahin, wie wir sahen, sein ganzes Corps aus Trautenau zurückzunehmen und an dem bedrohten Punkte, Prausnitz, Front gegen Eipel, aufzustellen. Der Befehl kam um halb acht Uhr Morgens in die Hände des Generals, und dieser erließ hienach seine Verfügungen, welche, drei oder vier Stunden früher gegeben, der Aufgabe völlig entsprochen hätten. Er scheint es für undenkbar gehalten zu haben, daß die preußische Garde, welche Tages zuvor einen Gewaltmarsch von fast sechs Meilen zurückgelegt hatte, schon am Vormittag seine Truppenzüge würde erreichen können. Er ließ zunächst seine Trains mit der Weisung aufbrechen, über Prausnitz mit möglichster Beschleunigung zwei Meilen weiter südlich bis Rettendorf zurückzugehen; dann sollten die Geschütz-Reserve und die Brigaden Knebel und Wimpffen auf der Straße nach Prausnitz folgen, und auf den Höhen von Burkersdorf, südwestlich von Neurognitz, Stellung nehmen. Oberst Mondel würde bei Neurognitz bis nach vollendetem Abzug jener Truppentheile stehen bleiben, als Deckung gegen ein etwaiges neues Vorgehen Bonin's, Oberst Grivicitz aber seine Brigade am Ostrande der Hochebene über Altrognitz nach

Rudersdorf führen, um dort bei einem Vorstoß der preußischen Garde nach Umständen entweder die Avantgarde zu bilden oder dem Feinde in die Flanke zu fallen. Bei dem Allem ging Gablenz von der Voraussetzung aus, daß, seinem gestrigen Berichte entsprechend, Benedek ihm zur Sicherung von Prausnitz eine ausreichende Verstärkung zugesandt hätte; Gablenz meinte dafür auf mehr als sechs Bataillone rechnen zu können.

Unterdessen waren aber seine Gegner seit mehreren Stunden schon in voller Bewegung. Die zweite Garde-Division, welche eine starke Meile rückwärts stand, hatte ihren Marsch vor fünf Uhr begonnen und langte drei Stunden später bei Eipel an. Gegen acht Uhr, als Gablenz eben seine Befehle an die Truppen absandte, war trotz der Anstrengungen des vorigen Tags der Vortrab der ersten Garde-Division unter Oberst von Kessel schon in vollem Zuge auf Prausnitz, und die beiden Brigaden in Bereitschaft, ihm zu folgen, während Kessel's Husaren das Vorland bis in die Nähe der Trautenau-Prausnitzer Chaussee durchschwärmten. So waren die österreichischen Trains kaum über Burkersdorf hinausgekommen, als sie die feindliche Reiterei dicht an ihrer Seite bemerkten und den Alarm schleunigst an das Hauptquartier weiter gaben. Gablenz ließ sogleich die hintersten Abtheilungen des Trains, um über Pilnikau die Elbe zu erreichen, von der Chaussee westwärts abbiegen, die eben eintreffenden Batterien der Geschütz-Reserve aber bei Burkersdorf zur Beschießung des Feindes auffahren. Allmählich langten dann auch fünf Bataillone der Brigade Knebel an, und wurden theils auf den Höhen, theils in den vorliegenden Waldparcellen vertheilt. Auf preußischer Seite war durch irrige

Meldungen der Husaren das Vorschreiten eine Weile unterbrochen worden; bald aber gewann man richtigere Einsicht in die Lage, und gegen halb zehn Uhr gab der Befehlshaber der ersten Division, General Hiller von Gärtringen, zunächst dem Vortrab und dann der Hauptmasse seiner Truppen die Richtung zum Angriffe auf Burkersdorf. Außer den vom feindlichen Fußvolk besetzten Gebüschen lag das Feld frei und offen unter dem furchtbaren Feuer der österreichischen Geschütz-Reserve; da galt es, den heißen Boden rasch zu passiren, und in eifrigem Wettlaufe stürmten die verschiedenen Compagnien dem nächsten Waldrande zu, um dort die feindlichen Musketiere aus dem deckenden Gehölze hinauszuwerfen. Nach halbstündigem Kampfe waren die Waldflecken in ihren Händen. Während sie von dort aus ein stehendes Feuergefecht mit dem jetzt vor Burkersdorf gesammelten Gegner fortführten, erschien um eilf Uhr auch die Hauptmasse der Division auf dem Schlachtfelde, und entwickelte sich sofort zum Angriff auf die Höhen und das Dorf.

In diesem Augenblicke erhielt Gablenz die bestimmte Meldung, daß bei Prausnitz die erwarteten sechs Bataillone nicht angelangt seien, vielmehr preußische Truppen sich dort zeigten. Damit war ihm zunächst die Hoffnung auf die sehnlich erwartete Verstärkung, es war ihm aber auch die Verbindung mit Josephstadt, mit Benedek und der großen Armee abgeschnitten. Ohne Zögern beschloß er, den Kampf aufzugeben, und den Rückzug nach Westen, über Altenbuch auf Pilnikau, und von dort zur Elbe, anzutreten. Der Befehl dazu erging eiligst an die Brigaden. General Wimpffen, der in diesem Zeitpunkt bei Hohenbruck ankam, wurde mit Umgehung von Burkersdorf gerades Wegs auf Altenbuch

gewiesen, wohin er denn auch unangefochten gelangte. Knebe aber, seinen eignen schwachen Kräften überlassen, wurde, ehe er die Truppen zum Abzug sammeln konnte, von dem wuchtigen Angriffe Hiller's getroffen und unter schweren Verlusten aus Burkersdorf hinaus geschlagen. Oberst Mondel wurde in Neurognitz nur durch kleinere preußische Abtheilungen beunruhigt, und hielt seine Stellung bis gegen ein Uhr zur Deckung von Geschützen und Bagagen fest, worauf er dann unbelästigt nach Altenbuch abrückte. Daß General Hiller eine weitere Verfolgung des Feindes nicht eintreten ließ, war nach den colossalen Strapazen der beiden letzten Tage höchst begreiflich.

Das schlimmste Schicksal dieses Treffens aber fiel auf die Brigade Grivicitz. Der erste Befehl Gablenz's zum Ausrücken nach Rudersdorf war ihr erst um halb zehn Uhr zugekommen; so traf sie gegen eilf Uhr bei Altrognitz und Rudersdorf ein, gerade als Gablenz sich zum allgemeinen Rückzug entschloß. Wohl sandte er auch an sie die betreffende Weisung aus; der Bote aber wurde von dem Feinde aufgefangen. So fand sich Grivicitz völlig vereinzelt inmitten der feindlichen Schaaren. Die zweite Garde-Division unter General von Plonski rückte damals von Eipel nach Prausnitz vor; auf eine Meldung, daß sich bei Rudersdorf Feinde zeigten, sandte Plonski zur Sicherung seiner linken Flanke ein Bataillon des Kaiser-Franz-Regiments dorthin, welches dann ohne Bedenken zum Angriff auf die mehr als fünffache Übermacht vorging, Fortschritte machte, arge Verluste erlitt, zurückwich, sich wieder festsetzte, kurz, unerschütterlichen Widerstand leistete, bis allmählich Verstärkung und Unterstützung erschien. Mittlerer Weile hatte Plonski von dem Prinzen

von Württemberg Befehl erhalten, nordwärts einzuschwenken und über Neurognitz auf Trautenau zu marschiren. Auf dieser Straße befand er sich nach Mondel's Abzug in der Flanke und bald in dem Rücken des rettungslos abgeschnittenen Grivicic. Dessen ganze Brigade wurde zersprengt, er selbst verwundet und gefangen, nur unbedeutende Trümmer seiner Bataillone vermochten sich über Trautenau zu Gablenz hinüber zu retten.

So hatten die Garden mit glänzendem Erfolge die Scharte des vorigen Tages wieder ausgewetzt und das Trautenauer Defilee dem ersten Corps auf's Neue geöffnet. Der Widerstand war lange nicht so heftig gewesen, wie bei Nachod; noch schneller als bei Skalitz hatte der schon zum Rückzug geneigte Gegner das Gefecht abgebrochen. Trotzdem war auch hier der Verlust desselben gewaltig, beinahe 4000 Mann, darunter 200 todt, 900 verwundet, wovon 600 gefangen, außerdem unverwundet gefangen 2600. Bei der Garde zählte man 150 Todte, 550 Verwundete.

Noch am Abend wurde aus Trautenau die Verbindung mit Bonin und der Reiter-Division wieder eröffnet, und am folgenden Morgen ohne Aufenthalt der Marsch zur Elbe nach Königinhof angetreten, während gleichzeitig von der andern Seite her Steinmetz sich demselben Punkte näherte. Auf dem rechten Elbufer zog gleichzeitig auch Gablenz mit seinem Corps von Neuschloß an Königinhof vorüber nach Josephstadt zurück, nachdem er zehn Compagnien zum Schutze seines Marsches in der Stadt zurückgelassen hatte. Diese wurden gegen Mittag durch den Vortrab der ersten Garde-Division von allen Seiten her angegriffen, nach tapferem Widerstande überwältigt und großen Theils gefangen. Stein-

metz gönnte seinen Truppen am Vormittag des 29. Juni die schwer verdiente Ruhe, und brach erst um zwei Uhr Nachmittags aus Skalitz und Umgegend zum Weitermarsche westwärts zur Elbe nach Gradlitz auf. Es wurde aber schon erwähnt, daß eine Meile südlich von Skalitz, bei Dolan, das vierte österreichische Corps unter General Graf Festetics sich befand; es hatte seine Stellung etwas weiter nach Nordwesten, bis zum Dorfe Schweinschädel ausgedehnt; an dieser also mußte der Marsch der preußischen Colonnen vorübergehen, und damit dem Feinde seine langgestreckte Flanke darbieten. Indessen hatte Festetics Befehl, sich auf kein bedeutendes Gefecht an dieser Stelle einzulassen, sondern einem feindlichen Angriff durch einen Rückzug auf Josephstadt auszuweichen. Auch Steinmetz wünschte einen dritten Kampf vor seiner Vereinigung mit der Garde zu vermeiden, so daß, wäre jeder der beiden Führer mit den Absichten des Andern bekannt gewesen, an diesem Tage hier kein Schuß gefallen wäre. Die Brigade Wittich aber, welche Steinmetz mit der Deckung seiner bedrohten Flanke beauftragt hatte, kam den österreichischen Posten so nahe, daß sich zwischen ihnen ein lebhafter Artilleriekampf entspann: Graf Festetics, in der Meinung, durch zu schnelles Weichen seine Truppen zu demoralisiren, entwickelte also zwei Brigaden Fußvolk in erster, eine dritte in zweiter Linie, um erst nach Zurückweisung des feindlichen Angriffs den Abmarsch anzutreten. Darauf hielt General Kirchbach, welcher zur Zeit die preußische Vorhut führte, es zur Sicherheit des Corps für unerläßlich, diese Massen zurückzudrängen, und ließ zu diesem Zwecke die Brigade Tiedemann gegen Schweinschädel vorgehen. So kam es zu einem äußerst scharfen und blutigen Gefechte, bei dem sich wieder die Überlegenheit der

preußischen Taktik und die mörderische Kraft des Schnellfeuers trotz der Überzahl der Österreicher glänzend bewährte. Schweinschädel wurde genommen, dann aber auf Steinmetz's Befehl der Kampf abgebrochen und der Marsch nach Gradlitz fortgesetzt. Festetics war übel zugerichtet worden; er hatte gegenüber einer preußischen Einbuße von 400 Mann, nicht weniger als 1450 Todte, Verwundete und Gefangene verloren, und zog sich in den Abendstunden südwärts nach Jaromir an die Elbe zurück. Steinmetz erreichte Gradlitz gegen Mitternacht; dadurch war seine Verbindung mit dem Kronprinzen hergestellt, und zugleich kam jetzt auch das sechste Corps nach Skalitz heran. Auf dem andern Flügel des Kronprinzen hatte unterdessen Bonin am 29. Juni seine Truppen wieder geordnet; darauf marschirte am 30. das erste Corps über Trautenau und Pilnikau an die Elbe, welche sein Vortrab bei Arnau erreichte. Hier erschien dann sehr bald ein Dragoner-Regiment von der aus Gitschin vorgehenden ersten Armee des Prinzen Friedrich Carl, zur augenfälligen Bestätigung, daß die gefahrvolle Aufgabe der Vereinigung aller preußischen Streitkräfte in rühmlicher Weise gelöst war.

Während dieser Ereignisse erlebte Benedek schwere und immer schwerere Stunden.

Nachdem er am 28. Mittags in sein Hauptquartier nach Josephstadt zurückgekommen war, ließ er die Disposition für den großen Vormarsch gegen Friedrich Carl ausarbeiten. Früher hätte er ihn überhaupt nicht zu beginnen vermocht, da jetzt zwar das dritte Corps und eine Reiterdivision bereits auf dem rechten Elbufer standen, und das sechste und achte nach Benedek's Befehlen jeden Augenblick dort erwartet wurden, das zweite Corps aber nebst drei Reiterdivisionen

und der Geschütz-Reserve erst am Abend den Strom von Osten her erreichen konnten. Um so rascher aber sollte es dann am folgenden Tage vorwärts gehen. Die Disposition war eben fertig redigirt, da kam der Bericht von dem Kampfe bei Skalitz. Wie bitter Benedek die Verluste desselben empfand, geht aus dem Umstande hervor, daß er umgehend dem Erzherzog Leopold den bestimmten Rath zukommen ließ, wegen Unwohlseins Urlaub zu nehmen. An seinem Feldzugsplane aber ließ er sich noch nicht beirren; nach den Erfahrungen vom 27. hoffte er, Gablenz, den er außer dem zehnten auch das vierte Corps unterstellen wollte, würde bei Dolan und Josephstadt die Aufgabe besser lösen. Die Marschdisposition wurde also noch am Abend an alle Heertheile expedirt. Da aber traf in der Nacht auch die Hiobspost von der schweren Niederlage des zehnten Corps ein; zugleich erfuhr man Näheres über den traurigen Zustand der beiden geschlagenen Heerschaaren; es wurde deutlich, daß unter diesen Verhältnissen der Vormarsch der Armee an die Iser nicht mehr möglich sei. Demnach wurde jetzt beschlossen, fünf Armeecorps an dem rechten Ufer der Elbe gegen das vorrückende Heer des preußischen Kronprinzen aufzustellen, die Sachsen aber und Clam-Gallas an den linken Flügel der Armee heranzuziehen und sie dort nebst dem dritten Corps mit der Deckung gegen Friedrich Carl zu beauftragen. Die Truppen, bereits früh am Morgen des 29. Juni gemäß den Vorschriften der gestrigen Disposition im Marsche begriffen, erhielten schleunigen Gegenbefehl, und hatten erheblich Zeit und Kraft zum Erreichen der neuen Stellung aufzuwenden. Aber auch hier war ihnen keine lange Ruhe bestimmt. Am Morgen des 30. kam die niederschmetternde Kunde von den Gitschiner

Ereignissen, und bald erschienen die Trümmer des dortigen Heeres in ihrer völligen Zerrüttung und Auflösung. Es war nicht mehr daran zu denken, in der eben erwählten Stellung, die Armee des Kronprinzen in der Front, das siegreiche Heer Friedrich Carl's in Flanke und Rücken, auch nur noch einen Tag lang auszuharren. Benedek telegraphirte an den Kaiser, durch die völlige Niederlage des ersten und des sächsischen Corps sei er gezwungen, die Armee nach Königgrätz zurückzuführen.

In Wien traf diese Depesche die Gemüther wie ein Wetterschlag aus heiterem Himmel, überraschend und betäubend. Man hatte sich bisher im schönsten Siegesbewußtsein gewiegt. Über Nachod hatte Benedek berichtet, Ramming habe den ihm aufgetragenen Marsch nach Skalitz, alle feindlichen Angriffe zurückweisend, glücklich zurückgelegt. Dann war die Meldung von Gablenz's Sieg bei Trautenau gekommen, dann ein kurzes Telegramm Benedek's aus Skalitz, daß sich hier nichts Ernstliches vorbereite und die Artillerie ihre ausgezeichnete Trefffähigkeit bewähre. Die Zeitungen bearbeiteten diese erfreulichen Nachrichten weiter, und ihre Telegramme trugen die Kunde durch ganz Europa: Sieg, Sieg auf der ganzen Linie. Und plötzlich — denn am 29. war kein amtlicher Bericht eingegangen — dies Donnerwort: gänzliche Niederlage, Rückzug nach Königgrätz. So aufgebauscht seit Monaten der Übermuth gewesen, so vollständig war jetzt der Umschlag; Bestürzung, Erbitterung, Haltungslosigkeit traten weit und breit zu Tage.

3. Capitel.

König Wilhelm in Böhmen.

In diesem Augenblicke griffen die beiden kämpfenden Monarchen persönlich in den Gang der Ereignisse ein.

Nachdem König Wilhelm die Siegesnachrichten von Burkersdorf und Skalitz, und damit die Sicherheit der Vereinigung seiner Heere erhalten hatte, verließ er am Morgen des 30. Juni, von Bismarck, Roon und Moltke begleitet, seine Residenz, um fortan den Oberbefehl über seine Kriegsmacht an Ort und Stelle unmittelbar zu führen. Von dem Triumphe der ersten Armee bei Gitschin hatte er noch keine Nachricht; auf dieser Seite wurde keine Gefahr des Mißlingens vorausgesetzt, und demnach auf der Fahrt, von Kohlfurt aus, an die beiden Armee-Commandos der telegraphische Befehl erlassen, daß die zweite Armee sich am linken Ufer der obern Elbe zu behaupten habe, unter Bereitschaft ihres rechten Flügels, sich dem linken der ersten Armee über Königinhof anzuschließen; die erste Armee rücke ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor; feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches solle General v. Herwarth angreifen und von der feindlichen Hauptmacht ab-

drängen. Die Depesche zeichnete bereits die Linien vor, auf welchen nach vier Tagen die große Entscheidung erreicht wurde.

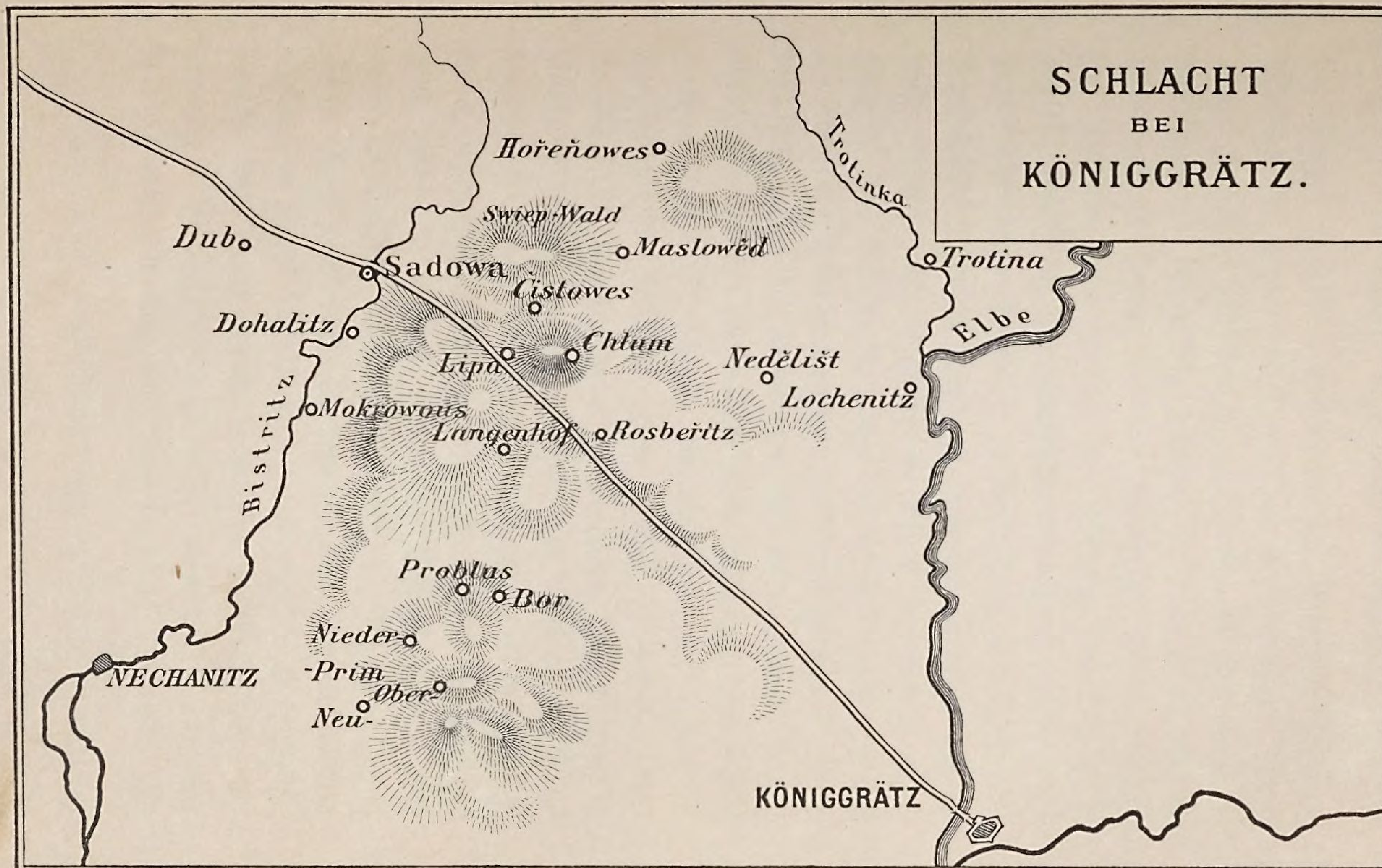
Ihrem Inhalte entsprach, was die beiden Armee-Commandos schon früh am Morgen nach eignem Ermessen angeordnet hatten; Prinz Friedrich Carl den Vormarsch der ersten und der Elbarmee in südöstlicher Richtung, der Kronprinz Festsetzung seiner Divisionen nahe oder dicht an der Elbe und Sicherung geeigneter Übergangspunkte. Prinz Friedrich Carl begegnete an diesem Tage keinem Feinde; General Steinmetz wechselte am Vormittag und am Abend mit dem zweiten österreichischen Corps einige Kanonenschüsse über die Elbe hinüber. Am Abend aber wurde drüben Alles still; wie wir wissen, ließ Benedek in der Nacht sein ganzes Heer südwärts auf Königgrätz zurückgehen. Preußischer Seits erhielt man keine Kunde von diesem Abmarsch, also noch viel weniger von dessen Richtung und Ziel. Am Morgen des 1. Juli war der Feind eben verschwunden; General Bonin führte das erste Corps über die Elbe, nach Oberprausnitz; einzelne Abtheilungen des Garde- und des fünften Corps kamen ebenfalls auf das rechte Ufer bei Schurz und Doubrawitz; zugleich vereinigte sich das sechste Corps bei Gradlitz mit dem fünften. Die erste Armee aber erreichte gegen Abend die Orte Miletin und Horschitz, und der Vortrab der Elbarmee gelangte am 2. Juli nach Smidar. So waren die Vortruppen der beiden feindlichen Heere nur wenig mehr als eine Meile von einander entfernt, doch hatte keine Partei eine Ahnung von einer solchen Nähe der andern. Im königlichen Hauptquartier, welches jetzt nach Gitschin gekommen war, vermuthete man, daß Benedek eine Stellung hinter der

Elbe zwischen Josephstadt und Königgrätz bezogen habe, in der Front durch den Fluß, rechts und links durch die beiden Festungen gedeckt, und Moltke entwarf einen Befehl an die beiden Armee-Commandos: es solle der Kronprinz durch Recognoscirung der Gegend um Josephstadt die Stärke der vermutheten feindlichen Stellung ermitteln; zeige dieselbe sich angreifbar, so würde der Kronprinz seine sämmtlichen Truppen wieder auf das linke Ufer zurücknehmen, um stromabwärts ziehend den Feind in der Flanke zu fassen, während Friedrich Carl ihn vom rechten Ufer aus in der Front bedränge; erscheine dagegen ein solcher Angriff mißlich, so würden sämmtliche Armeen den Feind durch einen südwärts gerichteten Marsch zu umgehen suchen, die Elbe bei Pardubitz überschreiten und damit alle Verbindungen und Rückzugslinien des Gegners bedrohen.

Allein, als diese Weisungen eben fertig gestellt werden sollten, zeigte sich die Voraussetzung derselben, die Annahme, daß Benedek hinter der Elbe stehe, als irrig. Neue Entschließungen wurden nothwendig.

Der Feldzeugmeister hatte allerdings unter dem ersten Eindruck der Niederlagen von Burkersdorf und Gitschin nicht bloß hinter die Elbe, sondern in seine ursprünglich gewählte Defensivstellung, in das verschanzte Lager von Olmütz, zurückgehen wollen. Sein Vertrauen zu der eignen Kraft und der seiner Armee, welches niemals groß gewesen, war gebrochen. Von seinen acht Armeecorps waren nur zwei noch unversehrt, vier andere auf das Schwerste geschädigt, die beiden letzten nicht unbedeutend erschüttert. Die Einbußen, welche das Heer seit dem 26. Juni erlitten hatte, beliefen sich auf mehr als 30000 Mann, ehe es zu einem entscheidenden Schlacht-

tage gekommen war. So langte Benedek, von den trübsten Gedanken erfüllt, am Morgen des 1. Juli in Königgrätz an. Dort traf er ein Telegramm seines Monarchen, welches ihm trotz der bisherigen Unfälle dessen festes Vertrauen auf seine energische Führung aussprach, und empfing einen Adjutanten des Kaisers, den Oberstlieutenant v. Beck, welcher sich durch eigne Anschauung von dem Zustand des Heeres unterrichten sollte. Gerade in diesen Stunden langten nun die Schaaren des ersten Corps bei Königgrätz an; der letzte Marsch, in einem Zuge von Miletin herüber, bei äußerst mangelhafter Verpflegung, hatte die Erschöpfung der Mannschaft und die Auflösung der Verbände auf den höchsten Grad gebracht: bei ihrem Anblick verlor Benedek die letzte Hoffnung, und telegraphirte kurz vor Mittag dem Kaiser: „bitte Ew. Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen; Katastrophe für Armee unvermeidlich; Oberstlieutenant Beck geht gleich zurück." Man ermißt leicht den Eindruck, welchen diese Worte in der Hofburg machen mußten. Man hielt eine solche Größe und Nähe der Gefahr für undenkbar; jede Ader des nationalen Selbstgefühls sträubte sich gegen die Vorstellung, acht Tage nach der Kriegserklärung, ohne die Probe einer großen Schlacht, friedebettelnd bei dem so lange geringgeschätzten Gegner einzutreten. Allerdings schien nach den erlittenen Verlusten und bei der Fassungslosigkeit Benedek's sowohl eine ansehnliche Verstärkung des Heeres, als ein Wechsel im Oberbefehl unerläßlich: noch waltete in Wien die Stimmung der letzten Monate vor, in welchen die feindliche Aufregung gegen Preußen die alte Erbitterung gegen Italien überwogen hatte, und man kam zu dem Entschlusse, nicht bei Preußen, sondern unter Napoleon's Vermittlung bei Italien


SCHLACHT
BEI
KÖNIGGRÄTZ.
Hořeňowes
Swiep-Wald
Maslowěd
Trotinka
Trotina
Elbe
Dub
Sadowa
Cistowes
Dohalitz
Chlum
Lipa
Nedělišt
Lochenitz
Bistritz
Mokrowous
Langenhof
Rosbeřitz
Problus
Bor
Nieder-
-Prim
Ober-
Neu-
NECHANITZ
KÖNIGGRÄTZ

den Frieden zu suchen, und dann den siegreichen Erzherzog Albrecht mit seinen 120 000 Mann der bedrängten Nordarmee zur Hülfe und Leitung zu senden. Hienach wäre es nun durchaus folgerichtig gewesen, bis zu deren Ankunft jeden größern Kampf mit dem preußischen Heere möglichst zu vermeiden, also zunächst den Rückzug nach Olmütz zu befehlen: allein bei leidenschaftlicher Bewegung behauptet die Logik nicht immer ihr Recht; die Vorstellung, daß Österreichs Doppeladler sich nicht bange zu verstecken brauche, gewann wieder Raum, und so gingen die beiden Telegramme gleichzeitig ab, das eine an Napoleon mit der Erklärung, daß man die Abtretung Venetiens jetzt zu vollziehen geneigt sei, wenn der Kaiser dann die Unthätigkeit Italiens verbürgen wolle; übrigens denke man für's Erste noch einmal das Kriegsglück in einer großen Schlacht zu versuchen[1]) — das andere an Benedek mit den Worten: „einen Frieden zu schließen, unmöglich. Ich befehle, wenn unausweislich, den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht Statt gefunden?“ [2]) Benedek verstand diese Frage des Kaisers sehr richtig dahin, daß derselbe den Rückzug für den Nothfall gestatte, aber wenn möglich, vorher eine Schlacht begehre, und begann hienach für einen solchen Fall seine Vorbereitungen zu treffen. Auch erschien ihm die Lage allmählich wieder in etwas günstigerem Lichte. Der Ruhetag und reichliche Verpflegung erfrischte die Truppen und ermöglichte die Herstellung der Ordnung. Der Feind drängte nicht; man konnte auch auf den folgenden Tag als eine Erholungspause rechnen. So

[1]) Goltz 5. Juli, Bernstorff (nach einer Mittheilung Clarendon's) 7. Juli.

[2]) Österreich's Kämpfe III, S. 228.

telegraphirte Benedek im Laufe der Nacht dem Kaiser eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse, die er mit den Sätzen schloß: „ich lasse morgen die Armee ruhen, kann aber länger nicht hier bleiben, weil bis übermorgen Mangel an Trinkwasser eintreten wird, und setze am 3. den Rückzug gegen Pardubitz fort. Kann ich auf die Truppen wieder zählen, und ergibt sich die Gelegenheit zu einem Offensivstoße, so werde ich ihn machen, sonst aber trachten, die Armee so gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen." Noch also hatte er den letzten Entschluß nicht gefaßt, wohl aber stand bereits seine Absicht fest, wenn er den Kampf annähme, ihn in der jetzigen Aufstellung, die Elbe und Königgrätz im Rücken, zu führen. Er hatte bei dem Ritte dorthin, inmitten aller düstern Sorgen, die Landschaft recognoscirt und zu einer Defensivschlacht höchst geeignet befunden; noch am Abend des 1. Juli ließ er am Nordrande der gewählten Stellung einige Redouten errichten. Vormittags am 2. meldete General Henikstein nach Wien die Besserung des Zustandes; damit kreuzte sich aber ein kaiserlicher Befehl, welcher ihn, Krismanitz und Clam-Gallas ihrer Posten enthob und zur Verantwortung nach Wien berief; Chef des Generalstabs wurde auf Benedek's Vorschlag General Baumgarten vom dritten Corps, während General Gondrecourt an die Spitze des ersten trat; beide Officiere begannen ihre neue Thätigkeit erst am folgenden Morgen, als bereits die ersten Kanonenschüsse fielen, so daß Benedek während des Kampfes thatsächlich ohne einen Chef des Generalstabes war, da der bisherige nicht mehr amtiren durfte, der eben eingetretene es noch nicht vermochte. Trotzdem hatte Benedek seine Erwägungen im Sinne des Kaisers zum Schlusse gebracht, und telegraphirte am 2. Juli Nach-

mittags an Se. Majestät: „die Armee bleibt morgen in ihrer Aufstellung bei Königgrätz, Ruhe und Verpflegung haben gut gewirkt, hoffe einen weitern Rückzug nicht nothwendig zu haben.“

Er gedachte also die Entscheidungsschlacht in der jetzigen Stellung anzunehmen. Er sollte nicht lange darauf warten. Von allen Seiten her trafen im Laufe des Abends Meldungen von Ortsbehörden und Patrouillen über die Annäherung des Feindes ein. Ein Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung stand bevor.

Wie wir uns erinnern, strömt die Elbe in diesem Theile ihres Laufes, an Josephstadt und Königgrätz vorüber, fast genau nach Süden. Ungefähr anderthalb Meilen westlich davon entfernt, fließt ziemlich parallel mit ihr ein ansehnlicher Bach, die Bistritz, zur Zeit durch Regengüsse angeschwollen, und auch sonst nur an einzelnen Stellen ohne Brücken zu passiren. Über ihn führt bei dem kleinen Dorfe Sadowa die Heerstraße von Gitschin, und eine starke Meile weiter südlich bei Nechanitz die Landstraße von Smidar nach Königgrätz. Zwischen diesen beiden Punkten dachte Benedek sich den Boden für den Beginn des Kampfes zu wählen. Aber allerdings nicht in der Weise, daß der Gegner an der Überschreitung des Baches gehindert werden sollte. Die Bistritz windet sich durch eine schmale und sumpfige Niederung, an deren Rande sich, sanft gegen Osten ansteigend, ein wohlangebauter Abhang hinzieht. Dort liegt, gleich hinter Sadowa, ein dicht bewachsener Busch, der Holawald, dann bis Nechanitz hinunter ein halbes Dutzend kleinerer und größerer Dörfer. Etwa drei Viertelstunden aber von der Bistritz entfernt, ändert sich der Charakter des Geländes. Aus dem flachen Abhang

erhebt sich eine Höhenkette, an einzelnen Punkten bis zu 300 Fuß über die Thalsohle emporsteigend, von Nechanitz an weit über Sadowa hinaus die Bistritz begleitend, nach Westen hin meistens schroff abgeböscht, nach Osten allmählich sich senkend, bis in der Nähe von Königgrätz der Boden vollständig eben wird. Diese Höhen hatte Benedek sich zum ersten Widerstande ausersehen, und wir müssen deshalb einzelne derselben zum Verständniß des Folgenden näher bezeichnen. Eine halbe Stunde hinter Nechanitz zeigt sich der Schloßberg von Hradek, von hier eine Stunde nordwärts eine weit hervorragende Höhe, mit den Dörfern Nieder- und Oberprim und Problus an ihren Abhängen, sodann, immer nach Norden fortschreitend, ein niedrigerer Hügelrücken mit dem Dorfe Langenhof, endlich gegenüber Sadowa und dem Holawalde der höchste und bedeutendste dieser Berge, mit dem Flecken Lipa auf der Mitte seines westlichen Abhanges, und dem ärmlichen, aber seit diesem 3. Juli durch Europa berühmten Dörfchen Chlum in einer Vertiefung am Ostrande der Höhe. Der Blick beherrscht von hier aus die gesammte Landschaft nach allen Seiten. Nach Osten flacht sich auch hier das Gebirge allmählich ab; zwischen welligen Hügeln liegt dort in der Tiefe das Dorf Nedielischt, von da breitet sich platte Ebene bis zur Elbe aus. Ein anderes Bild zeigt sich dem Beschauer im Norden. Chlum gerade gegenüber, von dem Fuße seines Berges nur durch eine schmale Einsenkung getrennt, dehnt sich eine breite, mit mächtigem Baumwuchs bestandene Kuppe aus, die von zahlreichen Schluchten durchrissen, am westlichen Rande aber von einer gewaltigen Felsenbastion gekrönt ist; es ist der Swiepwald, der wie Chlum an diesem Tage ein unvergeßliches Andenken

gewonnen hat. Rechts davon, eine halbe Stunde weiter nordwärts, zeigt sich ein langgestreckter Höhenzug mit dem Dorfe Maslowied an seinem Abhang; wieder eine halbe Stunde weiter lehnt sich daran ein stattlicher Berg, der auf seiner Ostflanke das Dörfchen Horscheniowes, und auf seiner sonst kahlen Spitze damals zwei uralte, überallhin weit sichtbare Linden trug. An dessen Fuße fließt der Bach Trotinka durch morastige Wiesen südostwärts der Elbe zu: auf der andern Seite des kleinen Gewässers schließt dann der steile Horschizkaberg das Bild.

Auf diesem Boden befahl nun Benedek durch eine am späten Abend des 2. Juli fertig gewordene Disposition seinen Streitkräften, in der Frühe des folgenden Morgens Stellung zu nehmen, wenn, wie vermuthet wurde, ein feindlicher Angriff erfolge. Und zwar sollte auf dem linken Flügel hinter Nechanitz das sächsische Corps, unterstützt durch das österreichische achte, jetzt befehligt durch General Weber, zusammen 39200 Mann mit 116 Geschützen, die Höhen von Prim und Problus besetzen[1]). Daran sich anschließend, würde das zehnte Corps unter Gablenz auf der Höhe von Langenhof, neben ihm Erzherzog Ernst mit dem dritten Corps auf der Höhe Lipa-Chlum sich aufstellen, so daß hier das Centrum der Armee 46600 Mann mit 134 Geschützen zählte. Den rechten Flügel hätten mit 55600 Mann und 160 Geschützen das vierte Corps, Graf Festetics, auf der Linie Chlum-Nedielischt und das zweite, Graf Thun, von Nedielischt bis zur Elbe zu

[1]) Benedek hatte die Sachsen zuerst auf einen der Kuppe von Problus vorliegenden Hügelrücken, mithin etwas näher der Bistritz, rücken lassen wollen, jedoch auf Antrag des sächsischen Kronprinzen zugestimmt, daß dorthin nur eine Brigade vorgeschoben, die Hauptmasse aber in der angegebenen Weise aufgestellt würde.

bilden, wo für den Nothfall bei den Dörfern Lochenitz und Predmeritz mehrere Kriegsbrücken über den Strom zu legen wären. Endlich behielt der Feldzeugmeister seiner persönlichen Verwendung eine mächtige Reserve vor, das erste Corps Graf Gondrecourt, das sechste, Baron Ramming, die fünf Reiterdivisionen, die Armee-Geschütz-Reserve, zusammen 73000 Mann mit 360 Geschützen. Dazu kamen noch 4000 Mann dem Hauptquartier zugetheilter und 3000 Mann technischer Truppen, so daß das Ganze eine imposante, auf engem Raum zusammen gedrängte Heeresmasse von 222000 Mann mit 770 Geschützen ergab, eine Macht, wie sie seit dem Entstehen des modernen Europa kein Staat bis dahin auf einem Schlachtfelde vereinigt hatte. Die Truppen, durch die zweitägige Ruhe erfrischt, traten mit Eifer an, überzeugt, daß sie jetzt unter Vater Benedek's persönlicher Führung besseres Glück als bisher unter ihren vornehmen Corpscommandanten haben würden; ob sie damit außer der Lust zum Kampfe auch aushaltende Zähigkeit in demselben gewonnen hätten, mußte freilich erst der Erfolg zeigen. Uber die Officiere wird berichtet, daß sie durchgängig den Befehl zur Schlacht auf dieser Walstatt mit bitterer Sorge und Enttäuschung aufgenommen; sie hätten Alle den Kampf erst hinter der Elbe gewünscht und aus Benedek's Entschließung schweres Mißtrauen gegen den Feldherrn geschöpft. Bereit aber waren sie Alle, nach guter oder falscher Ordre Leib und Leben an Österreichs Sache zu setzen. Am Übelsten stand es in der höchsten Schicht des Heeres. Ein großer Theil der Generalität hatte von jeher weder zu den Verehrern noch zu den Freunden Benedek's gehört; es war nur natürlich, daß die bisher geschlagenen Corpsführer nicht sich

selbst, sondern der Unfähigkeit des Feldzeugmeisters die Schuld an ihrem Mißgeschick zuschrieben, und mehr als einer unter ihnen war geneigt, wenn er heute wieder verkehrte Befehle erhielte, dieselben nach eignem Wissen und Gewissen zum Besten des Vaterlandes zu corrigiren.

Diese Stimmungen wurden nicht gelindert durch den Umstand, daß Benedek nach seiner kurzen Weise den Corpscommandanten zwar ihre Aufstellung angab, sonst aber keine Sylbe über seine Pläne und Absichten an diesem Schlachttag mittheilte, und sie dadurch ohne Directiven für den Fall unvermutheter Ereignisse ließ. So ging das österreichische Heer den bedeutungsschwersten Stunden des Krieges entgegen, gewaltig durch die Zahl und den Muth der Truppen, aber von streitenden Gefühlen erfüllt und in seiner innern Festigkeit nach den wichtigsten Beziehungen gelockert.

Was Benedek's Gedanken über die Leitung und das Ziel des Kampfes betrifft, so ist darüber auch aus späteren Verhandlungen eine positive Nachricht nicht bekannt geworden. Indessen scheint die Heeresaufstellung selbst einige Rückschlüsse auf die ihr zu Grunde liegenden Absichten zu gestatten.

Die durch sie geschaffene Schlachtlinie bildete einen fast rechtwinkligen Haken, dessen Spitze in dem Höhenzug von Lipa-Chlum gelegen und durch das starke und völlig unversehrte dritte Armeecorps besetzt war. Von dort erstreckte sich das zehnte Corps und der linke Flügel südwärts, Front nach West oder Südwest, der rechte ostwärts, Front nach Nord. Man sieht, gegen welche Angriffe Benedek sich deckte, der Elbarmee auf den linken, des Kronprinzen auf den rechten Flügel. Dem Stoß der Elbarmee, den er mit Sicherheit erwartete, scheint er keine große Kraft zugetraut zu haben,

da er ihm kaum 40000 Mann, immerhin schon mehr, als die Elbarmee zählte, entgegensetzte. Umgekehrt däuchte ihm eine frühe Ankunft der preußischen zweiten Armee wegen ihrer weiten Entfernung nicht wahrscheinlich, wenn sie aber dennoch erfolgte, sehr gefährlich: so brachte er auf den rechten Flügel zwei seiner am Wenigsten geschädigten Corps, mit einer Mannschaftszahl, welche die des linken Flügels um 16000 Köpfe überstieg: und da bei einer von Norden drohenden Gefahr mindestens die Hälfte des dritten Corps auf der Höhe von Chlum ganz von selbst in Mitwirkung trat, so wären auf dieser Seite nicht weniger als 70000 Mann zur Abwehr der schlesischen Armee bereit gewesen, noch ganz abgesehen von den schweren Massen der großen Armee-Reserve, von der Benedek übrigens schon jetzt je eine Reiterdivision in der Nähe von Problus wie von Nedielischt halten ließ.

Für die Auffassung seiner Maaßregeln im Centrum, gegenüber dem Angriffe des Prinzen Friedrich Carl, scheint ein Armeebefehl lehrreich, den er in diesen Tagen erlassen hatte. Nach den Erfahrungen der bisherigen Gefechte hatte er darin seine Truppen angewiesen, nicht eher zum Massenangriff auf den Feind zu schreiten, als bis derselbe durch das Feuer der Artillerie mürbe gemacht sei. Die ganze Aufstellung seines Centrums war nichts als eine Anwendung dieses Satzes im Großen. Die Übergänge über die Bistritz, und der flachere Abhang neben ihr sollten unbesetzt bleiben, damit hier die Infanterie nicht vorzeitig von der Zündnadel decimirt würde. Sie stand also weiter rückwärts auf den steilen Höhen, deren Rand von Langenhof bis Lipa und Chlum durch einen ununterbrochenen Kranz furchtbarer Batterien mit mehr als 200 gezogenen Geschützen geschmückt war.

Geradezu eingeladen war der Feind, unten im Thale aufzumarschiren, und dann beim Ansturm auf die Höhe sich unter dieser beispiellosen Kanonade zu verbluten. Wäre er dadurch zerrüttet, so würde dann der Massenangriff mit zermalmender Übermacht erfolgen. Zu diesem Zwecke wurde der größte Theil der Reserve, das erste und sechste Corps nebst zwei schweren Reiterdivisionen, dicht hinter Langenhof, Front nach Westen, aufgestellt, und zwar, was besonders sprechend ist, in erster Linie vor den Infanterie-Corps die Reiter, welche doch zur Vertheidigung der Höhenstellung sehr wenig, um so mehr aber zur Offensive gegen den erschöpften Feind brauchbar waren. Immer also, scheint es, hielt Benedek an seinem ursprünglichen Gedanken der Besiegung Friedrich Carl's, fest. Daraus würde sich auch der, ihm später stets zum Vorwurf gemachte Befehl an den rechten Flügel erklären, in der Tiefe bei Nedielischt anstatt weiter vorwärts auf den Höhen von Horschenicwes und Maslowied Stellung zu nehmen. Er wünschte ihn in nächster Nähe zu haben, um vielleicht auch ihn zu dem entscheidenden Vorstoße gegen Friedrich Carl zu verwenden, falls nicht ein zu frühes Erscheinen des Kronprinzen dies unmöglich machte. In dem letzteren Falle wäre den beiden Corps ihre ursprüngliche Bestimmung geblieben, und wenn ihre Vorposten die Annäherung des Gegners rechtzeitig entdeckten so wäre immer noch die Möglichkeit gegeben, die vorliegenden Höhen zu fester Abwehr des Gegners zu besetzen.

Man wird nicht behaupten wollen, daß ein solcher Plan unklar oder unverständig gewesen wäre. Es bedarf allerdings keiner Erörterung, daß eine Hakenstellung, wie die hier gewählte, in der Regel sehr bedenklich ist, weil die Durch-

brechung des einen Flügels den Gegner unmittelbar in den Rücken des andern führt. Indessen mochte Benedek an jenem Tage mit Beruhigung auf die Armee von 70000 Mann blicken, die er zwischen den beiden Flügeln als Reserve aufgehäuft hatte, im ungünstigen Falle zur Abwehr jedes feindlichen Einbruchs, im günstigen zu einem schlechthin überwältigenden Angriff. Für den letzteren kam nun offenbar Alles darauf an, daß einmal die Ausführung überall den Anforderungen des Planes entsprach, und sodann, daß der richtige Augenblick der großen Offensivbewegung mit raschem Entschlusse ergriffen wurde, nicht zu hastig, um nicht Friedrich Carl's Armee noch bei voller Kraft zu finden, nicht zu zaudernd, um nicht dem Kronprinzen Zeit zum Eingreifen zu lassen. Volle Sicherheit war allerdings für keine dieser entscheidenden Voraussetzungen vorhanden, für die erste nicht, bei der Stimmung der Untergenerale gegen ihren Führer, für die zweite nicht, bei der Individualität des Oberfeldherrn, welcher jede wichtige Entschließung immer nur langsam und schwankend herauszuarbeiten vermochte.

Daß nun im österreichischen Lager solche Dinge sich vorbereiteten, daß jedenfalls die kaiserliche Armee noch nicht über die Elbe zurückgegangen war, dies wurde am 2. Juli in Kamenetz, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl, im Laufe des Nachmittags und Abends bekannt. Kecke Reiterofficiere hatten sich an verschiedenen Punkten in die österreichische Stellung vorgewagt, keinen umfassenden Überblick gewonnen, aber die Anwesenheit mehrerer Armeecorps zwischen Bistritz und Elbe ermittelt. Während man in Königgrätz die Gefahren erwog, welche der Gegner der Stellung bereiten könnte, kam in Kamenetz aus Aller Mund der Freudenruf, daß

man also den Feind vor seinem Abzug noch fassen werde. Man hatte den Truppen nach den Strapazen und Kämpfen der letzten Woche einen Ruhetag gönnen wollen; jetzt aber schien jeder Aufschub unmöglich. Um neun Uhr erließ der Prinz den Befehl an alle Divisionen der ersten und der Elbarmee, bald nach Mitternacht anzutreten, und den Marsch gegen die Bistritz zu beginnen, jene in der Richtung auf Sadowa, diese auf Nechanitz. Zugleich sandte er ein Schreiben an den Kronprinzen nach Königinhof, theilte ihm seine Absicht mit, den Feind morgen anzugreifen, und bat ihn, zu seiner Unterstützung mit der Garde oder mehr die Elbe entlang in die Flanke des Feindes vorzugehen. Der Chef seines Generalstabs, General von Voigts-Rhetz, eilte dann hinüber nach Gitschin, um die Genehmigung des obersten Kriegsherrn für alle diese Anordnungen zu erbitten. Bei dessen Ankunft, eilf Uhr Abends, war der König im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben, empfing aber den General auf der Stelle, und nahm, die Landkarte vor sich, dessen Bericht entgegen. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten über die Stärke und die Absichten des Feindes, hielt es der Monarch noch für sehr zweifelhaft, daß Benedek diesseits der Elbe die Schlacht annehmen, oder gar selbst zum Angriff vorgehen sollte. Er befahl indessen, die Generale Moltke, Roon, Treskow und Alvensleben zu berufen. Nach kurzer und rascher Besprechung überwog die Ansicht, daß jedenfalls ein bedeutender Theil der feindlichen Armee, wenn nicht ihre Gesammtheit, zwischen Bistritz und Elbe anzutreffen sei, und dann war auch der König der Meinung, daß eine derartige Möglichkeit, eine große Entscheidung herbeizuführen, nicht unbenutzt bleiben dürfe. Ein solches Ziel im Auge, wollte er es aber nicht bei den Vor-

kehrungen Friedrich Carl's bewenden lassen, sondern erklärte seinen Beschluß, daß die ganze Armee des Kronprinzen zu vollständiger Ausbeutung der Lage herbeigerufen werde. Um Mitternacht waren die Befehle fertig, und Oberstlieutenant Graf Finckenstein ritt unter dem schwarz bewölkten Nachthimmel, nur von einem Reitknecht begleitet, in das unbekannte Land hinein, um das wichtige Blatt nach Königinhof, 4½ Meile weit, dem Kronprinzen zu überbringen. Unterwegs hatte er noch an die Vorposten des ersten Corps einen entsprechenden Befehl für General Bonin abzugeben, sein Corps sofort zu versammeln, es für die Weisungen des Kronprinzen bereit zu stellen, nach Umständen auch selbständig in den voraussichtlichen Kampf bei Sadowa einzugreifen. Dem Kronprinzen schrieb Moltke:

„Den bei der ersten Armee eingegangenen Nachrichten zu Folge ist der Feind in der Stärke von etwa drei Corps, welche jedoch noch weiter verstärkt werden können, bis über den Abschnitt der Bistritz bei Sadowa vorgegangen, und ist dort ein Rencontre mit der ersten Armee morgen in aller Frühe zu erwarten. (Folgt Angabe der Stellung der ersten Armee.) Ew. Kgl. Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen. Die heute Nachmittag unter andern Verhältnissen gegebenen Anordnungen sind nun nicht mehr maaßgebend."

Die über Deutschlands Zukunft entscheidende Weisung war wieder ganz in Moltke's Weise gefaßt: bestimmte Angabe des großen Zweckes, volle Freiheit in der Wahl der Mittel.

Noch einmal war der Gegensatz zu Benedek's Verfahren so vollständig wie möglich.

Daß bei diesen Verhandlungen irgend jemand von den Gefahren des Unternehmens gesprochen habe, erwähnt kein Bericht. Und wahrlich, diese Gefahren waren nicht gering. Die Gesammtmacht war nicht stärker, sondern etwas schwächer als die feindliche. Die erste Armee 85000, die Elbarmee 39000, die zweite Armee 97000 Mann, im Ganzen 221000 Mann gegen 222000 Mann Österreicher, diese auf engem Raume versammelt, jene aus meilenweiter Entfernung erst der Vereinigung auf dem Schlachtfelde zustrebend. Die Divisionen des Kronprinzen hatten auf verschiedenen und überall schlechten Wegen vier bis sieben Stunden zu marschiren, ehe sie an den Feind gelangten: wie leicht konnte unter solchen Umständen eine Verspätung eintreten? und wenn sie erfolgte, wer konnte für den Ausgang eines mit fast doppelter Übermacht gegen Friedrich Carl gerichteten feindlichen Angriffs einstehen?

In der That, was man dagegen einzusetzen hatte, war lediglich eine imponderable Größe: die sittliche Kraft des preußischen Heeres. Auf diese aber zu rechnen, war, wenn irgend jemals, in diesem Augenblicke verstattet, wo die bereits erfochtenen Siege alle militärischen Tugenden dieser trefflichen Schaaren auf den höchsten Punkt gesteigert hatten. Hier gab es an keiner Stelle Mißtrauen gegen sich selbst oder gegen die Genossen; es gab unter den Führern weder Eigenwilligkeit, noch Unselbständigkeit, und mit voller Hingebung blickten Alle zu der genialen und raschen Entschlußkraft der obersten Leitung auf. Disciplin, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe wirkten mit einander bei Hohen und Niedern zu fortreißender Angriffslust und unverwüstlicher Ausdauer.

Viele Tausende der hier vereinigten Männer hatten Jahr für Jahr gegen Bismarck's innere Politik heftigen Widerspruch erhoben: jetzt aber, wo Preußens Ehre für die Gründung der deutschen Einheit offen verpfändet war, flossen alle Gedanken und alle Leidenschaften zu einem Strome zusammen, dessen Unwiderstehlichkeit bald alle einengenden Dämme erfahren sollten.

Die Truppen Friedrich Carl's lagen in Erwartung des verheißenen Ruhetags in ihren Biwaks um die verglimmenden Feuer, trotz eines feuchten Nebels in festem Schlummer, als gegen zwei Uhr Morgens, noch in dichter Finsterniß, das Alarmsignal zu den Waffen rief. Unausgeschlafen, nüchtern, fröstelnd, begannen sie den Marsch, bald unter strömendem Regen, auf tief aufgeweichten Straßen, oder auch seitab durch mannshohes, nasses Getreide, ein äußerst mühseliges Vorwärtsarbeiten, bis endlich um sechs Uhr die befohlenen Stellungen bei Sadowa erreicht waren, und ein kurzer Aufenthalt die Zeit zur Bereitung eines warmen Kaffee gab, der einzigen Stärkung für einen langen, blutigen Kampftag. König Wilhelm, damals siebenzigjährig, war nach dreistündiger Nachtruhe um fünf Uhr Morgens von Gitschin im offenen Wagen abgefahren, und langte unter dem jubelnden Hurrah seiner Truppen um halb acht gegenüber Sadowa auf der Höhe von Dub an; kaum zu Pferde gestiegen, wurde er durch mehrere von Lipa herüber gesandte feindliche Granaten begrüßt, welche nahe hinter ihm, glücklicher Weise ohne Schaden zu thun, einschlugen.

Er fand den Kampf bereits auf der ganzen Linie von Nechanitz bis Sadowa, und von dort weiter nördlich, in der Gegend des Swiepwaldes, entbrannt. Die Elbarmee war

ebenfalls bald nach sechs Uhr in der Nähe der Bistritz angelangt, und ihr Vortrab hatte sogleich den Angriff auf Nechanitz begonnen, die Sachsen zurückgedrängt, und die halb zerstörte Brücke hergestellt. Neben ihr wechselte die vierte Division ein lebhaftes Geschützfeuer über den Bach hinüber mit Gablenz's Batterien, und ebenso, bei Sadowa, die Division Horn mit der gewaltigen Artillerie auf der Höhe von Lipa, während ihre Vorhut schon im Nahgefecht mit der österreichischen Besatzung von Sadowa jenseits der Bistritz stand. Die siebente Division, Fransecky, war von Norden, bereits östlich der Bistritz, herangekommen, und ihr Vortrab hatte eine österreichische Abtheilung aus dem Dorfe Benatek, dicht am Rande des Swiepwaldes, verjagt. Obwohl der Regen und das Terrain einen genauen Einblick in die feindliche Stellung verhinderten, so schien doch die weite Ausdehnung und die Energie der Kanonade auf die Anwesenheit einer großen und kampfbereiten Heeresmacht zu deuten: demnach hatte Prinz Friedrich Carl befohlen, einstweilen das Gefecht bei Sadowa nur hinhaltend fortzusetzen, und überall sich nicht über die Bistritz hinaus zu engagiren [1]). Offenbar wollte er sich vor dem Erscheinen des Kronprinzen nicht allzutief, mit einem Hinderniß wie dem sumpfigen Bache, im Rücken, auf große Kämpfe einlassen. Jetzt aber erschien der König, und übernahm persönlich das Obercommando. Noch während seiner Fahrt war er auf die frühere Ansicht zurückgekommen, daß Benedek sich hier nicht zum ernstlichen Widerstande stellen wollte [2]); demnach galt es, ihn möglichst schnell, möglichst scharf zu fassen, ihm damit jedes Ausweichen unmöglich zu

[1]) Preußisches Generalstabswerk S. 268.

[2]) Schreiben des Königs an die Königin.

machen, und ihn für den vernichtenden Stoß des Kronprinzen an der Stelle festzuhalten: so befahl der König, die fünfte und sechste Division und das Reitercorps als Reserve zurückzustellen, sonst aber aller Orten mit der ersten Armee zum Angriff überzugehen, und sich in den Besitz der Bistritzlinie zu setzen [1]). Bestimmte Kenntniß von den Absichten des Feindes hatte der Monarch so wenig wie der Prinz; für Beide hing zuletzt Alles von der Frage ab, ob auch im schlimmsten Falle die Truppen der ersten Armee den Kampf gegen die Übermacht bis zum Eingreifen des Kronprinzen bestehen würden. Dieses Vertrauen hatte der König, und die Truppen sollten es trotz furchtbarer Verluste bestätigen.

Drüben, im österreichischen Lager, vollzogen sich indessen verhängnißvolle Vorgänge. Da Benedek die neue Schlachtformation des Heeres erst spät am Abend, und dann auch nur für den Fall eines feindlichen Angriffs, befohlen hatte, so begannen erst gegen acht Uhr Morgens die einzelnen Corps aus ihren bisherigen Biwacks den Aufmarsch in die neue Stellung. Dies hatte zur Folge, daß manche Truppentheile erst spät im Laufe des Vormittags in die ihnen angewiesenen Orte einrückten, und daß andere bereits mit dem Gegner im Kampfe standen, als die neue Weisung sie auf die Höhen zurückrief. Auch nahmen nicht alle Corpsführer Benedek's Befehl, die Höhen zu besetzen, und folglich das flache Vorland dem Feinde ohne Kampf zu überlassen, genau dem Wortlaute entsprechend. Im Gegentheil ließ General Gablenz auf der Höhe von Langenhof nur eine seiner Brigaden als Rückhalt stehen und besetzte mit den übrigen die unten an der Bistritz vorliegenden Dörfer Dohalitz, Dohalitzka

[1]) Preußisches Generalstabswerk S. 269.

und Mokrowous. Neben ihm hatte Erzherzog Ernst von seinen Truppen Tags zuvor zwei Brigaden bei Chlum und Lipa aufgestellt, dagegen die Brigade Prohaska mit der Vertheidigung der Brücke von Sadowa, und die Brigade Appiano mit der Besetzung von Benatek und dem Swiepwalde beauftragt. Beide waren, wie wir sahen, gleich zu Anfang in den Kampf mit preußischen Abtheilungen verwickelt worden: Beiden kostete es große Mühe und schweren Verlust, jetzt nach Benedek's Befehl das Gefecht abzubrechen und auf die Höhen bei Lipa zurückzugehen. Das Ärgste aber geschah auf dem rechten Flügel. Als die Grafen Festetics und Thun die ihnen zugedachte Stellung auf den flachen Hügeln hinter Nedielischt und in der Elbniederung beschauten, fanden sie, daß dieselbe von den gegenüberliegenden Höhen eingesehen und beherrscht würde, und daß diese Höhen ihnen jeden Ausblick in das fernere Vorland abschnitten: ein Mangel, dem offenbar die Aufstellung einiger Reiterschwadronen bei Horschenioweß auf der Stelle abgeholfen hätte. Dazu kam, daß die Brigade Brandenstein vom vierten Corps in der Nacht die Vorposten bis zum Swiepwalde hin gegeben, und jetzt ebenso wie Appiano sich in ein Gefecht mit Fransecky's Vortrab eingelassen hatte, bei welchem Graf Festetics sie unterstützen zu müssen glaubte. Genug, die beiden Grafen gelangten zu dem Entschlusse, trotz der Befehle des Oberfeldherrn, die ihnen elend dünkende Stellung hinter Nedielischt zu verlassen, das vierte Corps auf die Höhe von Maslowied, das zweite an den Abhang von Horschenioweß zu führen, dort Front gegen Westen zu nehmen, und sich an dem Kampfe gegen Friedrich Carl's Armee zu betheiligen. Damit war denn freilich Benedek's ganzer Schlachtplan auf den Kopf

gestellt, die Offensive gegen Friedrich Carl vor der Zeit begonnen, und dem Eingreifen des Kronprinzen Thor und Thür eröffnet.

Die unter diesen Verhältnissen sich entwickelnde Riesenschlacht ist unzählige Male in allen Sprachen Europas beschrieben und beurtheilt worden; die drei betheiligten Generalstäbe haben sie bis in die kleinsten Einzelheiten mit einer in solchen Fällen seltenen Übereinstimmung dargestellt, so daß nur bei sehr wenigen Punkten ein Zweifel über den Thatbestand des Ereignisses bleibt. Wir dürfen uns also begnügen, in kurzen Umrissen den allgemeinen Gang der großen Tragödie uns vor Augen zu führen.

Wir beginnen im Süden des Schauplatzes, mit der Thätigkeit der Elbarmee. Ihr Vormarsch über die Bistritz vollzog sich mit auffallender Langsamkeit, wofür überall die Erklärung gegeben wird, daß man nur die eine Brücke bei Nechanitz zur Benutzung gehabt, und jede Division mehrere Stunden zum Passiren dieses Defilees bedurft hätte. Bei den benachbarten Corps der ersten Armee war der Mangel an festen Brücken ebenso groß; dort aber legten die Pioniere sehr bald mehrere Pontonbrücken über das kleine Gewässer und manche Bataillone wateten ohne Zögern durch den drei bis vier Fuß tiefen Bach hindurch. Warum bei der Elbarmee weder das Eine noch das Andere geschah, ist niemals aufgeklärt worden[1]). So blieb General Schöler mit den sieben Bataillonen und zwei Batterien des Vortrabs mehrere Stunden lang allein auf dem östlichen Ufer des Baches,

[1]) Ein Bataillon des 17. Regiments durchwatete übrigens den Bach bei Nechanitz. Auch gab es eine halbe Stunde unterhalb des Ortes noch eine Brücke bei Kuntschitz. Generalstabswerk S. 279, 281.

was ihn aber nicht abhielt, mit gewohnter Frische auf die vorgeschobenen sächsischen Posten loszugehen, in zwei Colonnen, von denen abwechselnd die eine die Gegner der andern in der Flanke faßte, und damit den Rückzug derselben auf die Höhe von Oberprim entschied. Ein kecker Angriff der kleinen Schaar auf diese stark besetzte Stellung, bald nach eilf Uhr, wurde dann freilich scharf zurückgewiesen, und der sächsische Kronprinz ließ darauf seinerseits eine Brigade zum Angriff vorgehen, anfangs mit gutem Erfolge, bis man in der Flanke eines preußischen Bataillons ansichtig wurde, und dieser Bedrohung durch raschen Rückzug auf die Höhenstellung auswich. Es war darüber Mittag geworden, und Kronprinz Albert beschloß, gegen die geringe Stärke des Gegners eine größere Offensive zu eröffnen, zu deren Deckung in der Flanke er zwei Brigaden des achten österreichischen Corps heranzog. Unterdessen aber war endlich die preußische Division Canstein über die Bistritz herüber gekommen, hatte Schloß Hradek passirt und sich in einem Walde südöstlich von Oberprim aufgestellt. Jetzt brach sie, als die Sachsen ihre Angriffsbewegung gegen Schöler begannen, mit einem kräftigen Stoße gerade in die Mitte der österreichischen Aufstellung hinein und hindurch, und bewirkte damit einen solchen panischen Schrecken, daß die ganze feindliche Masse in vollständiger Auflösung zurückfloh, in blindem Rennen sich auf die sächsischen Bataillone stürzte, die sie hatte decken sollen, und diese in ihre Flucht unter großen Verlusten an Todten und Gefangenen mit sich fortriß. Canstein verfolgte, obwohl seine Reiterei und Artillerie noch zurück war, seinen Sieg, und erstürmte trotz eines hartnäckigen und blutigen Widerstandes der Sachsen das Dorf Oberprim, womit die ganze

Stellung des feindlichen linken Flügels durch Bedrohung seiner Rückzugslinie ernstlich gefährdet war.

Deutlich hatte sich bei diesen Kämpfen gezeigt, daß das österreichische Fußvolk sich von den frühern Niederlagen noch keineswegs gründlich erholt hatte, vielmehr dem achten Corps die bei Skalitz erhaltene Lection noch in allen Gliedern nachdröhnte.

Nicht so günstig für Preußen wie hier, war die Lage der Dinge in diesen Stunden bei der ersten Armee. Nachdem die Meldung eingetroffen, daß Fransecky Benatek genommen und den Angriff auf den Swiepwald begonnen habe, ging bald nach neun Uhr General Horn mit der achten Division etwas oberhalb Sadowa's über die Bistritz, drängte die Brigade Prohaska nach zähem Kampfe aus dem Dorfe hinaus und besetzte dann südlich davon am Fuße der Lipaer Höhe den Holawald, so wie das Dorf Dohalitz, wo eine Anzahl Österreicher gefangen wurde. Bald setzte sich, südlich neben ihm, die Division Herwarth in Bewegung, überschritt den Bach und verjagte den Feind aus Dohalitzka. Noch weiter flußabwärts durchwatete die Division Werder in raschem Vordringen die Bistritz, überraschte Gablenz's Vortruppen in dem Dorfe Mokrowous und trieb sie, unter Zurücklassung von Todten und Gefangenen, auf die Höhe von Langenhof zurück. Auch hier war die Überlegenheit der preußischen Infanterie unverkennbar: gegen eilf Uhr war das Bistritzthal in ihren Händen.

Jetzt aber erschien erst, ganz wie Benedek es vorbereitet hatte, der harte Kern der Aufgabe. Kaum waren die Österreicher auf die Höhen abgezogen und die Preußen allein auf dem Vorlande aufgestellt, so entwickelte sich gegen sie aus

der ganzen Linie von Langenhof bis Chlum der dichte, ununterbrochene, mörderische Granatenhagel, anfangs aus 130, dann aus 160, endlich aus mehr als 200 Feuerschlünden. Ein unaufhörlich fortrollender Donner, ein betäubendes Zischen und Sausen der Geschosse, ein stets niederprasselnder Regen von Eisenstücken, gegen die weder die Bäume des Waldes noch die Hütten der Dörfer Deckung gewährten. Die preußischen Geschütze, entweder aus der Ferne jenseits des Baches oder aus der Tiefe aufwärts gegen die gedeckten Gegner wirkend, vermochten nichts gegen die Übermacht der feindlichen Zahl und Stellung. Ein Sturm der Infanterie den völlig kahlen und offenen Abhang hinan, zur Überwältigung der feindlichen Batterien, erwies sich jedes Mal, so wie er von einzelnen Truppentheilen mit dem Muthe der Verzweiflung versucht wurde, bei den ersten Schritten als hoffnungslos: nicht ein Mann wäre lebend bis an die Mündung der österreichischen Kanonen gelangt. Zurückgehen sollte und wollte man nicht; so bestanden diese Truppen, Thüringer und Pommern, die schwerste Probe, welche männlichem Muthe auferlegt werden kann: unthätiges und wehrloses Aushalten im Angesicht des rechts und links einschlagenden Todes, ungebeugtes Ausharren der Lebenden zwischen den reihenweis zusammenbrechenden Genossen. Und so verging endlos langsam eine Stunde nach der andern den tapfern Duldern. Wir fanden uns endlich völlig abgestumpft, schreibt einer dieser Soldaten; wir zogen die Uhren und zählten die in der Minute um uns her platzenden Granaten. Als aber gegen Mittag die Brigade Kirchsberg vom dritten feindlichen Corps, von der Meinung erfüllt, diese Menschen müßten mürbe sein, von der Höhe hinabstieg, um den Holawald wieder zu nehmen, da begegnete

sie einem solchen Widerstande, daß sie nach kurzem Kampf, fast ein Drittel ihrer Mannschaft zurücklassend, in arger Zerrüttung wieder zu den schützenden Batterien hinaufflo h, und diesen die weitere Zermalmung des Gegners auf's Neue überließ. Es waren denn auch bei den Preußen die Verluste entsetzlich, und drüben im Hauptquartier die Spannung furchtbar. Noch hatte man keine Meldung von einem Erfolge der Elbarmee und keine Notiz über den Marsch der kronprinzlichen Truppen; unaufhörlich berechnete man die Entfernungen, und fand, der Kronprinz müßte schon angelangt sein; und immer wieder ließ sich keine Spur seiner Annäherung erkennen. Die Fragen drängten sich auf: soll man noch länger die Truppen in diesem Höllenfeuer sich opfern lassen? soll man sie zurücknehmen? soll man sie verstärken? Die Entscheidung fiel, wie sie bei der Gesinnung des Königs und des Prinzen Friedrich Carl fallen mußte. Der Kronprinz muß kommen und wird kommen; wir halten die Stellung jenseits der Bistritz und verstärken sie zu baldiger Offensive. Die einzige noch verfügbare Infanterie, das brandenburger Armeecorps, erhielt den Befehl, in den Holawald vorzugehen. Nur eine Reiterdivision und ein Theil der Armee-Geschütz-Reserve blieb westlich der Bistritz im Rückhalt. Es war ein Entschluß des verwegensten Muthes, die letzte Reserve in den Kampf zu werfen, während der Gegner in der Lage war, jeden Augenblick 70000 Mann frischer Truppen zur Durchbrechung des preußischen Centrums vorzuführen.

Aber auch hier zeigte sich, daß die höchste Kühnheit im Kriege die höchste Klugheit sein kann.

Unterdessen hatte, abgezweigt von der Hauptmasse des

Heeres, die Division Fransecky für sich allein einen Kampf zu bestehen, welcher durch seine heldenmüthige Ausdauer und den Umfang seiner Folgen in der neuen Kriegsgeschichte fast ohne Gleichen dasteht.

Wir sahen, wie Fransecky's Vorhut, unter General von Gordon, einige Abtheilungen der Brigade Appiano aus dem Dorfe Benatek vertrieb und dann gegen den Swiepwald vorging, wo neben zwei Bataillonen Appiano's auch einige Abtheilungen der Brigade Brandenstein vom vierten österreichischen Corps sich befanden. Man schoß sich hier eine Weile in den Gebüschen herum; indessen hatte, wie wir wissen, Appiano Befehl zum Abzug nach Chlum, ließ nur ein Bataillon bei Brandenstein zurück, und machte es dadurch den Preußen möglich, ohne große Opfer nicht bloß den Wald, sondern auch das südlich davor gelegene Dorf Tschistowes zu besetzen. Obwohl jetzt General Brandenstein seine sämmtlichen Truppen, verstärkt durch ein weiteres Jägerbataillon, in den Wald von verschiedenen Seiten hervorgehen ließ, scheiterten doch alle seine Anstrengungen an der jetzt ebenfalls auf acht Bataillone herangewachsenen Stärke des Gegners. Bei dem Kampfe zwischen den Schluchten und Abhängen des dicht bestandenen Waldes löste sich auf beiden Seiten die taktische Ordnung der Truppenverbände; jeder Officier oder Unterofficier raffte kleine Schaaren, wie sie sich fanden, zusammen; an einer Stelle drängten die Preußen, hart daneben die Österreicher vorwärts; dann erhielt plötzlich der siegesfrohe Angreifer vernichtendes Flanken- und Rückenfeuer, und bei diesem Durcheinanderwogen des Gefechts behauptete die gewandtere Taktik und die gründlichere Ausbildung der Preußen entschieden das Übergewicht. Nach einem erbitterten Streiten

eine Stunde hindurch, rettete Brandenstein nur zersplitterte Trümmer seiner Brigade aus dem Walde zurück.

Den Siegern aber brachte dieser Erfolg geringen Gewinn. Denn kaum war das feindliche Fußvolk aus dem Walde vertrieben, so brach über denselben ein Artilleriefeuer von nicht geringerer Wucht als jenes bei Sadowa herein, von den bei Maslowied aufgefahrenen Batterien, unterstützt durch die große Batterie von Chlum, im Ganzen anfangs von mehr 90, bald aber von 128 Geschützen, welchen Fransecky nur 24 entgegen zu stellen hatte. In allen Richtungen wurde der Wald von den Geschossen durchfurcht; neben den Sprengstücken schlugen zerschmetterte Äste und Stämme in die Gruppen der Vertheidiger hinein und brachten auf allen Punkten blutige Verluste. Während dieser Kanonade führte Graf Festetics gleich nach neun Uhr die übrigen drei Brigaden seines Corps nach Maslowied heran, um mit vermehrter Kraft den Angriff auf den Wald fortzusetzen; ihm selbst aber zerschmetterte ein Granatsplitter den linken Fuß, so daß der Befehl an seinen Adlatus, General von Mollinary, überging. Dieser Officier war nun vollends, unter völliger Nichtbeachtung der Benedek'schen Disposition, von dem strategischen Gedanken erfüllt, gerade hier beim Swiepwalde sei durchzudringen mit aller Macht, und dann links einschwenkend, die preußische erste Armee von der Flanke her aufzurollen. Er befahl also gegen zehn Uhr 17 Bataillonen, den Angriff auf den Wald zu erneuern, der Brigade Fleischhacker von Süden, der Brigade Poeckh von Südosten her. Fleischhacker verjagte zuerst zwei preußische Bataillone aus Tschistowes; jedoch hielt mit einem dritten General Gordon sich im westlichen Theile des Dorfes unerschütterlich, und beschäftigte hier in ununter-

brochenem Schützengefecht die doppelte Anzahl der Gegner. Mit den anderen sechs Bataillonen drang dann Fleischhacker in den südlichen Theil des Waldes ein, wo ihm nur schwache Abtheilungen des 27. und 64. Regiments gegenüberstanden; diese aber, obwohl langsam von Baum zu Baum, von Busch zu Busch zurückweichend, ergossen unermüdlich ihr verheerendes Feuer in die österreichischen Massen — bis ihnen in sehr unerwarteter Weise eine entscheidende Verstärkung zu Theil wurde. Gegen den Ostrand des Waldes war nämlich, wie erwähnt, mit neun Bataillonen die Brigade Poeckh vorgegangen, hatte die dünne preußische Postenkette durchrissen und die einzelnen Abtheilungen zu schleunigem Ausweichen nach Süd und Nord gezwungen, während Oberst Poeckh seine Massen geradeaus auf die Höhe der Kuppe führte und dann weiter bis an den westlichen Ausgang des Waldes streifen ließ. Jene nach Süden gewichenen preußischen Compagnien stießen nun sehr bald auf Fleischhacker's Heertheil, und begrüßten, schnell gefaßt, denselben aus dem Waldesdickicht heraus mit so mörderischen Salven, daß sein Vordringen völlig in Stocken kam und sehr bald in eilfertigen Rückzug umschlug. Oberst Poeckh, ohne eine Ahnung von der Niederlage seines Genossen, lebte unterdessen der erfreulichen Meinung, den hart umstrittenen Wald gewonnen zu haben: da aber traf ihn eine ungleich härtere Katastrophe. Noch hatte Fransecky, welcher persönlich im Norden des Waldes den Kampf leitete, so weit hier eine Leitung möglich war, vier unversehrte Bataillone bei Benatek, die er jetzt in den Wald hineinzog, und dazu zwei Bataillone der achten Division zur Unterstützung empfing. Während diese letzteren jetzt in den Westrand des Waldes eindrangen und Poeckh's Truppen

in der Front beschäftigten, warf Fransecky jene vier Bataillone auf die nördliche Flanke und in den Rücken des Gegners. Die Wirkung ihres Feuers war grauenvoll. Oberst Poeckh und alle Stabsofficiere fielen bis auf zwei, mit ihnen die Hälfte der Mannschaft; mit Mühe schlug der Rest sich durch, um bei Maslowied das Freie zu gewinnen.

Das vierte österreichische Corps war damit abgefunden. Aber auf's Neue begann wieder das todbringende Feuer von 120 Geschützen auf den Wald, und lebhaft drängte jetzt General von Mollinary den Grafen Thun, durch einen energischen Angriff des zweiten Corps den erschöpften Vertheidigern den Gnadenstoß zu geben. Graf Thun, der Anordnung Benedek's so wenig wie sein College eingedenk, war dazu bereit. Es war eilf Uhr vorüber: Eine Brigade, Henriquez, war an der Trotina gelassen worden; von der Brigade Thom standen vier Bataillone bei Raschitz und Horscheniowes; die drei andern, nebst den vierzehn Bataillonen der Brigaden des Generals von Saffran und des Herzogs von Württemberg, wurden 11 ½ Uhr zur Einnahme des Waldes vorgesandt, obgleich bereits wiederholter Gegenbefehl Benedek's eingetroffen, und außerdem die Nachricht gekommen war, daß von Norden her starke feindliche Colonnen im Anmarsch seien. General von Mollinary zeigte nur um so heißeren Eifer, seinen großen strategischen Plan durchzuführen.

Der Einbruch in den östlichen Waldrand hatte anfangs wieder guten Erfolg, wie es bei der Übermacht der Angreifer nicht anders sein konnte. Wieder wurde die Mitte der preußischen Aufstellung im Osten durchbrochen, wieder der größte Theil des Waldes gewonnen. Aber das am nördlichen Ausgang des Waldes gelegene Felsbastion blieb dem Gegner

unnahbar. Fransecky, welcher zwei Pferde unter dem Leibe verloren, und bald nachher nur mit Mühe der Gefahr der Gefangennahme durch österreichische Jäger entgangen war, hielt dort mit Trümmern aller seiner Abtheilungen aus. Er war ein Mann von schlankem, aber nicht hohem Wuchs, von feinen und festen Zügen, von reicher Begabung und Bildung, und von einem, man möchte sagen, fanatischen Ehr- und Pflichtgefühl. Seine Soldaten entsprachen dem Führer. Diese Altmärker und Magdeburger waren keine Hünengestalten wie die Pommern und Westphalen, aber in ihrer Gelehrigkeit, Gewandtheit und Gutwilligkeit, erhoben sie sich an diesem Tage zu der höchsten Stufe kriegerischen Heldenthums. Seit zwei Uhr Morgens waren sie im Marsche gewesen, seit acht Uhr standen sie im Kampfe, 14 Bataillone nach und nach gegen 43, und dabei in jeder Pause decimirt durch die entsetzliche Kanonade. Fransecky, richtig vermuthend, daß Friedrich Carl ihn zu unterstützen nicht vermöge, hatte gleich nach den ersten Schüssen einen Officier dem Vortrab des Gardecorps mit der Bitte um Beistand entgegengesandt; die erste Antwort lautete, man habe noch keinen Befehl zum Aufbruch; auf eine zweite Botschaft aber kam gegen eilf Uhr die Nachricht, die Garde sei im Vormarsch auf den Kanonendonner. Die Kunde: der Kronprinz kommt, flog erquickend und aufrichtend durch alle Reihen; noch aber verging mehr als eine schwere Stunde vor ihrer Verwirklichung, und immer stärker spannte die feindliche Übermacht alle Kräfte an, die kleine Schaar aus dem letzten Winkel des blutgetränkten Waldes hinaus zu werfen. Da rief Fransecky seinen Leuten zu: Kinder, hier müssen wir stehen oder sterben. Ein heller Ruf der Musketiere antwortete ihm: keine Sorge, Excellenz,

wir stehen oder sterben. Und so geschah es. Salvenfeuer, Schützengefecht, kurze Offensivstöße wiesen in raschem Wechsel die feindlichen Angriffe zurück, aber freilich mit jedem Augenblicke sank die Hoffnung auf glücklichen Ausgang. Da endlich, gegen halb ein Uhr, begannen die Vorstöße des Gegners schwächer und seltener zu werden; der Geschützkampf verstummte, eine rückgängige Bewegung der feindlichen Bataillone wurde sichtbar. Jetzt erscholl der Ruf: der Kronprinz kommt, der Kronprinz ist da; die letzte Kraft zusammenraffend, drangen die Tapfern zur Verfolgung nach. Sie erreichten den Ostrand des Waldes, und wollten weiter vorwärts stürmen, Maslowied zu nehmen: da schimmerten ihnen bereits die Helme der Garde aus dem Dorfe entgegen. Die Rettung und der Sieg waren errungen.

Noch wußten die wackern Männer nicht, wie Großes sie mit ihren schweren Opfern (über 2000 Mann von 14000) für den Gewinn der Schlacht und des Feldzugs vollbracht hatten. Daß sie ihre Stellung behauptet und dabei einer dreifachen Übermacht 2000 Gefangene und mehrere Fahnen abgenommen, war der kleinste Theil des Erfolges. Die Hauptsache war, daß sie die beiden österreichischen Corps, welche nach Benedek's Befehlen zur Deckung gegen den Kronprinzen hatten dienen sollen, auf sich gezogen, zu weiterem Kampfe beinahe unfähig gemacht, und damit dem Kronprinzen den Stoß in das Herz des Gegners ermöglicht hatten. Der österreichische Generalstab berichtet darüber[1]: von den 59 Bataillonen, welche am Schlachttage den rechten Flügel der Armee bildeten, standen 49 um Maslowied und Horschenowes vereint: davon waren nur mehr 13 Bataillons intact, weitere 8 waren, wenn auch geschwächt, doch wieder gesammelt und verwendbar; der

[1]) Österreichs Kämpfe, III, S. 303, 304.

Rest, 38 Bataillons, war theils eben im Kampfe begriffen, theils durch den frühern Kampf so geschwächt, daß auf diese Bataillons vorläufig wenig zu rechnen war; 49 Bataillons hatten die Front nach West, und es blieben zur Bewachung und Vertheidigung des 3/4 Meilen breiten Raumes Horschenowes-Trotina, durch welchen die Zugänge von Norden her in den Rücken der Armee führten, im Ganzen nur neun Bataillons (die Truppen nämlich, welche Graf Thun am Morgen zur Bewachung der Trotina zurückgelassen hatte). So war denn allerdings für den Anmarsch des Kronprinzen der breiteste Raum eröffnet.

Die nächste Frage, welche sich hier aufdrängt, ist die: hatte denn Benedek, welchem das ordnungswidrige Verfahren seiner Corpsführer doch unmöglich verborgen bleiben konnte, ganz und gar nichts zur Abhülfe gethan?

Die Antwort darauf ist einfach. Benedek kam gegen halb neun Uhr auf die Höhe von Lipa, ritt dann hinüber nach Langenhof, während bald nachher der Chef der Ingenieure, Oberst Pidoll, in athemloser Eile die Meldung von dem befehlwidrigen Verhalten des zweiten und vierten Corps nach Lipa brachte. So wurde es beinahe zehn Uhr, ehe Benedek die Nachricht empfing: auf der Stelle sandte er den Befehl hinüber nach Maslowied, die begonnene Bewegung einzustellen und auf die Hügel von Nedielischt zurückzugehen. Dies kam in Mollinary's Hände, als Poeckh und Fleischhacker bereits im Walde kämpften, und jener erklärte, ein rasches Abbrechen des durchaus siegreichen Gefechts, von dem er sich die größten Folgen verspreche, sei absolut unmöglich. Benedek dachte einen Augenblick daran, das sechste Corps aus der Reserve vorzuziehen und bei Nedielischt aufzustellen, ging aber gleich wieder davon ab, wohl nach

der Erwägung, daß seine große Offensive gegen Friedrich Carl bald ausführbar, Mollinary aber und Thun nach erfolgter Besiegung Fransecky's doppelt selbstbewußte und kräftige Gegner des Kronprinzen sein würden. Nun aber geschah, wie wir sahen, das Unerhörte. Nachdem das vierte Corps total geschlagen und zerrüttet aus dem Walde zurückgekommen war, führte Mollinary die Ordre seines Feldherrn nicht bloß nicht aus, sondern veranlaßte sogar den Grafen Thun, auch das zweite Corps in dasselbe Unheil zu verwickeln. Gleichzeitig erhielt Benedek ein Telegramm aus Josephstadt mit der Nachricht vom Anrücken eines großen preußischen Corps, und sandte sofort an die beiden widerspenstigen Generale einen neuen, gemessenen Befehl zur Umkehr nach Nedielischt. Aber auch jetzt mochten jene sich noch nicht zum Gehorsam bequemen. Mollinary ritt selbst hinüber nach Lipa zu Benedek, um seinen schönen strategischen Plan diesem persönlich vorzutragen: ein Verfahren, welches um so unverantwortlicher war, als seine siegverheißende Schilderung bei Benedek nothwendig die falsche Vorstellung von einem herrlichen Zustande der beiden Corps erwecken mußte. Jedenfalls schickte er den eigenwilligen Untergebenen mit scharfer Abweisung zurück, da das Geschützfeuer des Kronprinzen bereits von den nördlichen Höhen herüberdröhnte. Auch fand Mollinary, als er wieder bei seinen Brigaden anlangte, daß dem Grafen Thun die Lage schon unheimlich geworden, und der Abmarsch des zweiten Corps nach Nedielischt bereits begonnen war. Gerne oder ungerne mußte er sich anschließen. Für sein Verschulden hatten zunächst seine armen Truppen die Buße zu zahlen, da sie eine Stunde früher ohne Anstoß nach Nedielischt gelangt wären, jetzt aber in ihrer nördlichen

Flanke die Einwirkung des neuen Gegners immer schwerer zu empfinden hatten.

Man mag darüber streiten, ob Benedek, nachdem die Führer seines rechten Flügels ihm den Schlachtplan ruinirt hatten, richtig und rasch genug das Nöthige zur Herstellung des Schadens gethan hat. Aber unwidersprechlich scheint es, daß die erste Verantwortung für die Niederlage nicht ihn, sondern jene Generale belastet, welche an verhängnißvoller Stelle die Strategie ihres Feldherrn durch ihr Besserwissen zu Grunde richteten. Wie dem nun auch sei, so brach jetzt die Vergeltung in zermalmender Weise über sie und ihn herein.

Der preußische Kronprinz hatte den königlichen Befehl zum Vormarsch mit gesammter Macht Morgens fünf Uhr in Königinhof erhalten. Seine Truppen standen, rechts und links von dieser Stadt, auf einer beinahe drei Meilen langen Linie zerstreut. Mit Ausnahme des ersten Corps und der Avantgarden des fünften und der Garde, welche die Elbe schon Tags zuvor überschritten hatten, mußten alle übrigen erst den Fluß passiren; bei der größten Eile war es nicht erreichbar, daß sie vor acht Uhr den weitern Marsch hätten beginnen können. Dann mußten sie bis zum Schlachtfelde volle zwei, das erste Corps 2½, die Cavalleriedivision Hartmann beinahe drei Meilen zurücklegen: es mochte Mittag werden, ehe sie zu einem wirksamen Eingreifen in den Kampf gelangten. Nach der bisherigen Stellung der Heertheile ergab sich von selbst ein Vorgehen in drei Colonnen, auf der Linken, zunächst der Elbe, das sechste Armeecorps unter General von Mutius, in der Mitte die Garde, hinter welcher das fünfte Corps sich anschloß, auf der Rechten, in der Nähe der Bistritz das erste Corps, gefolgt von der Cavalleriedivision. Die

Marschdisposition des Kronprinzen war sehr einfach: als nächstes Ziel, noch eine starke Stunde vor der österreichischen Aufstellung, wies sie den Colonnen drei Dörfer an, wo die mittlere nur etwa 3000 Schritte von jeder der beiden Flügelcolonnen entfernt war; dann aber lautete der Befehl auf schleuniges Vorgehen eines Jeden, wo er den Feind am Nächsten treffe. Wir sahen schon, wie die Vorhut der Garde, unter General Alvensleben, ganz im Sinne dieser Anordnung, noch vor Empfang derselben aufgebrochen war; dagegen hatte General v. Bonin, obgleich durch Moltke zu selbständigem Handeln ausdrücklich ermächtigt, den entsprechenden Befehl des Kronprinzen abgewartet, und war in Folge dessen erst gegen zehn Uhr in Bewegung gekommen. Prachtvoll aber war überall der Eifer der Truppen. Die Leute schritten trotz strömendes Regens und aufgeweichtes Bodens so gewaltig aus, daß sie jede Erwartung ihrer Vorgesetzten weit übertrafen; mochte mancher Athemlose ohnmächtig niedersinken, mochte vor den Geschützen manches Pferd im Geschirr todt zusammenbrechen, der einzige Gedanke: vorwärts, vorwärts, trieb alle Schaaren zu immer rascherer Bewegung, je näher der Donner der kämpfenden Geschütze herüber hallte. Am Weitesten voran war links die zwölfte Division, Prondzinsky, vom sechsten Corps, und in der Mitte der Vortrab und die erste Division der Garde. Halbwegs angelangt, hatte diese den breiten und nach Norden steilen Berg von Horschenowes, den Weg verlegend, gerade vor sich, rechts neben ihm aber einen Ausblick auf das untere Bistritzthal, welcher die Ausdehnung des dortigen Kampfes erkennen ließ. Auf der Spitze des Berges sah man unter der Lindengruppe eine österreichische Batterie, welche sich bald gegen die Garde in das Feuer

setzte; die Frage war, ob man an dieser Stelle weitere Kräfte des Feindes finden würde. Vorwärts, war wieder der Ruf; die Division stieg in die trennende Einsenkung hinab, und dann eilenden Schrittes den Abhang hinauf. Im Dorfe Horschenioves traf und verjagte man zwei feindliche Bataillone; darauf fuhr die deckungslos gewordene Batterie von der Höhe schleunigst ab, und bald war die preußische Division im Besitze der Kuppe. Alvensleben führte indessen die Avantgarde etwas weiter rechts zur unmittelbaren Unterstützung Fransecky's: wir wissen, daß eine solche nicht mehr nöthig war, vielmehr sah man die nach Nedielischt zurückgerufenen Gegner in lang gestreckten Colonnen unten auf der Thalsohle gegen Osten abziehen, und brachte ihnen durch starkes Geschützfeuer und hier und da auch durch Vorstöße des Fußvolks bittere Beschädigung bei. Sie stellten sich dann nach Benedek's Verfügung auf den Hügeln auf, die sich in niedrigem Zuge von Chlum zur Elbe abflachen, gedeckt durch 64 Geschütze, welche Benedek aus der großen Reserve zur Abwehr des Kronprinzen dorthin abgab. Unterdessen besetzte die Garde das Dorf und den Rücken von Maslowied; es kam Bericht, daß binnen einer halben Stunde ihre zweite Division, und wieder eine halbe Stunde weiter das erste und das fünfte Corps zur Stelle sein würden; zugleich meldete General von Mutius, daß neben der zwölften auch die eilfte Division bereits den Geschützkampf eröffnet habe: wenn bis dahin noch ein Bedenken bestanden hätte, so wäre es jetzt in voller Siegessicherheit verschwunden; wieder also hieß es: vorwärts, und ohne Aufenthalt führte General Hiller von Gärtringen seine Division zum Sturm gegen den das Schlachtfeld beherrschenden Punkt, gegen die Höhe von Chlum.

Von fern her angesehen, konnte das Unternehmen tollkühn, oder wenn man lieber will, wahnsinnig erscheinen. Die Höhe war von der Brigade Appiano mit sechs Bataillonen und einer starken Batterie besetzt; in naher Nachbarschaft stand westlich davon im Walde vor Lipa die vollzählige Brigade Benedek, östlich aber das ganze vierte Corps mit seinen Batterien, und dazu die mächtige Geschützreihe der Armee-Reserve, deren Feuer das ganze vorliegende Thal bestrich und, wie es schien, die Annäherung jedes Feindes verhindern mußte. Indessen schlugen auch preußische Kanonenkugeln recht nachdrücklich im Dorfe Chlum ein, so daß General Appiano, aus den angegebenen Gründen von der Unmöglichkeit eines Angriffs überzeugt, nur ein Bataillon auf der Höhe zur Beobachtung zurückließ, die übrigen Truppen aber der feindlichen Artillerie nicht länger aussetzen wollte, sondern sie gedeckt hinter dem Berge weit abwärts aufstellte. Nun aber bildete die Straße von Maslowied nach Nedielischt einen tief eingeschnittenen Hohlweg, mehrere ähnliche Einsenkungen und Risse zogen sich an dem Bergabhang entlang zur Höhe hinan; dazu kamen die dichten Wolken des Geschützrauches, welchen die Regenluft hart am Boden niederhielt: genug, den preußischen Bataillonen gelang es, in jenen Hohlwegen am Osthang des Berges unbemerkt auf die halbe Höhe zu gelangen, und dort plötzlich über die nächsten Batterien und Brigaden des vierten Corps herzufallen. Da zeigte sich, wie gründlich diese Truppen durch die Kämpfe im Swiepwalde decimirt und demoralisirt waren: fast ohne Widerstand warfen sie sich in eiligem Rückzug nach Süden, gaben den größten Theil ihrer Geschütze Preis, und ließen dem Gegner den Zugang zu der Alles entscheidenden Stellung offen. In raschem An-

lauf erstieg dann die Garde binnen wenigen Minuten die letzte Höhe; Chlum wurde von allen Seiten angegriffen, das feindliche Bataillon aufgerieben oder gefangen. Und ohne Halten wurde der so überraschend gewonnene Vortheil weiter verfolgt. Ein Theil der Division warf sich auf das am Südfuße des Berges gelegene Dorf Rosberitz, und schlug hier die Hauptmasse der Brigade Appiano, so wie zwei feindliche Reiterregimenter durch mörderisches Kreuzfeuer in unordentliche, hastige Flucht. Ein anderer Theil wies zwei Versuche ab, welche die aus dem Walde von Lipa hervorbrechende Brigade Benedek zur Wiedereroberung Chlums machte, und als bald darauf auch die Avantgarde der zweiten Gardedivision anlangte, wurde zuerst der Wald und dann der Ort Lipa dem Feinde entrissen, Erzherzog Ernst zum Abzug genöthigt, und ein großer Theil der gegen die erste Armee so furchtbar wirkenden Batterien im Rücken gefaßt und genommen.

Nicht minder erhebliche Fortschritte hatte unterdessen das sechste Armeecorps gemacht. Die zwölfte Division, damals nur sechs Bataillone stark, drängte, in der Nähe der Elbe vorschreitend, die Brigade Henriquez über die Trotina südwärts nach Lochenitz zurück, welcher Ort in hartnäckigem Kampfe durch den österreichischen Nachtrab so lange vertheidigt wurde, bis die Brigade über die Brücke hinüber das linke Elbufer erreicht hatte. Etwas weiter westlich ging die eilfte Division gegen Nedielischt und die dort stehenden übrigen Brigaden des feindlichen zweiten Corps vor. Wie der österreichische Generalstab [1]) bezeugt, waren diese „nach den bisherigen Kämpfen wenig mehr in der Verfassung, einen geordneten und ausgiebigen Widerstand zu leisten". Ohne

[1]) Bd. III, S. 353.

den Stoß des preußischen Fußvolks zu erwarten, begannen sie, sobald die Kanonenkugeln der eilften Division sie trafen, den Rückzug, gedeckt durch das leichte Reitercorps des Fürsten Taxis, und ihr Führer, Graf Thun, krönte sein trauriges Tagewerk, indem er, ohne Rücksicht auf das Schicksal der übrigen Heertheile, sich beeilte, über die nächste Elbbrücke hinüber sein Corps und sich selbst in Sicherheit zu bringen.

So war der rechte Flügel der Österreicher bald nach drei Uhr Nachmittags vollständig aus einander gesprengt und damit der Rücken des Centrums auf das Empfindlichste gefährdet. Dazu kam, daß in derselben Zeit auch der linke Flügel ein ähnliches Schicksal, wenn auch nicht in ganz so unrühmlicher Weise, erlitt. Bald nachdem die Division Canstein, wie wir oben sahen, das Dorf Oberprim mit stürmender Hand genommen hatte, vollendete auch die 14. Division unter General v. Münster ihren Marsch über die Brücke von Nechanitz, und General von Herwarth befahl dann jener den Angriff auf Niederprim, dieser aber die Eroberung der beherrschenden Höhe von Problus. Der Kronprinz von Sachsen sah seinerseits, wie sehr bei seinen österreichischen Genossen durch die am Morgen erlittenen Unfälle der innere Halt gebrochen war; von Oberprim aus konnte der Gegner ihm seine Rückzugslinie verlegen, und in der Ferne bemerkte er das Zurückweichen des rechten Flügels: so beschloß er, das hoffnungslos gewordene Spiel nicht weiter fortzusetzen, sondern nur zur Deckung seines Abzugs einige sächsische Bataillone unter starker artilleristischer Unterstützung mit einer kurzen Vertheidigung der beiden bedrohten Punkte zu beauftragen. Diese wackeren Schaaren vollzogen den Befehl mit aufopferndem Muthe; die anstürmenden Rheinländer und

Westfalen aber, von gleich hingebender Tapferkeit beseelt, ließen sich durch das Feuer der feindlichen Batterien nicht aufhalten, und fast gleichzeitig wurden die beiden Dörfer genommen. Ohne jeden Aufenthalt gingen die Sieger dann weiter vorwärts und verdrängten unter einem auf beiden Seiten blutigen Gefechte den Feind auch aus dem, östlich an die Höhe von Problus stoßenden Walde von Bor und Brschiza. Zwei preußische Divisionen, 26000 Mann, hatten diese Erfolge gegen 39000 Austro-Sachsen errungen. Als sie den äußersten Rand des Waldes erreichten, standen sie im Rücken der Höhe von Langenhof, von der jetzt General Gablenz das zehnte Corps zurückzuziehen sich beeilte: nur durch einen Zwischenraum von etwa drei Viertelstunden Weges war die Spitze der Elbarmee noch von Rosberitz, der letzten Eroberung des Gardecorps, entfernt. So nahe waren die preußischen Truppen von rechts und links her zu vollständiger Umzingelung des kaiserlichen Heeres vorgedrungen.

Benedek's Lage war mithin eine verzweifelte geworden. Die erste Nachricht von dem Verluste Chlums war ihm unglaublich erschienen, da nach seinen Anordnungen eine ganze Brigade dort oben stehen sollte, und der östliche Aufgang durch das vierte, nach Mollinary's Angaben siegreiche, Corps gedeckt wäre. Er ritt selbst dem Orte zu; scharfe preußische Salven, die sein Gefolge in alle Winde jagten, überzeugten ihn rasch genug von der Richtigkeit der Meldung. Mehrere Versuche, mit den nächsten Truppentheilen die Höhe wieder zu gewinnen, blieben fruchtlos; der Feind dehnte seine Fortschritte weiter aus; es kam die Kunde von dem Verluste von Problus: der Feldzeugmeister griff zu dem letzten Mittel, zur Verwendung der großen Armee-Reserve, jetzt nicht mehr

zu einer glänzenden Offensive, sondern zur Abwehr einer das eigne Heer bedrohenden Todesnoth. Von seinem ersten Corps sandte er die Brigade Piret, um gemeinsam mit den Sachsen Problus wieder zu nehmen, und gab dem sechsten Corps unter Baron Ramming den Befehl, mit einer Brigade Rosberitz dem Feinde zu entreißen, mit den drei andern aber in directem Angriff Chlum zu erstürmen.

Eine halbe Stunde früher begonnen, hätte diese Bewegung der preußischen Sache große Gefahr bringen können. Denn bei dem unaufhaltsamen Vorandrängen hatten die Kräfte der ersten Gardedivision sich weithin zersplittert, ein Theil nach Rosberitz, die Avantgarde nach Lipa und Langenhof hin, so daß in Chlum selbst nur eine schwache Besatzung und wenige Batterien geblieben waren. Verstärkung war von allen Seiten her im Anzug, aber überall noch etwa eine halbe Meile entfernt, oder, wie ein Theil der zweiten Division, im Kampfe mit einer durch Mißverständniß bei Tschistowes stehen gebliebenen feindlichen Brigade vom vierten Corps, welche allerdings bald genug, von allen Seiten beschossen, nur unter colossalen Verlusten zu entkommen vermochte. Vergeblich aber schaute unterdessen der tapfere General Hiller von Gärtringen im Anblick der von Süden her drohenden Massen nach Unterstützung aus. Für's Erste blieb er auf den unverwüstlichen Muth seiner eignen Truppen angewiesen: erst kurze Zeit vor dem Beginn des feindlichen Angriffs erschien die Geschütz-Reserve des Gardecorps und begann, ihre Granaten in die dichten Bataillone Ramming's mit zerstörender Wirkung hinüber zu schleudern, wie schwer sie dann auch selbst durch das Feuer von 15 feindlichen Batterien bedrängt wurde.

General von Ramming hatte den Befehl zum Sturme

mit peinlicher Ungeduld erwartet, da die Stimmung seiner Truppen sich unter dem Eindruck der letzten Ereignisse mit jeder Minute unthätigen Harrens verschlechterte. Der Aufmarsch erfolgte dann mit großer Frische; sogleich aber zeigte sich der Mangel innerer Consistenz in dem damaligen österreichischen Heere. Nicht drei Brigaden, wie Benedek verfügt hatte, sondern nur eine unter General Rosenzweig wandte den unmittelbaren Angriff auf Chlum; die beiden andern, wahrscheinlich von Rosberitz her in der Flanke beschossen, stürzten sich mit der vierten auf dieses Dorf, welches dann durch eine so gewaltige Übermacht nach hartnäckigem Widerstande genommen wurde. Unterdessen stürmte Rosenzweig die Höhe hinan, erlitt harte Verluste, gelangte aber bis zu der Kirche von Chlum; und bereits glaubte Hiller den Rückzug befehlen zu müssen: da, im letzten Augenblick, erschien die Rettung. Major von Sommerfeldt, vom ersten Corps, sprengte zu dem General heran, mit der Meldung, daß die Avantgarde Bonin's in Chlum angelangt sei. Nun, rief der General in hell aufleuchtender Freude, dann wird ja Alles gut. Kaum hatte er es ausgesprochen, so traf ihn ein Granatsplitter in die Brust; so starb er, den sichern Sieg vor Augen, den schönsten Heldentod, nachdem er durch den kühnen Zug auf Chlum noch mehr für sein Vaterland geleistet hatte, als einst bei Waterloo sein ebenso heldenmüthiger Vater durch die Erstürmung von Planchenoit.

Vier und bald sechs ostpreußische Bataillone warfen sich jetzt auf Rosenzweig's Front, während aus Lipa herbei eilende Gardetruppen die Österreicher auf der einen Seite beschossen, und auf der andern die Division Zastrow die Hügel hinter Nedielischt besetzte, und von dort den Gegner unter ihr Feuer nahm. Rosenzweig mußte zurück, unter gänzlicher Zertrümmerung

seiner Brigade. Vergeblich zog jetzt Ramming aus den rauchenden Trümmern von Rosberitz heraus, was von seinen drei andern Brigaden noch kampffähig war, um den Versuch gegen Chlum zu erneuern; das Ergebniß war dasselbe: eiliges Vorgehen mit bereits unsicherem Vertrauen, dann feindliches Schnellfeuer von allen Seiten, und bald haltloses Zurückstürzen und völlige Lösung aller taktischen Bande. Eine wirre Menschenmasse, die einst das sechste Corps gewesen, flüchtete nach Königgrätz zurück, um das arme Leben aus der tödtlichen Umklammerung zu erretten. In diesem Augenblicke meinte der Führer des ersten österreichischen Corps, Graf Gondrecourt, eine letzte Anstrengung wagen zu sollen. Nach der Entsendung Piret's hatte er noch vier, freilich bei Gitschin stark erschütterte, Brigaden, welcher sich als fünfte die eben aus Langenhof weichende Brigade Knebel vom zehnten Corps aus freiem Entschlusse zugesellte, im Ganzen eine Masse von mehr als 20000 Mann. In unbegreiflicher Verblendung ließ er sie in Bataillons- und Halb-Bataillons-Massen vorgehen, in deren dichten Reihen kein feindliches Geschoß sein Ziel verfehlte. Unterdessen war die Artillerie des ersten preußischen Corps neben den Garde-Batterien auf der Höhe aufgefahren; Abtheilungen der zweiten Garde-Division erschienen von Lipa her in der linken, eine Brigade des sechsten Corps in der rechten Flanke der Österreicher: so wurden diese von einem solchen Kugelhagel überschüttet, daß nach einem Kampfe von 20 Minuten sich Alles in die wildeste Flucht warf. Unmittelbar darauf nahmen die Ostpreußen Rosberitz wieder ein. Graf Gondrecourt hatte in dieser verhängnißvollen Viertelstunde von 20000 Mann, 279 Officiere, 10000 Mann und 23 Geschütze eingebüßt.

Nicht glücklicher endlich war der Angriff der Brigade Piret auf Problus, unter kräftiger Unterstützung der Sachsen und schwacher Beihülfe des österreichischen achten Corps, verlaufen. Das Dorf wurde im ersten Anlauf erreicht, sogleich aber an die von allen Seiten hereinbrechenden Compagniecolonnen und Schützenschwärme der Rheinländer und Westfalen unter entsetzlichen Verlusten wieder verloren. Gleichzeitig kam auch die 16. Division Etzel über die Brücke von Nechanitz hinüber, und wurde durch General Herwarth in die Richtung auf Pardubitz gesetzt, um hier dem Feinde den letzten Ausweg zu verlegen.

Der Ausgang war entschieden auf allen Seiten, und die größte Schlacht des Jahrhunderts für Preußen gewonnen. Gleich nachdem die Garde die Höhen von Lipa und Langenhof erobert hatte, befahl König Wilhelm allgemeines Vorgehen auch der ersten Armee, und insbesondere die Verfolgung des weichenden Gegners durch die bis dahin unthätige Reiterei. Dieser warfen sich dann, zwischen Langenhof und Stresetitz, die schweren Reserve-Divisionen der österreichischen Cavallerie in den Weg: es kam zu einem Reiterkampf von so colossalem Umfang, wie die neuere Kriegsgeschichte wenige seines Gleichen kennt. Es erscheint hier einer der wenigen Punkte, wo die beiderseitigen Berichte sich schroff widersprechen: jede der beiden Parteien erkennt die Tapferkeit der andern an, behauptet aber für die einzelnen Gefechte die Überlegenheit ihrer Reiter. Zu einem sichern Urtheil ist darüber um so weniger zu gelangen, als der Kampf kein planmäßig geordnetes Ganzes bildete, sondern jedes Regiment, und mehrmals einzelne Schwadronen, losbrachen, wo sie einen Gegner erblickten, die Streitenden unter einander geriethen, neue Schaaren das sich

hin und her wälzende Getümmel vergrößerten. Thatsache ist, daß schließlich die österreichische Reiterei unter bedeutenden Verlusten in wilder Flucht davon eilte, die bisher von ihr gedeckte Infanterie einholte, sie in tollem Laufe an mehreren Stellen niederritt oder auseinander sprengte, und die allgemeine Auflösung dadurch erheblich vergrößerte. Österreichische Berichte erläutern dies durch die Bemerkung, nicht die preußische Reiterei habe das Unheil bewirkt, sondern das verheerende Feuer, welches die auf allen Seiten vordringende Infanterie und Artillerie des Gegners über die kaiserlichen Schwadronen ergossen habe: letzteres Factum wird natürlich preußischer Seits nicht bestritten. Eine weitere Thatsache ist, daß die preußische Reiterei nach dem Entweichen der österreichischen sich an der weitern Verfolgung nicht mehr betheiligte: dies aber war keineswegs die Folge eines vorausgegangenen Unterliegens, sondern der Nothwendigkeit, die weit auseinander gekommenen Schaaren vor weiterm Vorgehen zu sammeln und zu ordnen; und ehe dies bewirkt werden konnte, erging die allgemeine Ordre des Königs, überhaupt jede Verfolgung einzustellen. Den letzten Widerstand leistete mit todesmuthiger Aufopferung die österreichische Artillerie, die sich überhaupt an diesem Tage mit Ruhm bedeckte, und die schwersten Verluste willig auf sich nahm, um den Abzug der fliehenden Waffenbrüder möglichst lange zu beschützen. Indessen, auch ihr Opfermuth vermochte die von drei Seiten her andringenden Fortschritte des Gegners nicht lange mehr aufzuhalten. Gegen sechs Uhr Abends begegneten sich auf der das Schlachtfeld durchschneidenden Heerstraße, nicht weit von Königgrätz, die Abtheilungen der schlesischen und der Elbarmee; bald nachher trafen hier auch einzelne Schaaren der vordringenden Truppen

Friedrich Carl's ein. König Wilhelm durchritt die weite Walstatt, überall von seinen Soldaten mit begeistertem Zuruf begrüßt; er gerieth einmal in das Granatfeuer einer feindlichen Batterie, aus dem ihn, wie er seiner Gemahlin schrieb, Bismarck ernstlich entfernte. Der Anblick des Schlachtfeldes bekundete unverkennbar die Niederlage der feindlichen Armee: die traurige Masse der Todten und Verwundeten, die endlosen Züge der Gefangenen, die Haufen der weggeworfenen Waffen und Rüstungsstücke, Alles zeigte das Bild einer jähen, schreckenvollen Flucht. Ew. Majestät, sagte Moltke zum Könige, haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen. Die Streitfrage, sagte Bismarck darauf, ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen. Was im Augenblicke zu thun, erschien übrigens einem großen Theile der einflußreichen Generale noch sehr zweifelhaft. Die weite Ausdehnung des Schlachtfeldes machte einen vollständigen und raschen Überblick unmöglich. In der langen, peinlichen Spannung des Vormittags hatte sich die Ansicht festgesetzt, die schlesische Armee sei trotz aller Anstrengung doch zu spät gekommen; freilich hätten einzelne österreichische Abtheilungen schwer gelitten, im Ganzen aber hätte das Erscheinen der zweiten Armee nur die Wirkung gehabt, daß Benedek den Kampf abgebrochen und seine Truppen über die Elbe zurückgeführt habe. Unter solchen Voraussetzungen konnte es bedenklich erscheinen, einzelne Abtheilungen ihm über den Strom folgen zu lassen, und so erging um halb sieben Uhr der Befehl, morgen solle geruht werden, und nur General Herwarth die Verfolgung gegen Pardubitz fortsetzen. Darin lag selbstverständlich das Verbot jeder weitern Beunruhigung des Feindes am heutigen

Abend. Es gereichte vielen Tausenden der besiegten Armee zum Heile, welche in maaßloser Bedrängniß und Verwirrung entweder bei Königgrätz oder bis Pardubitz hinab über die Elbe zu entkommen suchten, und zum Theil erst gegen Mitternacht über den schirmenden Fluß hinüber gelangten. Die Möglichkeit, den preußischen Sieg durch rasches Nachsetzen im Style von Waterloo auszubeuten, und vielleicht bis zu gänzlicher Zersprengung der Nordarmee zu vervollständigen, wird sich jetzt nicht mehr bestreiten lassen. Denn ein ansehnlicher Theil der preußischen Truppen hatte an dem Tage keinen Schuß gethan, keinen Streich geführt, keinen Verlust erlitten, das ganze fünfte Corps, sechzehn Bataillone des ersten, die Reiterdivision Hartmann, die meisten Bataillone der Division Etzel [1]), ungefähr die Hälfte des dritten Armeecorps, zehn Bataillone der zweiten Garde-Division, zusammen ungefähr 70000 Mann. Fast alle diese Abtheilungen standen wohlgeordnet und geschlossen zu weiterer Thätigkeit bereit; sie waren allerdings seit zwölf, einige seit fünfzehn Stunden in Bewegung; die große Mehrzahl hatte aber doch nur einen Marsch von zwei Meilen zurückgelegt; sie hätten, wenn nicht sofort (wozu Steinmetz bereits eine Vorhut formirte), so doch jedenfalls mit dem Morgengrauen des 4. Juli die Verfolgung beginnen können. An diesem Tage hätten sie fünf feindliche Corps und die Hälfte der Cavallerie in völliger Auflösung, alle übrigen aber schwer beschädigt und erschüttert angetroffen. Nach österreichischem Zeugniß hätte es dann keine Rettung für die Nordarmee mehr gegeben.

Jedoch, sei dem wie es wolle, der erreichte Erfolg war unvergleichlich. Nach Abzug der vorher genannten Heer-

[1]) Sie hatte am Abend 150 Mann an Todten und Verwundeten.

theile hatten fünf preußische Armeecorps acht feindliche in beinahe vernichtender Weise geschlagen. Die Straße nach Wien lag schutzlos dem Sieger offen. Ich habe, soll Benedek ausgerufen haben, Alles verloren, nur leider das Leben nicht. In der That waren die Einbußen seines Heeres ganz außerordentlich: 5600 Todte, 7600 Verwundete, 9300 verwundet Gefangene, 12800 unverwundet Gefangene, im Ganzen 41400 Mann. Dazu der sächsische Verlust von 1500 Mann gerechnet, ergibt die schreckenvolle Summe von beinahe 43000 Mann. An Material waren über 6000 Pferde, 187 Geschütze und 641 sonstige Fahrzeuge verloren gegangen. Die frühern Gefechte hatten, wie wir uns erinnern, den Austro-Sachsen 32000 Mann gekostet; in einer einzigen Kriegswoche war mithin mehr als ein Viertel der mit so hohem Stolze ausgezogenen Nordarmee zu Grunde gegangen.

Preußen hatte den Sieg von Königgrätz ebenfalls mit kostbarem Preise bezahlt. Die erste Armee hatte 1065 Todte und etwas über 4000 Verwundete (davon mehr als die Hälfte die Division Fransecky), die Elbarmee 328 Todte und 1200 Verwundete, die zweite Armee 500 Todte und 1550 Verwundete (davon über 1000 die erste Garde-Division), Gesammtverlust also etwas über 9000 Mann.

Als der König am späten Abend in Sadowa am Lazareth der Johanniter vorüber kam, sagte er in tiefer Bewegung: da ist die Kehrseite des Glücks, doch sie bluten nicht umsonst, sondern zur Verherrlichung des Vaterlandes.

Am folgenden Morgen flog die große Kunde durch Europa. Der Eindruck war überall ungeheuer, dieser beispiellose Triumph einer Armee, deren größter Theil seit fünfzig Jahren nicht im Feuer gewesen, einer Armee, wie die ver-

schiedenen Parteien hundert Male erklärt hatten, von Paradesoldaten, von Milizen, von unbärtigen Knaben! In Preußen erfüllte eine erquickende Genugthuung die Herzen der überwältigenden Mehrheit im Volke; der langjährige Hader, der gerade in Folge der Schöpfung dieser Armee aufgeflammt war, wurde durch die bewundernswerthe Leistung derselben ausgelöscht: mochte sie entstanden sein, wie sie wollte, sie hatte sich jetzt als festen Schirm und stolzen Schmuck des Vaterlandes erwiesen. Die eifrigen Fortschrittsmänner im Osten waren betreten über die Zukunft ihres Verfassungsstreits; die großdeutschen Ultramontanen am Rhein waren erfüllt von schmerzlichem Groll über die Niederlage des katholischen Kaisers: aber weder die Einen noch die Andern vermochten den Strom der allgemeinen freudigen Begeisterung zu trüben oder abzulenken. Die süddeutsche Bevölkerung empfand, wie sich versteht, nicht gerade Freude über den Triumph des auch von ihr bekriegten Staats; dennoch aber milderte sich die Feindseligkeit der Stimmung, aus dem einfachen Grunde, daß es unmöglich war, dem bisher ihnen so widerwärtigen Gegner ferner ihre Achtung zu versagen.

Während in Preußen der Sieg die Bevölkerung mit dem patriotischen Aufschwung auch zur politischen Eintracht hinüberlenkte, brach in Österreich an hundert Stellen jetzt der Zorn über die Mißregierung des Ministeriums Belcredi durch alle Schranken hindurch. In Wien wollte das Volk von einer abfälligen Kritik Benedek's nichts wissen; es betrachtete vielmehr ihn wie sich selbst als das unglückliche Opfer eines abscheulichen Regierungssystems, und beinahe mit pessimistischer Freude wurden die Folgen der Niederlage für dieses System erörtert. Ermuthigende Manifeste des Kaisers hatten nur

geringe Wirkung; vollends ein Aufruf an die Ungarn, wie einst unter Maria Theresia durch eine große Insurrection die fremden Bedränger abzuwehren, brachte nicht einen einzigen Bezirk unter die Waffen.

Geradezu niederschmetternd wirkte, nach all jenen schönen Hoffnungen des Juni, die Nachricht von Königgrätz auf den Vatican. Die Welt bricht zusammen, soll Cardinal Antonelli ausgerufen haben, derselbe Antonelli, der kurz zuvor auf die Frage eines englischen Staatsmanns, wie seine Regierung die irischen Katholiken beruhigen könnte, geantwortet hatte: sehr einfach, durch Einführung des preußischen Kirchenrechts. Aber was nützte im Vatican der preußischen Regierung die der Hierarchie überreich gewährte Kirchenfreiheit, jetzt, nachdem die preußischen Waffen die Aussicht auf die Zertrümmerung Italiens und die Herstellung des Kirchenstaats vernichtet hatten? Fortan befand sich Preußen in den Augen des Vaticans im Stande der unverzeihlichen Todsünde, in gleicher Verdammniß mit seinem Genossen, dem subalpinischen Räuberfürsten.

Dafür ging durch das übrige Italien ein einmüthiger Jubelruf, welcher lauter beinahe als in Preußen selbst erscholl. Man fühlte sich nach der eigenen Demüthigung von Custozza allerdings nicht frei von einem stillen Neide: aber mit Bestimmtheit kann es gesagt werden, daß dies Gefühl in der Armee und im Volke der Freude, Dankbarkeit und Bewunderung nicht den geringsten Eintrag that. Einem solchen Alliirten fühlte man sich unauflöslich verbunden.

Zunächst sollte dies Kaiser Napoleon und Frankreichs gewundene Politik erfahren.

Neunzehntes Buch.

Unterhandlungen und Kämpfe.

1. Capitel.

Französische Vermittlung.

In Paris war die Aufregung, welche Königgrätz hervorrief, grenzenlos. Zunächst bäumte sich der Stolz der Armee hoch auf. Neben einem Siege wie diesem, traten Magenta und Solferino, traten alle militärischen Leistungen Frankreichs seit 1815 in den Schatten; dies wirkte wie eine persönliche Beleidigung durch preußische Hand, und vom ersten Tage an ging der Ruf nach Rache für Sadowa durch die Reihen des französischen Officiercorps. Nicht viel anders zeigte sich die Stimmung bei der übrigen Bevölkerung. Wir wissen, wie wenig beliebt Preußen bei ihr war, wie die kirchlich Gesinnten den Alliirten Italiens, die Finanzmänner und Industriellen den Störer der Ruhe Europas, die radicalen Parteien die innere Politik Bismarck's verurtheilten: all dieser Ärger war jetzt verschlungen in dem einen widerwärtigen Gefühl, daß sich plötzlich an Frankreichs Grenzen eine Macht erhoben habe, der französischen ebenbürtig, wenn nicht überlegen, und zwar auf jenem deutschen Boden, welcher seit zweihundert Jahren für Frankreich der stets offene und bequeme Kriegsschauplatz zur Befestigung seiner europäischen Hegemonie ge-

wesen. Wenn Deutschland einig und stark würde, so wäre diese Hegemonie, die man erst vor Kurzem, nach dem Krimkriege, so siegesfroh genossen, in der Wurzel getroffen: Frankreich müßte sich bequemen, als Gleicher unter Gleichen zu leben — ein unerträglicher Gedanke!

Mit welcher Spannung Kaiser Napoleon den böhmischen Ereignissen folgte, bedarf keiner Schilderung. Die geheime Verbindung mit Österreich, in die ihn nach seinem Verdrusse über Preußens Zurückhaltung und Italiens Eigenwillen Drouyn de Lhuys und Gramont hineingedrängt hatten, war, wie wir wissen, auf Grund der Annahme einer sichern militärischen Überlegenheit der Österreicher geschlossen worden. So hatten ihm bereits die ersten Siege des Kronprinzen schwere Bedenken erregt. Er begann, unsicher zu werden: indessen erwartete er nach jener Wiener Depesche vom 1. Juli die baldige Nachricht über einen großen Entscheidungskampf, welcher den Angelegenheiten hoffentlich eine günstigere Wendung geben würde. Als ihm Graf Goltz in einer Audienz am 3. Juli ausführte, wie sehr die Ereignisse das politische Programm Preußens und die Unfähigkeit Österreichs zur Führung Deutschlands erwiesen hätten; als der Gesandte dann die Hoffnung auf baldige Nachgiebigkeit Österreichs aussprach, wenn es nicht gänzlicher Auflösung anheimfallen sollte: da erwiderte ihm der Kaiser mit großem Ernste, sein dringender Wunsch sei, daß Österreich nicht in seiner Existenz bedroht werde; denn daraus müßte sich eine Lücke im Staatensysteme Europas ergeben, die sich ohne einen allgemeinen Brand nicht ausfüllen ließe; Rußland würde sich widersetzen und auch Frankreich schwerlich ruhig bleiben können. Er hoffe also auf Preußens Mäßigung, in der es sich mit der Consolidirung

seiner berechtigten Machtstellung begnügen werde — und, setzte er hinzu, die großen preußischen Erfolge wären doch ohne meine Neutralität nicht möglich gewesen. Goltz stellte dies nicht in Abrede.

Am folgenden Tage erschien dann die Nachricht von Benedek's vollständiger Niederlage bei Königgrätz, und noch spät am Abend trat Fürst Metternich bei dem Kaiser mit der Meldung ein, daß Österreich die verheißene Abtretung Venetiens hiemit vollziehe, die französische Vermittlung bei Italien anrufe, und dem Fürsten unbeschränkte Vollmacht zur Unterhandlung darüber gegeben habe. Dies entsprach freilich dem Buchstaben des Wiener Vertrags, aber wie gründlich hatte sich der Sinn desselben in sein Gegentheil verkehrt! Die Meinung war gewesen, daß Österreich für Venetien sich mit Schlesien entschädigen wolle; dann würde Napoleon dem besiegten Preußen seinen großmüthigen Schutz unter mäßiger Berechnung der Kosten anbieten. Hienach war es bisher dem Kaiser möglich geblieben, trotz der Wiener Abreden den König Wilhelm seiner wohlwollenden Neutralität zu versichern. Was jetzt aber Österreich begehrte, machte dieser neutralen Stellung ein Ende von Grund aus. Für die Überlieferung Venetiens sollte der Kaiser Italien sofortige Waffenruhe gebieten, damit die österreichische Südarmee zum Kampfe gegen Preußen verfügbar werde: dies bedeutete für Napoleon unverhüllte, active Theilnahme am Kriege, als Österreichs Bundesgenosse. Wir dürfen annehmen, daß in diesem Augenblick streitende Gefühle die Brust des Kaisers erfüllten. In einer Anwandlung momentanen Ärgers war er auf Österreichs Seite getreten, in der Meinung, damit ohne eignen Kampf die Dinge nach seinem Sinne leiten zu können. Jetzt aber

sah er sich eben hier dicht am Rande der Gefahr, selbst in einen großen Krieg verwickelt zu werden, und wozu? um das Werk seines Lebens, die Freiheit Italiens, niederreißen zu helfen, um einen Fetzen rheinischen Landes zu gewinnen, dessen Erwerb ihm selbst gleichgültig, auf den er nur unter dem Drucke einer ihm widerwärtigen öffentlichen Meinung ausgegangen war. Immer aber hielt diese öffentliche Meinung ihn unerbittlich fest; seit Sadowa war ihre Eifersucht gegen Preußen doppelt gereizt; eine einfache Ablehnung des österreichischen Anerbietens war für den Kaiser unmöglich. So kam er auf den Gedanken eines Mittelwegs, auf dem er, wenn auch wesentlich im Sinne des Wiener Vertrags vorgehend, doch wenigstens den Schein der Neutralität noch für eine Weile bewahren, und zugleich dem Selbstbewußtsein des französischen Volkes eine momentane Befriedigung gewähren konnte. Er beschloß, gestützt auf die Abtretung Venetiens, seine Friedensvermittlung nicht bloß der italienischen, sondern auch der preußischen Regierung anzutragen, und damit die hohe Stellung des anerkannten Schiedsrichters Europas zu ergreifen. Es war dies freilich nicht, was Österreich wünschte: indessen war man in Wien nicht mehr in der Lage, Paris gegenüber einen eignen Willen zu haben; Metternich und bald nachher auch Mensdorff gaben ihre Zustimmung. Darauf brachte der „Moniteur“ am 5. Juli Morgens eine, wie es heißt, von Napoleon selbst verfaßte Note, welche der erstaunten Welt die wichtige Nachricht verkündete, daß Österreich, eingehend auf die in Napoleon's Brief vom 11. Juni entwickelten Gedanken, Venetien dem Kaiser der Franzosen abgetreten, und dessen Vermittlung bei den kriegführenden Mächten beantragt habe; der Kaiser habe dies bewilligt, und

die erforderlichen Schritte zur Herbeiführung zunächst eines Waffenstillstandes bei den Königen von Preußen und Italien gethan.

Die Wirkung dieses Artikels in Paris war ganz die von dem Kaiser gewünschte, eine starke Aufwallung patriotischen Stolzes, Flaggenschmuck bei Tage, glänzende Beleuchtung am Abend. Die Pariser wußten nicht viel von den geheimen Plänen des 12. Juni, welche Königgrätz zerschmettert hatte: sie sahen nur, wie ihr Kaiser aufgerufen war, den stürmenden Wogen Stille zu gebieten, wie er sich erhob, die Geschicke Europas im Sinne Frankreichs zu reglen; sie meinten, es wieder einmal vor Augen zu haben, daß die Ordnung Europas von Frankreichs Entscheidung abhänge. „Wenn Frankreich befriedigt wird, ist Europa ruhig."

Das Alles schien denn äußerst erfreulich und erhebend. Indessen erlebte der hohe Träger dieser stolzen Rolle beim ersten Schritte, daß er ein vielfach sorgenvolles Amt übernommen hatte. Noch am Abend des 4. Juli hatte er auf den folgenden Tag seinen Staatsminister Rouher und den Minister des Äußern nach St. Cloud zu einer Besprechung der weiteren Maaßregeln berufen, an welcher die Kaiserin Eugenie Theil nahm. Telegramme an die beiden Könige, betreffend Friedensvermittlung und Waffenstillstand, gingen bereits in der Nacht ab; die Depesche an Victor Emanuel nahm wie die Moniteur-Note auf den kaiserlichen Brief vom 11. Juni Bezug; in dem Schreiben an König Wilhelm ließ man das Citat aus einer gewissen Höflichkeit weg; da die Moniteur-Note es erwähnte, war ja schon dadurch dem preußischen Hauptquartier die Tendenz der Vermittlung bekannt. Drouyn de Lhuys war durchaus der

Meinung, trotz Königgrätz an der Durchführung des im Juni beschlossenen Systems festzuhalten; daß Preußen sich dagegen sträuben würde, war auch ihm unzweifelhaft, um so entschiedener aber gedachte er, die französische Vermittlung nicht bloß anzubieten, sondern aufzuerlegen, und beantragte demnach Zusammenberufung der Kammern, Anleihe einer Milliarde, Aufstellung einer Armee von 100000 Mann an der Ostgrenze, Anzeige an den König Wilhelm, daß Frankreich das linke Rheinufer besetzen müsse, wenn Preußen sich nicht gemäßigt zeige oder Annexionen vollziehe, welche das europäische Gleichgewicht störten. Übrigens sei das durchaus ungefährlich, führte er aus, da Preußen, jetzt noch vollauf mit Österreich beschäftigt, ohne verfügbare Truppen zum Schutze des Rheinlandes, sich beeilen würde, Frankreichs Forderungen zu erfüllen.

Die Kaiserin Eugenie stimmte den Erörterungen des Ministers zu, Rouher schwieg, Napoleon sprach seine Billigung aus. Da eröffnete sich plötzlich die Thüre und der Minister des Innern, Marquis Lavalette, der alte Gegner Drouyn's, trat, obwohl nicht geladen, in den Saal. Napoleon, der ihn wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit besonders schätzte, hieß ihn willkommen, und unterrichtete ihn von dem Gegenstande der Verhandlung. „Aber, rief Lavalette, das steht ja in offenem Widerspruch mit der Stellung eines Vermittlers, welche der Kaiser so eben übernommen hat. Ein Vermittler befiehlt nicht und droht nicht, sondern gleicht die Ansprüche aus und beschwichtigt die Leidenschaften. Nun ist unter der Leitung des Kaisers das Bündniß Italiens mit Preußen zu Stande gekommen: kann der Kaiser heute Victor Emanuel auffordern, seine Ehrenpflicht zu verletzen, und das

Bündniß zu brechen, dessen Abschluß Er selbst ihm angerathen hat? Wie, wenn der König dann diese Rathschläge der Öffentlichkeit Europas übergäbe?" Drouyn de Lhuys, seiner Sache gewiß, entgegnete keine Sylbe; auch Napoleon trat auf Lavalette's Erörterung nicht ein, sondern entfernte sich mit Drouyn und seiner Gemahlin in ein Nebenzimmer. Nach geraumer Zeit erschienen sie wieder, und Napoleon erklärte dem Marquis, in Folge gründlicher Erwägung glaube er doch, bei den Anträgen Drouyn's beharren zu sollen. Lavalette antwortete darauf mit der Bitte, dem Kaiser eine Interpellation vorlegen zu dürfen, und stellte dann so scharf und bestimmt wie möglich die Frage: haben Ew. Majestät die Mittel, eine Politik durchführen zu können, welche unfehlbar einen verderblichen Krieg mit Preußen und Italien entzünden muß? Und dann führte er aus, daß die französische Armee zu einem solchen Kriege nicht gerüstet sei, daß es in jeder Beziehung am Nöthigen fehle, daß die Soldaten bei aller Tapferkeit einen tiefen Eindruck von der niederschmetternden Gewalt der Zündnadel erhalten hätten. Nach einigem peinlichen Hin- und Herreden gab Napoleon zu, daß zu einem großen Kriege die Armee in diesem Augenblicke noch nicht bereit sei. Sofort drang dann Lavalette auf Drouyn de Lhuys mit der Frage ein, wie er es verantworten könne, ohne Sicherheit über die Mittel, eine so gefährliche Politik anzurathen; als dieser in seinem Schweigen beharrte, schloß der Kaiser ohne eine bestimmte Äußerung die Sitzung[1]).

[1]) Dies ist Lavalette's Erzählung des Herganges, wiederholt bei Rothan, affaire du Luxembourg, p. 43; sie erscheint mir plausibler als die Darstellung in Maupas' Memoiren, wonach Rouher es gewesen, der mit jenen Argumenten Drouyn de Lhuys bekämpft hätte. Keine der mir bekannten sonstigen Versionen geht auf die Aussage

Noch hatte Lavalette nicht vollständig gesiegt, aber ohne Frucht war seine Erinnerung an die frühern Bestrebungen Napoleon's und an die Gefahr eines großen Krieges bei Drouyn's Politik nicht geblieben. Der Kaiser mochte die Anträge Drouyn's noch nicht verwerfen, aber er kam zu dem freilich nahe liegenden Gedanken, vor ihrer Vollziehung erst die Antwort der beiden Könige auf das Anerbieten seiner Vermittlung abzuwarten. Fiel sie günstig aus, so brauchte man sich nicht zu erhitzen; im entgegengesetzten Fall schien immer noch Zeit zu energischen Maaßregeln. Der Befehl, die Einberufung der Kammern im Moniteur zu veröffentlichen, wurde also zurückgenommen, und einstweilen keine Vorbereitung zur Mobilisirung eines Heertheils getroffen. Immer hatte schon diese erste Verhandlung gewichtige Bedenken auf jeder Seite des eingeschlagenen Weges gezeigt, und es dauerte nicht lange, so häuften sich die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten in geradezu drohender Weise.

Die erste Folge des so stolz ergriffenen Schiedsrichterthums war die vollständige Isolirung Frankreichs in Europa.

In Petersburg hatte Kaiser Alexander den Ausbruch des Krieges lebhaft bedauert. Er war verschwägert mit Württemberg und Darmstadt; Bismarck's deutscher Reformplan schien ihm weder dem russischen noch dem conservativen Interesse zu entsprechen, und Fürst Gortschakoff, welcher seit der Durchkreuzung seiner polnischen Entwürfe dem preußischen Minister eine stille, aber aufrichtige Abneigung widmete, be-

eines Betheiligten zurück. Hansen hat seine abweichende Version nicht, wie Rothan meint, von Chaudordy, sondern von einem ungenannten Freunde erhalten. Eine darauf gegründete Darstellung des Herzogs von Broglie hat Prinz Napoleon öffentlich dementirt.

tonte nachdrücklich, daß die deutsche Bundesverfassung als Theil der Wiener Congreßacte von 1815 nicht ohne Zustimmung der Mächte verändert werden könnte. Auch in England waren die stets deutschfeindlichen Minister Gladstone und Clarendon derselben Meinung, und Gortschakoff ersuchte darauf Herrn Drouyn de Lhuys, gemeinsam mit Lord Clarendon eine kurze und deutliche Note, betreffend die Unauflösbarkeit des deutschen Bundes, zu entwerfen, und sie dann im Namen der drei Großmächte an die preußische Regierung gelangen zu lassen. Man kann sich denken, wie sympathisch Drouyn de Lhuys einen solchen Vorschlag aufnahm. In diesem Augenblick aber erfolgte, was wir vorher erzählt haben, und offenbar war mit der von Napoleon jetzt übernommenen Vermittlerrolle das von Gortschakoff angeregte Verfahren unverträglich. Der Eindruck des einseitigen Vorgehens Napoleon's war der übelste in London wie in Petersburg; beide Höfe beschlossen, fortan eine abwartende Haltung zu beobachten, und lehnten alle Aufforderungen Napoleon's ab, seine Einwirkung auf das preußische Hauptquartier zu unterstützen. Es kam dazu, daß gerade jetzt in England ein Ministerwechsel eintrat, und das neue torystische Cabinet die preußische Politik, wenn nicht zu fördern, doch sicher nicht zu bekämpfen gedachte. Auch die öffentliche Meinung in England, früher durchaus österreichisch, war durch die mächtigen Erfolge der preußischen Waffen stark beeinflußt worden, und der neueste Schritt des Wiener Hofes konnte diese Wendung nur verstärken. Eine solche Demüthigung, sagten die „Times“, sich unter französischem Schutz zu verkriechen, ist unerhört in der Geschichte eines großen Reiches. Und wie hier auf neutralem Boden, war die Wirkung auf dem bisher feindlichen des deutschen Südens.

Einen sehr erheblichen Beitrag zu dem dortigen Zorne gegen Bismarck hatte die Verläumdung geliefert, daß er gegen Österreich mit Napoleon unter einer Decke auf Kosten deutschen Grenzlandes spiele: jetzt erblickte das Volk plötzlich umgekehrt Österreich sich an Frankreich anklammernd, und Napoleon, gewiß nicht uneigennützig, gegen den preußischen Siegeslauf einschreitend. Das ganze frühere Mißtrauen gegen Berlin warf sich gewaltsam gegen Wien herum; lebhaft begehrte man raschen Friedensschluß mit Preußen, und kräftiges Zusammenstehen gegen die Einmischung des Auslandes. Vollends aber in Berlin und bald in ganz Preußen war die Erregung des nationalen Sinnes ebenso begeistert wie der freudige Stolz auf die Heldenthaten des Heeres. Keinen faulen Frieden! keinen französischen Frieden! das war der einstimmige Ruf, der bei dem Anblick der Moniteur-Note in Millionen Herzen widerhallte.

Unter diesen Verhältnissen empfing König Wilhelm im Hauptquartier zu Horschitz das telegraphische Schreiben Napoleon's. Gewöhnlich brauchte jedes Telegramm von und nach dem Hauptquartier 40 bis 48 Stunden, da die tschechischen Bauern unaufhörlich bald hier, bald dort die Drähte abrissen: an diesem denkwürdigen 5. Juli aber war die Leitung unversehrt, und Napoleon's Brief kam also nach wenigen Stunden in die Hand des Königs. Er war nicht weniger überrascht als die übrige Welt. Sein erster Ausruf war: Unglaublich! aber doch auch sein erster Gedanke, daß die sich hier aufdrängende Vermittlung nicht kurzweg abgewiesen werden könne. Einige rasch von ihm auf das Papier geworfene Notizen liegen vor; er fragt: was fordern wir? Die Antwort zeigt, daß er trotz aller Siege auf dem alten Standpunkt geblieben

war: Annexion von Schleswig-Holstein, deutsche Bundesreform unter preußischer Leitung, oder, wie er es jetzt ausdrückte, Suprematie über ganz Deutschland. Dazu denn als einzige Folge der beispiellosen Triumphe: Ersatz der Kriegskosten; Abdication der feindlichen Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau, zu Gunsten ihrer Thronfolger; Abtretung etwa eines böhmischen Grenzstrichs, Ostfrieslands, der Erbansprüche auf Braunschweig. Kein Gedanke an weitere Eroberungen, an Beseitigung eines deutschen Fürstenhauses. Zum Schlusse nur die Frage: oder, abschlagen??

Bismarck theilte die Ansicht seines Monarchen, daß die Vermittlung nicht abzulehnen sei, so heiß auch in ihm der Zorn über die fremde Einmischung kochte, die nach so vielen Zusicherungen wohlwollender Neutralität plötzlich dem Sieger in den Arm fiel.

Waffenstillstand hatte schon Tags zuvor General Gablenz bei dem Könige nachgesucht, da der Feldzug ja entschieden, und die österreichische Armee nicht mehr widerstandsfähig sei. Es war ihm erwidert worden, daß man ganz bereit wäre, auf politischer Grundlage einen definitiven Frieden zu unterhandeln, daß aber ein Stillstand der Operationen den preußischen Heeren nicht zugemuthet werden dürfte. Es wurde jetzt beschlossen, dem französischen Kaiser noch an demselben Tage telegraphisch folgende Antwort des Königs zuzusenden:

Sire, guidé par la confiance que m'inspirent l'affection mutuelle et la solidarité d'intérêts importants de nos deux pays, j'accepte la proposition que V. M. m'a faite, et je suis prêt à m'entendre avec Elle sur les moyens de rétablir la paix. Hier déjà le général de Gablenz m'a demandé un armistice en vue de négo-

ciations directes. Par un télégramme chiffré à l'adresse de mon ambassadeur j'indiquerai à V. M. les conditions dans lesquelles la situation militaire et mes engagements envers le roi d'Italie me permettront de conclure un armistice.

Zugleich erhielt Goltz den Auftrag, dem Kaiser erläuternd hinzuzufügen, daß nach dem Vertrage vom 8. April zwischen Preußen und Italien beiderseitiges Einverständniß zum Abschluß von Frieden oder Waffenstillstand erforderlich sei. Dies vorausgesetzt, sei man bereit zu einem Stillstand, wenn derselbe die Verpflegung der Armee und die Behauptung der bisherigen militärischen Ergebnisse sichere. Das habe man gestern dem General Gablenz erklärt.

Diese Antwort wahrte mit überlegener Ruhe die Interessen des preußischen Staats. Um Napoleon zu beschwichtigen, nahm man seine Vermittlung kurz und einfach an, verpflichtete sich aber zu nichts weiter, als sich mit ihm über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu benehmen, und indem man auf Gablenz's Versuch einer directen Unterhandlung hindeutete, zeigte man, daß man auf eine solche durch die Annahme des französischen Vorschlags nicht verzichten wollte. Man war auch bereit zu einem Waffenstillstand, und stellte dafür nur einige Bedingungen, deren Berechtigung und Nothwendigkeit kein verständiger Mensch bestreiten konnte. Immer aber waren sie so beschaffen, daß für ihre Erledigung eine gewisse, vielleicht nicht unerhebliche Zeit erforderlich war, in welcher man für die Steigerung der Kriegserfolge vollkommen freie Hand behielt. Um Napoleon noch weiter über den Hauptsatz der preußischen Ansicht aufzuklären, daß man keinen Waffenstillstand ohne eine von Österreich anerkannte Friedensbasis

schließen könne, wurde am 7. Juli der in den Tuilerien persönlich beliebte Prinz Reuß mit einem eigenhändigen Briefe des Königs nach Paris gesandt, mit sehr unbestimmten Mittheilungen über Preußens Forderungen für einen Friedensvertrag. Man erwarte, sollte Reuß erläutern, bei Napoleon's Vermittlerstellung zunächst von ihm die entsprechenden Vorschläge.

Napoleon hatte nicht umhin gekonnt, die bedingungslose Annahme seiner Vermittlung in der telegraphischen Antwort des Königs dankbar anzuerkennen. Wäre nur auch, woran ihm zur Zeit am Meisten gelegen war, der Waffenstillstand ebenso unbedingt von Preußen genehmigt worden! Dies stand nun freilich noch weit im Felde: leider ließ sich aber nichts einwenden, wenn Preußen sich dabei auf eine Vertragspflicht gegen Italien bezog, und vor jeder Entschließung dessen Zustimmung begehrte. Und hier kam nun Napoleon's bitterste Enttäuschung zu Tage: dieses bis dahin so reich begünstigte und dafür stets so fügsame Italien, welchem Napoleon das lange ersehnte Venedig endlich kostenfrei in den Schoß werfen wollte, dieses Italien erhob sich plötzlich auf eigne Füße, wies die schönen Erbietungen des Kaisers zurück und stellte damit das ganze System der französischen Politik in Frage. Eine überraschendere und widerwärtigere Wendung hätte Napoleon nicht betreffen können.

So rauschend in Italien die Freude über Preußens herrliche Siege gewesen, so heftig brauste das nationale Gefühl gegen die Moniteur-Note in allen Theilen des Landes, und nicht zum Mindesten bei der Armee auf, welche die heißeste Sehnsucht empfand, die bei Custozza erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Statt dessen sollte sie jetzt unthätig

zusehen, wie Venetien, der Preis ihrer Kämpfe, von zwei großen Herren dem Lande als ein Almosen hingeworfen würde. Und dieses Almosen verdankte man, wie aller Welt vor Augen lag, den opfervollen Anstrengungen des preußischen Genossen, und in diesem Augenblick wagte Napoleon, Italien zu einem ehrlosen Wortbruch gegen Preußen aufzufordern. Ein einziger, täglich anwachsender Schrei der Entrüstung erscholl darüber von Messina bis Mailand, und dieses Mal war auch die Regierung, von wenig zahlreichen Ausnahmen abgesehen, mit der Nation vollkommen gleicher Meinung. Der Ministerpräsident Ricasoli, außer sich über die Unthätigkeit der Armee seit Custozza, war schon am 30. Juni in das Hauptquartier abgereist, um bei dem Könige die Absetzung La Marmora's, des unverbesserlichen Zauderers, zu bewirken. Er hatte dort ein Entlassungsgesuch La Marmora's vorgefunden, zugleich aber auch eine Weigerung Cialdini's, an dessen Stelle zu treten; der Minister hatte es endlich erreicht, daß die Beiden sich über einen neuen Feldzugsplan einigten, nach welchem zur Sicherung des Vormarsches zunächst der Brückenkopf von Borgoforte genommen werden, und dann Cialdini mit seinen acht Divisionen den untern Po überschreiten sollte. Der König, der sich ungern von La Marmora trennen wollte, aber doch mit Ungeduld vorwärts drängte, hatte sich am 3. Juli mit dem Plane einverstanden erklärt. Da aber erhielt er in der ersten Morgenfrühe des 5. das Telegramm Napoleon's: nachdem Österreich ihm Venetien abgetreten und seine Vermittlung angerufen, das italienische Heer aber Gelegenheit gehabt, seine Tapferkeit zu zeigen, sei ein weiteres Blutvergießen unnöthig, und könne Italien durch eine leicht erreichbare Verständigung mit Frankreich an das

Ziel seiner Wünsche gelangen; Preußen sei davon in Kenntniß gesetzt, und ebenfalls zum Waffenstillstand aufgefordert. Der König war außer sich über diese Zumuthung, und berief sogleich La Marmora zu sich. In dieser Stunde hatte sonst noch niemand von dem Ereigniß eine Ahnung, aber auch La Marmora, so sehr es früher seinen Herzenswünschen entsprochen hätte, wußte jetzt doch, nach dem schmählichen Rückzug von Custozza und der dadurch veranlaßten Erregung des nationalen Grimmes, daß die Vollziehung des französischen Befehls in dieser Form und diesem Augenblick einen in seinen Folgen unabsehbaren Sturm in ganz Italien hervorrufen würde. Demnach antwortete Victor Emanuel, er danke dem Kaiser herzlich für sein warmes Interesse zu Gunsten Italiens, der Vorschlag sei indessen so gewichtig, daß er zunächst mit seiner Regierung darüber sich berathen müsse; auch sei er durch Vertragspflichten an Preußen gebunden. La Marmora telegraphirte im Laufe des Vormittags an Nigra: „Das kaiserliche Telegramm ist um so ernster, als es im Moniteur veröffentlicht ist. Ich begreife, daß der Kaiser Preußen aufzuhalten sucht, aber es ist äußerst schmerzlich, daß dies auf Kosten der Ehre Italiens geschehen soll. Venedig als Geschenk von Frankreich anzunehmen, ist erniedrigend für uns, und alle Welt wird glauben, wir hätten Preußen verrathen. Man wird in Italien nicht mehr regieren können; das Heer wird jedes Ansehen verlieren. Suchen Sie die harte Alternative (diese Erniedrigung oder Bruch mit Frankreich) von uns abzuwenden." Was er wünschte, war durchaus nicht kräftige Verfolgung der österreichischen Armee im Geiste des preußischen Bündnisses, sondern französische Erlaubniß, hinter den jetzt weichenden

Österreichern in Venetien gelassen einzumarschiren, das Land in eignem Namen für Italien in Besitz zu nehmen, und die Pflicht gegen Preußen vielleicht durch Berennung einer der Festungen zum Schein zu erfüllen. Für eine Auflehnung gegen Napoleon war in seiner engen Seele überhaupt kein Raum.

Ganz anders aber stand es, wie im übrigen Italien, so auch in Florenz.

Während die Volksmassen über Napoleon wütheten, sagte der Prinz von Carignan, der während der Abwesenheit des Königs die Geschäfte leitete, am 6. Juli dem preußischen Gesandten, die Annahme Venetiens sei in dieser Weise unmöglich; vor Allem wünsche Victor Emanuel über Preußens Entschlüsse unterrichtet zu werden; noch heute werde der Angriff auf Borgoforte beginnen. Nicht anders äußerte sich Ricasoli. Die Schenkung, sagte er, lehnen wir ab, und gehen zu neuer Offensive über, die sich um so rascher entwickeln wird, als bereits alle österreichischen Truppen nach Norden abziehen; wir hoffen, daß auch Preußen bei der französischen Lockung fest bleiben wird. Unterdessen wurden von Paris alle Mittel in Bewegung gesetzt, diese Widerspenstigkeit, die man einen empörenden Undank nannte, zu brechen. Victor Emanuel erhielt ein Telegramm des Kaisers, Preußen sei bereit zum Stillstand, wenn Italien ihn annehme; der König möge also bedenken, welcher Verantwortung er sich durch die Verwerfung aussetze. Es war dies, wie wir wissen, nur halb wahr, da Preußen noch sehr gewichtige sonstige Bedingungen für den Stillstand gestellt hatte. Aber noch entschiedener fabulirte auf Drouyn de Lhuys' Weisung der französische Gesandte, Baron Malaret. Spät am Abend des 6.

drang er zuerst bei Visconti-Venosta, dann bei Ricasoli mit der Nachricht ein, Preußen habe die französische Vermittlung angenommen, es dürfe hienach also keine Rede von Feindseligkeiten mehr sein. Ricasoli ließ ihm nicht lange Raum zu weiterer Erörterung, sondern unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß weder Preußen noch Italien zum Abschluß eines Waffenstillstandes ohne gegenseitige Verständigung befugt seien; wäre Preußen anders verfahren, so hätte es die Bestimmungen des Vertrags schlecht beobachtet; er aber werde keinen Schritt thun, ehe er von Preußens Absichten unterrichtet sei[1]). Allerdings besorgte er bei Malaret's Auftreten eine preußische Nachgiebigkeit; am folgenden Morgen sprach er darüber zum Grafen Usedom mit tiefer Bekümmerniß, bei diesem Kriege sei Venetien für ihn nur ein untergeordneter Gegenstand, die Hauptsache aber Italiens Befreiung von dem französischen Joche gewesen, das scheine nun in Folge der elenden Kriegführung La Marmora's auf lange verscherzt. Schwer lag ihm dabei auf dem Herzen, daß noch immer keine directe Nachricht aus dem preußischen Hauptquartier gekommen war[2]). Aber er ließ sich nicht erschüttern. Am Vormittag erwog der Ministerrath die Antwort an Napoleon; der Finanzminister wäre bei der Schwere des Deficits nicht abgeneigt gegen den Abschluß gewesen, und der Unterrichtsminister, ein stiller Klerikaler, wollte ohne Weiteres zugreifen, alle andern Mitglieder aber waren einstimmig für die Ablehnung. Niemals, rief Visconti-Venosta, werde ich auf eine

[1]) Harcourt, les quatre ministères de Mr. Drouyn de Lhuys, p. 277

[2]) Bismarck argwohnte, daß seine Telegramme nach Florenz in Paris zurückgehalten würden.

15*

solche Schweinerei eingehen. Die Antwort wurde dahin festgestellt, daß die Abtretung Venetiens von Österreich unmittelbar an Italien gemacht und als Pfand dafür die Festungen sofort überliefert werden müßten; Stillstand könne nur nach Abrede mit Preußen geschlossen werden. Ricasoli schrieb zugleich an den König, die Annahme der Schenkung sei gleichbedeutend mit der Revolution in ganz Italien, und Visconti-Venosta reiste in das Hauptquartier, um den König gegen La Marmora's Drängen auf Verständniß mit Frankreich zu stützen. Victor Emanuel aber hatte sich bereits wie seine Minister entschlossen, an Napoleon in demselben Sinne telegraphirt, und dem General Cialdini den Befehl gegeben, seine Armee ohne weiteres Zaudern über den Po zu führen. Der Vormarsch erfolgte dann am 8. Juli, und setzte sich in den folgenden Tagen über Rovigo gegen Padua fort, als wäre niemals eine Moniteur-Note, und niemals eine Abtretung Venetiens an Frankreich in der Welt gewesen.

Ein solches Auftreten rief denn in Paris eine grimmige Verurtheilung hervor. Dieses, von Frankreich geschaffene Italien unterfing sich hier bei der ersten Probe, Frankreichs politische Rechnung zu stören! Nur zu sehr hatte Thiers' Ausspruch Recht behalten, daß es Thorheit sei, ein Nachbarvolk stark zu machen, denn sobald es erstarkt sei, werde es nach seinen eignen Interessen leben und des früheren Beschützers vergessen. Um so mehr aber strebte jetzt Drouyn de Lhuys, die Erstarkung des andern, des preußischen Nachbars zu hindern, und deshalb den Widerstand Italiens mit jedem Mittel zu bändigen. Gleich am 8. Juli erließ Napoleon ein Telegramm an Victor Emanuel, ein ausdrückliches Verbot, in Venetien, welches jetzt französisches Eigenthum sei, italienische

Truppen einrücken zu lassen, eine strenge Forderung sofortiger Annahme des Waffenstillstandes, welchen Preußen bereits angenommen habe. Der König, welcher diese kaiserliche Erklärung nicht wohl Lügen strafen durfte, telegraphirte zurück, daß er den Stillstand unter drei Bedingungen annehmen wolle: Abtretung Venetiens durch Österreich unmittelbar an Italien, Abtretung Wälschtirols, Fernhaltung jeder andern Frage (wobei in erster Linie die römische gemeint war), aus den Verhandlungen.

In diesem Augenblick traf in Florenz die lang ersehnte preußische Depesche aus Horschitz vom 6. Juli ein, welche in kurzen Worten die preußische Antwort an Napoleon dem Bundesgenossen mittheilte. Ricasoli athmete auf. Als jetzt Malaret wieder auf Stillstand drängte, da ihn Preußen bereits angenommen, bat ihn der Minister um gefällige Angabe des Tages, an welchem die preußische Annahme erfolgt sei. Darauf verstummte Malaret. Die Hoffnung, durch überstürzendes Drängen Italien zur Unterwürfigkeit zurückzuzwingen, war vereitelt.

Begreiflicher Weise wuchs dadurch in Paris die Erbitterung. Am 9. Juli erschien ein neues Telegramm des Ministers, erklärte den hohen Unwillen Napoleon's über die drei Bedingungen, drohte bei weiterem Eigensinn mit einem österreichisch-französischen Bündniß und mit der Absendung einer französischen Kriegsflotte nach Venedig. Ricasoli, jetzt der Festigkeit Preußens versichert, ließ sich das nicht anfechten, und drang nur um so mehr auf beschleunigtes Vorgehen Cialdini's. Freilich hatte La Marmora es dahin gebracht, daß man den Abmarsch mehrerer österreichischer Corps nach Wien nicht mehr zu hindern vermochte: als die dringendste

Bundespflicht erschien es hienach, Cialdini zu eilender Verfolgung bis an die Donau anzuspornen. Usedom's „gründlicher Krieg" war jetzt, freilich in später Stunde, gerade durch den französischen Einspruch zur Ehrensache der italienischen Regierung geworden.

Was aber würde man in Paris dazu sagen?

Bei der unendlichen Wichtigkeit der hier beginnenden Unterhandlung wird es verstattet sein, in ausführlicher Darstellung ihre einzelnen Wendungen zu verfolgen, zumal von französischer Seite über diese Vorgänge eine Fülle halbwahrer Angaben und freier, meistens gehässiger Erfindungen verbreitet worden ist.

So empört die französische Regierung über Italiens plötzliche Selbständigkeit war, so konnte doch die Entscheidung über ihr ferneres Verhalten nur von dem Ausgang der preußischen Unterhandlung abhängen. Denn, die an Italien gestellten Forderungen hatten ja den einzigen Zweck, auf Preußen zu drücken: wenn man mit diesem zur Verständigung gelangte, war es Napoleon höchst gleichgültig, ob Venetien durch französische Schenkung oder durch österreichische Abtretung in Italiens Hand gelangte. Demnach hatte Drouyn de Lhuys gleich am 5. Juli den Grafen Goltz über Preußens Friedensbedingungen befragt. Goltz sagte ihm, er könnte natürlich keine amtliche Auskunft darüber geben; nach seiner persönlichen Ansicht aber sei Napoleon's Programm vom 11. Juni (eine große Stellung Österreichs in Deutschland und festere Verbindung der Mittelstaaten unter sich) für Preußen schlechthin unannehmbar; als das Minimum der preußischen Forderungen erscheine ihm die Anerkennung der am 10. Juni beantragten Bundesreform, also Austritt Öster-

reichs aus dem deutschen Bunde, neben dem Bundestag ein Bundesparlament, preußischer Heerbefehl im deutschen Norden. Das wäre nichts als die rechtliche Sanction der thatsächlich vorhandenen Lage. Aber wäre es auch eine Entschädigung für das vergossene Blut? Würde die öffentliche Meinung zufrieden sein? Wäre es möglich, die Souveräne von Sachsen, Kurhessen, Hannover, deren Ansehen bei ihren Unterthanen so tief erschüttert ist, wieder einzusetzen?

Drouyn de Lhuys konnte trotz seiner entgegengesetzten Gesinnung nicht umhin, diesen Sätzen eine gewisse Berechtigung zuzuerkennen, und verhieß, sie dem Kaiser vorzutragen. Auf Goltz's Frage, ob Napoleon an einen Congreß denke, antwortete er mit bestimmter Verneinung. Im Übrigen glaubte Goltz wahrzunehmen, daß das französische Cabinet einer Einverleibung Hannovers und Kurhessens sich nicht widersetzen, aber auf der Erhaltung Sachsens ganz entschieden bestehen würde. Gingen wir aber, bemerkte er in seinem Bericht über das Gespräch, in dieser Richtung zu weit, so würden uns französische Compensationsforderungen entgegentreten, die wir zu vermeiden suchen müssen.

Am folgenden Tage, dem 6. Juli, hatte der Graf eine längere Unterredung mit dem Kaiser, welcher seine Befriedigung über das Antwort-Telegramm König Wilhelm's aussprach, und nicht angenehm durch die Nachricht berührt schien, daß General Gablenz zu directer Unterhandlung in das preußische Hauptquartier gekommen sei. Mit lebhafter Ungeduld erwartete er Preußens nähere Bedingungen für Stillstand und Frieden; die Ausführungen des Grafen hörte er freundlich an, widersprach nicht, stimmte aber auch nicht zu.

Neues Gespräch des Grafen mit Drouyn de Lhuys am

7. Juli. Der Minister klagte, daß Preußen und Italien wechselweise Einer den Andern vorschöben; das müsse allmählich die Geduld des Kaisers erschöpfen. Goltz erklärte es für unvermeidlich, so lange nicht Bevollmächtigte der drei kriegführenden Mächte an einem bestimmten Orte zusammengetreten wären. Drouyn de Lhuys konnte dem füglich nicht widersprechen; es wurde also beschlossen, den Grafen Benedetti aus Berlin in das preußische Hauptquartier zu senden, um dort mit entschiedenem, halb drohendem Nachdruck für den schleunigen Abschluß des Waffenstillstandes zu wirken.

Am 8. Juli telegraphirte Goltz an Bismarck, er verliere hier alle Fühlung, wenn er nicht bald über die preußischen Friedensbedingungen unterrichtet werde. Napoleon sei in der höchsten Spannung, Drouyn de Lhuys schüre in jeder Weise, Fürst Metternich stehe mit diesem in ununterbrochener Unterhandlung. Diese Depesche kreuzte sich mit einem Telegramm Bismarck's, daß, so weit er die Dispositionen des Königs kenne, Preußens Friedensprogramm nicht erheblich über die Bedingungen der Bundesreform hinausgehen werde, doch sei einiger Unterschied in der Behandlung unserer Gegner und unserer Anhänger unvermeidlich. Sobald die Königlichen Intentionen feste Gestalt gewonnen, werde er sie mittheilen.

Es war wahrhaftig kein Wunder, daß am 8. Juli noch kein ausführliches preußisches Friedensprogramm in Paris vorlag, da die amtliche Erwägung desselben erst seit dem 5., dem Einschreiten Napoleon's, begonnen hatte, und die schnellste Fahrt von Pardubitz bis Paris mindestens drei Tage in Anspruch nahm. Andrerseits hatte Napoleon in seiner verfahrenen Lage Grund genug zur Ungeduld: am 5. Juli der hohe Pomp der Moniteur-Note, und dagegen nun auf der

einen Seite am 8. der gelassene Einmarsch der Italiener in das französische Venetien, zu beißendem Spotte der Pariser, und dann noch empfindlicher auf der andern an jedem Tage eine weitere Etappe des preußischen Siegesmarsches gegen Wien, zu wachsender Wuth der französischen Generale, Prälaten und Finanzmänner. Diese Stimmungen vor Augen, steigerte Fürst Metternich seinen Ton; er bat nicht mehr, er forderte die Erfüllung des Vertrags vom 12. Juni; er erinnerte an die Bedingungen, welche derselbe für die Auslieferung Venetiens an die Italiener gesetzt habe, und drängte mit Drouyn de Lhuys auf die Absendung französischer Streitkräfte, um die neue französische Provinz vor dem Einbruche der modernen Banditen zu schützen. Er fand warme Unterstützung bei der Kaiserin Eugenie, welche stets die österreichische Seite gehalten hatte; sie weinte Thränen des Mitleids über das Unglück des mißhandelten Österreich, und schilderte dem Gemahl die Gefahren, womit ein unter Preußen geeinigtes Deutschland Frankreich bedrohe, so daß jedes französische Herz sich von der Dynastie abwenden würde, wenn der Kaiser nicht energisch dem preußischen Hochmuth in den Weg trete. Als am 9. Juli noch immer keine Nachricht aus dem preußischen Hauptquartier kam, wohl aber neue Kunde von Cialdini's Vormarsch in Venetien eintraf, steigerte sich diese Agitation, wie sehr auch Lavalette, Rouher und Prinz Napoleon alle Kräfte zu ihrer Bekämpfung aufboten. Drouyn de Lhuys kam auf seine Anträge vom 5. zurück: Aufstellung eines Armeecorps an der Ostgrenze, Berufung der Kammern, Absendung der Flotte nach Venedig. Wieder vertrat er die Überzeugung, daß diese Demonstrationen auf der Stelle Preußen und Italien einschüchtern würden, und geschähe dies

wider Erwarten nicht, nun, dann sei das Bündniß mit Österreich und den Mittelstaaten zu schließen, und ein muthiger Waffengang zu eröffnen. Nichts könne populärer im Lande sein, als ein solcher Krieg; die Armee habe keinen lieberen Gedanken, als die Lorbeeren von Sadowa den Preußen von der Stirne zu reißen.

Bei diesem immer heftigern Anstürmen kam Napoleon zu keinem Entschluß. Er erkannte es an, daß seine stolze Vermittlung einer unsterblichen Lächerlichkeit verfallen würde, wenn er nicht mit Preußen zu befriedigendem Abschlusse gelangte, ehe Moltke's Heersäulen in Wien einzögen. Aber indem Drouyn de Lhuys ihm dies so scharf wie möglich vorhielt, ahnte er nicht, welche Wirkung er damit bei dem brütenden und kriegsscheuen Selbstherrscher hervorbrachte. Wenn der am 4. Juli erwählte Weg in der That nicht ohne kriegerische Maaßregeln zu durchschreiten war, so stieg bei Napoleon die Frage auf, ob nicht das Betreten desselben von Anfang an ein verhängnißvoller Fehler gewesen? Was war es eigentlich, was ihn zu dieser Abkehr von dem Streben und Wirken seines ganzen frühern Lebens so plötzlich bestimmt hatte? Er, der 1859 Italien befreit und 1864 Preußen die Elbherzogthümer angeboten hatte, weshalb sollte Er jetzt die Gefahr eines Doppelkriegs auf sich laden, um das ihm stets antipathische Österreich zu beschirmen? Während er diese Gedanken hin und her erwog, bewilligte seine Gemahlin ihrem alten Verehrer, dem Grafen Goltz, mit dem sie seit Monaten nicht mehr über Politik geredet hatte, am 9. Juli eine Audienz, um ihm einmal auf das Gründlichste ihre Meinung über Preußens Übermuth zu sagen. Er war tief betroffen. Niemals, gestand er nachher, hätte er geglaubt, daß sie in ihrer

feindseligen Gesinnung so weit gehen würde. Dieses Mal aber hielt er sich der schönen Frau gegenüber standhaft und tapfer. Mit raschem Entschlusse ergriff er selbst die Offensive, und schilderte ihr die Gefahren, welche dem Kaiser aus dem Bruche, dem unter diesen Umständen für immer unheilbaren Bruche mit Preußen und Italien, erwachsen müßten. Er erinnerte sie, wie Napoleon's englisches Bündniß sich gelöst, wie ihm Rußland die Unterstützung Polens gedenke, wie Österreich die Befreiung Italiens ihm niemals vergessen werde, er fragte, ob dies eine Lage sei, in welcher es Napoleon frommen könne, Italien eine Ehrlosigkeit zuzumuthen, den gerechten Siegesstolz König Wilhelm's tödtlich zu beleidigen, oder gar die Hand nach dem linken Rheinufer auszustrecken, und damit den unversöhnlichen Grimm der beiden großen Nationen diesseits und jenseits der Alpen auf sich zu laden. Am Schlusse des Gesprächs meinte er, nicht ganz umsonst geredet zu haben; wir werden bald sehen, daß ihn diese Vorstellung nicht täuschte.

Im Laufe des Vormittags am 10. Juli langte Prinz Reuß mit dem eigenhändigen Briefe des Königs in Paris an, und wurde nach wenigen Stunden vom Kaiser und gleich nachher auch von der Kaiserin empfangen. Das königliche Schreiben wiederholte die entgegenkommenden Zusicherungen des Telegramms vom 5. Juli: Napoleon erkannte dies an, und fragte sogleich nach den preußischen Bedingungen eines Waffenstillstandes. Reuß erwiderte, daß der König seinerseits jetzt von dem Vermittler Vorschläge erwarte; ein Stillstand sei übrigens nicht möglich ohne Zustimmung Italiens und ohne sichere Friedensbasis; was die letztere betreffe, so sei der König zu großer Mäßigung entschlossen, und demnach

bereit, den Bundesreformplan vom 10. Juni, welchen der Kaiser ja gebilligt habe[1]), als erste Grundlage der Unterhandlung anzunehmen. Dieser Billigung aber wollte sich Napoleon nicht mehr erinnern; ein Deutschland, sagte er, welches nach Ausschluß Österreichs allein von Preußen beherrscht wird, erscheint der öffentlichen Meinung Frankreichs unzulässig. Reuß erläuterte, das künftige Parlament werde sich in eng begrenzter Competenz nur mit innern Angelegenheiten beschäftigen, für die Verhältnisse nach Außen sei allein entscheidend, wer den Degen führe, und Preußen beanspruche lediglich für den deutschen Norden den Heerbefehl. Der Kaiser widersprach nur mit halber Kraft; ich vermißte, schrieb Reuß nachher dem Könige, seine sonst gewohnte Klarheit; er sprach wie ein Mann, der kein recht gutes Gewissen hat, und sich aus einer selbstgeschaffenen Verlegenheit heraus zu winden sucht. Napoleon entließ übrigens den Prinzen sehr gnädig, verhieß weitere Erwägung, und hoffte, ihn wieder zu sehen.

Auch bei der Kaiserin zeigte sich das Schreckbild der deutschen Einheit als der wunde Punkt. Ihr habt, sagte ihm Eugenie, eine solche Kraft und Schnelligkeit Eurer Armee bewährt, daß wir bei der Nachbarschaft einer solchen Nation Gefahr laufen, eines schönen Tages Euch ganz unversehens vor Paris zu sehen; ich würde Abends als Französin einschlafen und Morgens als Preußin erwachen. Eine einfache Annexion Hannovers und Kurhessens schien ihr dagegen geringe Bedenken zu erregen.

Unmittelbar nach diesen Vorgängen erfolgte am Abend die Entscheidung.

[1]) Goltz hatte dies am 17. Juni, unmittelbar nach einem Gespräche mit dem Kaiser, berichtet.

Drouyn de Lhuys hatte zunächst eine sehr scharfe Instruction vorgeschlagen, mit welcher Benedetti in das preußische Hauptquartier zu senden wäre. Würde Preußen sich nicht fügen, so wäre dann das Bündniß mit Österreich abzuschließen. Da Reuß keine Vorschläge mitgebracht, sei es einleuchtend, daß Preußen lediglich Zeit für seinen Triumphzug nach Wien zu gewinnen trachte. Mit größtem Nachdruck aber widersprachen ihm Rouher und Prinz Napoleon. Die alten Argumente wurden wiederholt: durch ein solches Auftreten verläugne der Kaiser seine ganze Vergangenheit, zerstöre, was er in Italien lange Jahre hindurch geschaffen, und stürze sich in einen Krieg, für welchen zur Zeit Frankreich nicht gerüstet sei. Der Kaiser, innerlich auf das Höchste erregt, schloß mit der Erklärung: das ganze System des 4. Juli hat auf einer Täuschung beruht; wir müssen eilen, dasselbe zu verlassen; Preußen begehrt durch Reuß meine Vorschläge, sehen wir zu, wie weit wir uns darüber verständigen können.

Früh am Morgen des 11. Juli empfing Goltz ein Telegramm aus dem Hauptquartier, welches ihm die Sendung eines Feldjägers mit dem preußischen Friedensprogramm ankündigte. Er konnte die Ankunft desselben erst am Abend des 12. erwarten; Napoleon beabsichtigte nächster Tage eine Reise nach Nancy; Goltz bat also sofort um eine Audienz, und erhielt die Antwort, der Kaiser habe seinerseits sie ebenfalls gewünscht. Vorher lud noch Drouyn de Lhuys, welcher erst gestern den Grafen mit Kriegsdrohungen bestürmt hatte, ihn zu sich, und sagte ihm verändertes Tones, der Kaiser begehre, so bald wie möglich die preußischen Bedingungen zu kennen, um sie nach Wien zu empfehlen, oder seine Vermittlung als gescheitert aufzugeben. Dann kam Prinz Napoleon,

bestätigte diese Mittheilung, bat um mäßige Forderungen, und empfahl insbesondere die Bildung eines unabhängigen, aber zum deutschen Bunde gehörigen Staates am linken Rheinufer. So vorbereitet, fuhr Goltz in die Tuilerien.

Wir lassen ihn selbst erzählen[1]).

„Den Kaiser fand ich erschüttert, ja fast gebrochen. Er sagte mir, wir müßten eine äußerst wichtige Unterredung mit einander haben. Es könne zu nichts führen, sich in Recriminationen zu ergehen. Die Kaiserin habe ihm Mittheilung von unserem Gespräche gemacht; es möge in meinen Worten manches Wahre sein. Es sei möglich, daß er, ohne die Folgen zu erwägen, sich günstig über unsere Bundesreform geäußert. Dann sei die Aufregung im Lande über unsere ungeheuern Erfolge gekommen. Man habe ihm die Thorheit einer Politik vorgeworfen, welche einer jetzt schon so gewaltigen Macht die Mittel zur Errichtung eines deutschen Reiches an der französischen Grenze geben wollte. In dieser Lage habe sich ihm die längst gewünschte Gelegenheit geboten, Italien das venetianische Land zu geben. Er habe sich die Folgen, die Schwierigkeiten nicht gehörig überlegt. Er habe, er gestehe es, einen großen Fehler begangen, vergrößert durch die wider seinen Willen der Sache gegebene Öffentlichkeit. Wenn Preußen und Italien jetzt auf ihrem Widerstande beharrten, so sei er vor seinem Lande einer tiefen Demüthigung ausgesetzt. Er könne dadurch zu einer Politik getrieben werden, welche allen seinen Neigungen und den seit Jahren beharrlich verfolgten Ansichten widerspräche. In irgend einer Weise, schleunigst, müsse er aus dieser unhaltbaren Lage

[1]) Bericht vom 11. Juli, hier in der Form etwas abgekürzt.

herauszukommen suchen. Er frage also, was wären unsere Bedingungen für den Waffenstillstand."

Goltz erwiderte darauf, daß ein Stillstand nur bei sicherer Aussicht auf einen guten Frieden möglich sei. Diese werde man gegeben erachten, wenn Napoleon sich die preußischen Friedensbedingungen aneigne und in Wien empfehle; wenn Österreich dann sie verwerfe, sei Napoleon wieder frei, die Lage vor dem 4. Juli hergestellt und die Einigkeit zwischen Preußen und Frankreich bekundet. Nachdem er dann die bevorstehende Ankunft des Feldjägers gemeldet, wandte sich das Gespräch wieder auf den preußischen Bundesreform-Entwurf. Goltz hob die Nothwendigkeit des Ausschlusses Österreichs hervor, durch den allein die Bildung des einst in Wien geplanten Siebenzig-Millionen-Reiches vermieden werden könnte, und betonte die Beschränkung der preußischen Bundesfeldherrnschaft auf den deutschen Norden. Napoleon fragte darauf, ob es nicht möglich sei, zwei deutsche Parlamente statt eines in das Leben zu rufen. Goltz verneinte: eine solche Theilung Deutschlands würde die öffentliche Meinung drüben auf das Höchste empören. Er wies auf das Gegengewicht des Bundestags hin, der in dem Entwurf an die Stelle der früher beabsichtigten einheitlichen Spitze getreten sei, so wie auf den Fortbestand der Kammern in den Einzelstaaten. Der Kaiser ersuchte ihn dann wiederholt um möglichst rasche Vorlage der preußischen Minimalforderungen für den Frieden, und fragte, ob Preußen, wenn er dieselben in Wien empfehle, zum Stillstand bereit sein, und bis zum förmlichen Abschluß desselben auf weiteres Vorrücken verzichten würde.

„Ich gab ihm, berichtet Goltz, Hoffnung auf Bewilligung dieser Begehren, und erkannte an, daß seine Lage ein längeres

Hin- und Herverhandeln nicht gestatte. Wir wollten die Neugestaltung mit ihm discutiren, und wünschten, uns mit ihm in Übereinstimmung zu erhalten, nicht bloß wegen der momentanen Vortheile, sondern auch im Hinblick auf die Zukunft, behufs Herstellung dauernder Freundschaft zwischen zwei Mächten, deren Interessen so wenig im Widerstreit mit einander ständen, daß die Stärke der einen für die andere nur erwünscht sein könnte. In jedem Falle würden wir seine Bedenken prüfen und möglichst beachten, und uns auch den Vorschlägen nicht verschließen, die er etwa behufs Herstellung des Gleichgewichts im Interesse Frankreichs machen könnte."

„Durch diese Andeutung wollte ich im Sinne der Rathschläge des Prinzen Napoleon eine Äußerung des Kaisers über etwaige Compensationswünsche hervorlocken. Napoleon ging aber unmittelbar nicht darauf ein. Erst später bemerkte er, daß er nichts verlange. Man spreche ihm von einem Winkel bei Landau; diese 50000 Einwohner seien aber nicht der Rede werth." (Goltz bemerkte dann, wie sich durch ein etwas complicirtes Tauschverfahren diese Abtretung ermöglichen lasse.) „Napoleon legte keinen Werth darauf. Er sagte mit einer gewissen Resignation, es sei am Ende besser, auf alle Vortheile für Frankreich zu verzichten."

Am Abend besuchte Prinz Napoleon den Gesandten noch einmal, und erzählte ihm, der Kaiser sei von dem Gespräche befriedigt; Goltz habe ihm allerdings sehr wenig, im Grunde gar nichts angeboten, aber ihm eine durchaus gute Gesinnung gezeigt. Der Prinz kam wieder auf den Wunsch zurück, daß zur Beschwichtigung der französischen Gemüther Süddeutschland selbständiger constituirt werde, als das im preußischen Reform-Entwurfe geschehen war. Zugleich sprach er seine

Freude aus, daß der Kaiser Venetien den Italienern in der Form eines Beschlusses des venetianischen Volkes und ohne einen Vorbehalt zu Gunsten des Papstes überlassen wollte, und versicherte zugleich, daß Italien trotz aller Versuchungen gewissenhaft am preußischen Bunde festhalte.

„Ew. Excellenz sehen, schloß Goltz seinen Bericht, in welchen Schwankungen sich Kaiser Napoleon befindet. Er scheint in der That, den streitenden Einwirkungen nachgebend, den Compaß völlig verloren zu haben. Für den Augenblick ist er uns gewonnen. Er kann aber in jedem folgenden Augenblick umschlagen, wenn wir ihm die Stellung zu sehr erschweren. Seine Entschlüsse sind nicht danach zu berechnen, ob sie verständig sind. Er kann auch, wie am 4. Juli, unverständige Entschließungen fassen. Es widerstrebt ihm entschieden, gegen uns und Italien aufzutreten. Andrerseits ist hier die öffentliche Meinung zwar nicht gerade gegen Preußen, wohl aber gegen eine Aufsaugung Deutschlands durch diese Macht eingenommen. Lieber sähe man hier Annexionen innerhalb gewisser Grenzen. Mir scheint unbedingt nöthig, auf dem Ausschluß Österreichs aus dem Bunde zu bestehen; in allem Übrigen können wir höchst versöhnlich sein; es ergibt sich später von selbst. Erleichtern wir es dem Kaiser, aus seiner peinlichen Lage heraus zu kommen, so wird er uns ewig dankbar sein. Wenn nicht, so können wir unversehens im Kriege mit Frankreich stehen, denn plötzliche Schwenkungen entsprechen seiner jetzigen Stimmung, und in der That kann er nicht länger in seiner jetzigen schiefen Lage bleiben."

Goltz hatte immerhin Grund, diese Bemerkungen mit einem gewissen Selbstgefühl nieder zu schreiben, da seine rast-

lose Thätigkeit ohne Zweifel zu der Verhütung des Bruches wesentlich beigetragen hatte. Er empfand dies um so angenehmer, als Napoleon selbst es anerkannte, und beschlossen hatte, den Grafen Benedetti zwar im preußischen Hauptquartier zu belassen, die eigentliche Unterhandlung aber in Paris mit Goltz zu führen. Dieser mußte hiebei dann die Erfahrung machen, daß sein großer Vorgesetzter für den Fortgang der Discussion eine erheblich modificirte Richtung einzuschlagen begann.

2. Capitel.

Friedensvorschläge.

Das preußische Hauptquartier, welches am 6. Juli von Horschitz nach Pardubitz verlegt wurde, machte hier arbeitsvolle Tage durch. Das Eintreten der französischen Dazwischenkunft drängte zu doppelt raschem und kräftigem Vorgehen, um die militärische Lage für die bevorstehende Eröffnung der Friedensverhandlungen möglichst günstig zu gestalten. Man hatte den Truppen am 4. und 5. Juli Ruhe gegönnt; am 6. überschritt von der zweiten Armee die Reiterdivision Hartmann, so wie von der ersten die Avantgarde und das Cavallerie-Corps, die Elbe bei Pardubitz, um auf der Straße nach Hohenmauth die Verfolgung des eilig abgezogenen Feindes wieder aufzunehmen. Man vermuthete, wie sich bald zeigte, vollkommen richtig, daß Benedek sein zerrüttetes Heer nicht unmittelbar nach Wien, sondern ostwärts ausweichend, in das verschanzte Lager vor Olmütz führen würde, um ihm möglichst bald eine gesicherte Stellung zur Ruhe und Herstellung zu verschaffen. Durch die seit der Schlacht eingezogenen Nachrichten über den Zustand der österreichischen Truppen fand man sich zu der Auffassung berechtigt, daß es

weniger darauf ankomme, sich vor feindlichem Angriff zu decken, als dem Gegner jeden erreichbaren Abbruch zu thun. Demnach wurde die zweite Armee angewiesen, zur Beobachtung der beiden Elbfestungen das sechste Corps zurückzulassen, mit den drei andern aber in eine Stellung nordwestlich von Olmütz zu rücken, bei einem etwaigen Offensiv-Versuche Benedek's thunlichst Widerstand zu leisten, im Nothfall aber auf die schlesische Grenze zurückzuweichen und den Gegner sich dorthin nachzuziehen. Die erste und die Elb-Armee dagegen sollten mit beschleunigten Märschen die geraden Straßen auf Wien, jene über Brünn, diese über Znaim einschlagen, um hoffentlich in oder vor der feindlichen Hauptstadt einen ehrenvollen Frieden zu erzwingen.

Die Hauptschwierigkeit dieser Operationen bestand, da man für den Augenblick von Benedek's Streitkräften geringe Störung besorgte, in der Frage der Ernährung und Verpflegung der Truppen, welche der Natur der Sache nach mit jedem Schritte vorwärts in Feindes Land immer mehr erschwert wurde. Deshalb wurde die Garde-Landwehr-Division nach Prag entsandt, welche Stadt sie am 8. Juli ohne Widerstand besetzte, und damit für die Armee eine Eisenbahn-Verbindung von der Lausitz über Turnau-Prag nach Pardubitz gewann. Es war dies um so wichtiger, als bei den Vorkehrungen des Gegners im Lande selbst nur sehr selten eine genügende Quantität von Lebensmitteln aufzutreiben war. Denn bei der Annäherung der Preußen suchten alle kaiserlichen Behörden und großen Grundbesitzer das Weite, so daß eine geordnete Vertheilung größerer Requisitionen auf ausgedehnte Landstriche unmöglich und der gerade besetzte Bezirk vollständig ausgesogen wurde. Zugleich hatte eine voraus-

gegangene planmäßige Agitation den preußischen Truppen bei dem Volke einen entsetzlichen Ruf der Wildheit und Grausamkeit geschaffen, und an vielen Punkten flüchteten die Bauern mit Weib und Kind und Viehstand in die Wälder, worauf dann die hungernden Soldaten in den leerstehenden Wohnungen schlimm genug hausten. Sonst war die Disciplin streng und das Betragen der Leute gegen die Einwohner musterhaft. „Unsere Soldaten, schrieb Bismarck seiner Gemahlin am 9. Juli, sind zum Küssen, todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet; mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen Alle; kein Plündern und Sengen, sie bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brod; es muß ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das Alles nicht sein.“ Falls man dieses Zeugniß als nicht unparteiisch ablehnen wollte, möge die Aussage eines französischen Berichterstatters, des eifrigen Demokraten Vilbort, daneben stehen. „Seit der Überschreitung der Grenze bemerkte ich, schreibt er, bis unter die Mauern von Wien das edle Betragen der Preußen gegen die von der Kriegsnoth betroffene Bevölkerung; kein Raub, keine Gewaltthat; außer den amtlichen Requisitionen nahmen sie kein Stück Brod, kein Glas Wein oder Bier, ohne es baar zu bezahlen; das gute böhmische Volk wollte seinen Augen nicht trauen [1]).“ Um so mehr war die Heerverwaltung darauf bedacht, durch eintretenden Mangel diesen Geist nicht verwildern zu lassen,

[1]) Gleiche Schilderungen kamen mir in Wien von verschiedenen Seiten zu. Es versteht sich von selbst, daß der Herzog von Gramont sich bemüht, durch kräftige Verleumdungen auch in dieser Beziehung den preußischen Namen zu beschmutzen.

sondern auf allen Wegen für regelmäßige und reichliche Zufuhr zu sorgen. Dazu kamen die Anordnungen für den Nachschub der Ersatzmannschaften, die Vermehrung der Lazarethe, die Fortschaffung der leichter Verwundeten, die Ergänzung der Waffen, Munition und Kleidung, endlich die neuen Landwehr-Formationen in der Heimath. Genug, die Arbeitslast forderte alle Kräfte bei Tag und bei Nacht.

Auf der feindlichen Seite war Graf Mensdorff gleich nach der Hiobspost von Königgrätz zu dem geschlagenen Heere hingeeilt, um sich durch eigne Beobachtung von der Lage der Dinge zu überzeugen. Er fand alle trüben Ahnungen bestätigt, mit welchen er diesem Kriege entgegen gegangen war. Seit dem ersten Morgengrauen des 4. Juli hatten die Truppen Tag für Tag im Marsche bleiben müssen; nur unvollständig hatte man die taktischen Verbände hergestellt; an eine Ergänzung des eingebüßten Materials war erst in Olmütz zu denken. So hatte man nur das zehnte Corps und die drei Divisionen der schweren Reiter-Reserve nach Wien befehligt; der Zug der übrigen ging unter neuer Erschöpfung der Mannschaft unablässig weiter auf Olmütz. Mensdorff sah, daß die Armee vor allen Dingen Ruhe bedurfte, um wieder kampffähig zu werden; er sandte also am 7. Juli den General Gablenz zum zweiten Male an König Wilhelm mit einem Antrag auf Waffenstillstand. Nach Wiener Brauch war Form und Inhalt der Botschaft um so stolzer bemessen, je größer die Schwäche war, der sie Abhülfe bringen sollte, so daß Moltke dem General am 8. die Antwort schrieb: der König sei zu einem Stillstand behufs solcher Verhandlungen bereit, welche zu einem dauerhaften Frieden führen könnten; Eröffnungen dieser Art seien aber

nicht gemacht worden; auch sei vor jeder Entschließung eine Verständigung mit Italien nöthig, und auf Bedingungen eines Stillstandes, wie der Antrag sie enthalte, könne Se. Majestät unter allen Umständen jetzt nicht eingehen.

Ebenso gründlich wie der König und Moltke durch die militärischen, war Bismarck durch die politischen Sorgen in Anspruch genommen. Die ersten Erwägungen über den demnächst zusammen tretenden Landtag machten sich geltend; mit mehreren der norddeutschen Kleinstaaten, Braunschweig, Hamburg, Mecklenburg-Strelitz, welche jetzt mehr oder weniger widerwillig auf Preußens Seite standen, setzte es scharfe Weiterungen über die Säumigkeit ihrer Rüstungen. Indessen, diese Dinge störten Bismarck's Seelenruhe wenig; um so mehr nahm sie das Verhältniß zu den außerdeutschen Großmächten in Anspruch. Zwar die englischen Minister redeten überall freundlich, und von Rußland, welches einstweilen jede Äußerung vermied, schien kein thätiges Hervortreten zu besorgen. Aber Frankreich! Bismarck's Blut wallte auf, wenn er nach all den guten Zusicherungen des neuen Auftretens der Pariser Regierung gedachte. Von den geheimen Abreden des 12. Juni wußte er nichts, aber die Moniteur-Note reichte zum Erweise irgend welcher Verständigung zwischen Paris und Wien vollkommen aus, und wer konnte die weitern Folgen ermessen, den möglichen Abfall des fortdauernd unthätigen Italien, eine neue Versteifung des so gründlich erlegenen Österreich, und endlich das Erscheinen französischer Begehren deutscher Grenzlande! In seinem Innern war er fest entschlossen, dies Letzte um keinen Preis freiwillig zu gewähren, sondern, wenn es sein müsse, auf Tod und Leben dagegen zu kämpfen, und sich hundert Mal

eher Österreich gegenüber zu den schmerzlichsten Verzichten herbei zu lassen. Wohl behielt er bei aller Entrüstung, mit der ihn das Eingreifen der Fremden erfüllte, die Klarheit des Blickes, die berechnende Mäßigung, den Sinn für das zugleich Nöthige und Erreichbare. Aber seine Nerven wurden schwer geprüft. Wie lange hatte er gekämpft und gerungen, um den nach seiner Überzeugung unvermeidlichen Krieg im rechten, im letzten Augenblick zum Ausbruch zu bringen! Und jetzt, wo durch unvergleichliche Triumphe die glückliche Entscheidung gewonnen schien, warf ihn plötzlich Frankreichs Einmischung wieder in neue Unsicherheit, Gefahr und Spannung zurück. Wie von vorne mußte der steile Weg nochmals beschritten werden, und wieder hatte er Grund zur Befürchtung, die Lasten desselben allein tragen zu müssen. Ohne den Bruch mit Paris zu fürchten, wünschte er dringend, ihn zu vermeiden, und vor Allem, nicht gleichzeitig gegen Österreich und Frankreich zu kämpfen. In jenem Briefe an seine Gemahlin vom 9. Juli sagte er: „uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind, und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht, wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen, und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn.“ Dazu kam die Schwierigkeit der Communicationen; weder von Goltz aus Paris, noch von Usedom aus Florenz erhielt man rasche Nachricht; den Depeschen des Letztern an Bismarck erging es nicht besser als dessen Telegrammen an ihn: irgendwo blieben sie mehrere Tage lang liegen. Auch mit dem Könige war in

diesen Tagen des Andrangs militärischer Geschäfte keine eingehende politische Erörterung zu erlangen. Aber bei Napoleon's Ungeduld mußte irgend etwas geschehen, ihn zu beschwichtigen; irgend eine, wenn auch nur vorläufige, Nachricht über die preußischen Friedensbedingungen, oder doch über die Richtung, in der sie sich halten würden, mußte er empfangen. Für sich war Bismarck darüber vollkommen im Klaren. Auch ohne Erläuterungen durch Goltz kannte er die französischen Menschen und Dinge hinreichend, um sicher zu erkennen, welche Forderung in Paris den größten Anstoß finden würde. Es war das Bild des deutschen Reiches unter preußischer Hoheit, welches die französische Stimmung in stürmische Aufregung versetzte. Um in ruhigem Fahrwasser zu bleiben, schien also der Versuch gerathen, für jetzt auf andere Weise Preußen den gebührenden Machtzuwachs zu verschaffen, wohl verstanden, ohne damit auf die künftige Vollendung der deutschen Geschicke zu verzichten.

So schrieb er am 9. Juli aus Pardubitz an Goltz:

„Das französische Cabinet hat den Wunsch ausgesprochen, unsere Forderungen zu kennen. Ew. Excellenz werden denselben Eindruck haben, wie ich, daß die öffentliche Meinung bei uns die Einverleibung Sachsens, Hannovers und Hessens in Preußen verlangt, und gewiß wäre dies für alle Betheiligten die zweckmäßigste Lösung, wenn sie sich ohne Abtretung andern preußischen Gebiets erreichen ließe. Meinestheils finde ich den Unterschied zwischen einer uns hinreichend günstigen Bundesreform und dem unmittelbaren Erwerb jener Länder nicht groß genug, um dafür das Schicksal der Monarchie von Neuem auf's Spiel zu setzen. Unser politisches Bedürfniß beschränkt sich auf die Disposition über die Kräfte

Norddeutschlands in irgend einer Form. Die Entscheidung über die Details dieser Form werden wir so viel wie möglich als innere, mit dem Parlament zu vereinbarende Angelegenheit zu behandeln haben. Unthunlich erscheint es mir, denen, welche am 14. Juni dem Bundeskriege gegen uns zugestimmt haben, dieselben Bedingungen zu bewilligen, wie denen, welche sich unserem neuen Bunde freiwillig angeschlossen: erstere sind zugleich die Mächtigeren und dem Bestande der künftigen Schöpfung deshalb Gefährlicheren. Dieses Bedenken läßt sich auf zwei Wegen beseitigen, einmal dadurch, daß man Sachsen, Hannover und Hessen ungünstigere Bedingungen in Betreff ihrer Militärhoheit auferlegt, oder aber dadurch, daß der Territorialbestand dieser Länder vermindert wird, der Sachsens etwa um den Leipziger Kreis, der Hannovers um Ostfriesland, unter Anerkennung unserer Successionsansprüche auf Braunschweig. Wichtig ist für uns außerdem die Gewinnung einer neuen Configuration von Hessen-Darmstadt, etwa durch Abtretung von Oberhessen an uns und Austausch gegen Hanau, falls es nicht gelingt, ganz Hessen-Darmstadt in den Norddeutschen Bund hinein zu ziehen."

Er spreche, bemerkte hier Bismarck, das Wort Norddeutscher Bund ganz unbedenklich aus, weil er es, wenn die uns nöthige Consolidirung des Bundes gewonnen werden solle, zur Zeit noch für unmöglich halte, auch Süddeutschland hinein zu ziehen. Es sei also, um unserer Schöpfung diejenige Begrenzung zu geben, welche ihr eine feste Verschmelzung sichert, gerade der jetzige Augenblick günstig, wo die Unmöglichkeit vorliege, die Vertretung Süddeutschlands unsererseits zum Parlamente zu berufen. Es werde beabsichtigt, dem preußischen Landtage eine Vorlage über die Parlaments-

wahlen in Preußen zu machen, und mit der Berufung des Reichstags aus den vom Feinde nicht occupirten Theilen Deutschlands ohne Zeitverlust vorzugehen.

Daß wir die Elbherzogthümer behalten, sei selbstverständlich; er würde, wenn dadurch andere Nachtheile abgewandt werden könnten, Sr. Majestät vorschlagen, in dem Landstriche nördlich von Alsen die Frage, ob deutsch oder dänisch, von dem Wunsche der Bevölkerung abhängig zu machen.

Nachdem Bismarck hierauf noch angeführt, daß ihm ein definitiver Königlicher Entschluß über diese Dinge noch nicht bekannt sei; der König denke übrigens an Thronwechsel in Hannover, Kurhessen, Meiningen, an eine böhmische Grenzregulirung, an Ersatz der Kriegskosten, vielleicht auch an Sicherung der ungarischen Constitution — schloß er mit folgenden Worten:

„Der Aufbruch des Hauptquartiers nöthigte mich, hier abzubrechen, und gebe ich Ew. Excellenz einstweilen Vorstehendes mit dem Anheimstellen hin, zunächst versuchen zu wollen, welcher Eindruck und welche außerdeutschen Compensationsforderungen bei Frankreich hervorgerufen werden, wenn wir die volle Annexion von Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau fordern, demnächst aber die weitern oben entwickelten Eventualitäten in gleicher Weise sondirend durchzusprechen. Ew. Excellenz wollen dabei, ohne zu drohen, doch durchblicken lassen, daß wir einen im Verhältniß zu unsern Erfolgen unehrenvollen Frieden nicht anzunehmen, fest entschlossen sind. Sollten die Aussichten, welche Österreich uns bisher auf directe Verständigung macht, und welche, nachdem auch Graf Mensdorff sich bei der Armee eingefunden hat, möglicher Weise von ihm in einer Zusammen-

kunft discutirt werden, sich nicht verwirklichen, Frankreich aber eine drohende Haltung gegen uns annehmen, so würden wir die Entwicklung der letztern abwarten, dann aber auch auf der vollen Grundlage der Reichsverfassung von 1849 die nationale Erhebung Deutschlands bewirken, und jedes Mittel ohne Rücksicht auf irgend einen Parteistandpunkt zur Kräftigung des Widerstandes der Nation anwenden. Bisher aber habe ich die Überzeugung, daß die Befürchtungen des Berliner Publicums in dieser Richtung unbegründet sind, und daß wir, wenn es mir gelingt, die diesseitigen Forderungen auf das verständige und für uns ausreichende Maaß herabzustimmen, uns mit dem Kaiser Napoleon werden einigen können."

Um für die bevorstehende Unterhandlung der vorher bezeichneten Annexionen eine feste materielle Grundlage zu geben, veranlaßte Bismarck noch an demselben Tage eine Depesche an General Falckenstein, die Länder nördlich des Mains so weit wie irgend möglich zu besetzen. Am 10. Juli telegraphirte er aus Hohenmauth erläuternd an Goltz: „Stellen Sie die Alternative zwischen Annexion und Reform nicht in der Art auf, daß Zwischenstufen mit Annexion einiger gegnerischer Länder ausgeschlossen wären, und halten Sie daran fest, daß jede volle Annexion, die ohne Abtretung preußischen Gebiets erlangt werden kann, besser ist, als die halbe auf dem Reformwege."

Mit diesen Eröffnungen tritt der Krieg in eine neue Phase. Wir haben es gesehen: Preußen hat ihn begonnen zum Zwecke der Bundesreform, zur Behauptung Schleswig-Holsteins, ohne einen Gedanken an weitere Annexionen. Napoleon ist es gewesen, welcher durch seinen Widerspruch

gegen die deutsche Einheit Bismarck genöthigt hat, für jetzt auf andere Weise, durch Verstärkung der preußischen Hausmacht, dem Könige die für Deutschlands Interessen erforderliche Machtstellung zu geben. Bismarck verzichtete damit einstweilen auf die Heranziehung der Südstaaten in seinen neuen Bund. Aber mit voller Sicherheit ist es auszusprechen, daß er niemals den Gedanken einer bleibenden Zerreißung Deutschlands gehabt hat. Wenn er sich jetzt zur Abwehr einer französischen Einmischung auf eine feste Consolidation des deutschen Nordens beschränkte, so verlor er doch keinen Augenblick den Zusammenhang Gesammtdeutschlands und die Verkörperung desselben in fester Rechtsform aus dem Auge. Was ihn dabei von den Männern der Paulskirche unterschied, war nicht eine Meinungsverschiedenheit über das Ziel, sondern die größere Elasticität, womit er die verschiedenen Mittel und Wege auffand, und die Auswahl derselben den Umständen anpaßte. Im Jahre 1850 hatte man dafür die Formel des engern Bundes im weitern gehabt; 1866 dachte Bismarck neben der Gründung des norddeutschen Bundes an die Erneuerung des alten Bundestags, welcher dann freilich nicht siebzehn, sondern nur fünf oder sechs Curien haben würde, den Nordbund, Österreich, die süddeutschen Staaten. Die Ausgestaltung eines solchen Planes war in seinem rastlos arbeitenden Geiste damals noch flüssig und in jedem Augenblicke von den Verhältnissen abhängig. Aber nach allen Seiten suchte er sich die Wege offen zu halten und Anknüpfungen zu finden. Wenige Tage nach Königgrätz hatte er Goltz beauftragt, bei seinem bayerischem Collegen in Paris zu sondiren, ob nicht Pfordten jetzt geneigt sein würde, sich bei der preußischen Bundesreform zu betheiligen, welche

Bayern ja den Heerbefehl im deutschen Süden zubillige: und dazu paßte dann sehr gut der vorher erwähnte Erlaß an Falckenstein, welcher dessen Thätigkeit von Bayern hinweg gegen andere Widersacher richtete. Aber auch an den Hauptgegner, an Österreich, dachte Bismarck in gleichem Sinne. Es ging nicht an, amtliche Vorschläge nach Wien hinüber zu senden; so ließ er in Petersburg, wo man über Napoleon's einseitiges Vorgehen fortdauernd gereizt war, die Mittheilung machen, wie viel vortheilhafter als die französische Vermittlung eine directe Verständigung mit Preußen für Österreich sein, wie gerne dann König Wilhelm die günstigsten Bedingungen genehmigen würde. Er glaubte, annehmen zu dürfen, daß die russische Regierung diesen Wink bereitwillig nach Wien weiter geben würde.

Wohl hatte er daneben die französische Vermittlung „im Princip" angenommen, aber nach seinen Vorbehalten wurde dies Verhältniß ein bindendes für ihn erst dann, wenn er sich mit Napoleon über die aufzustellenden Friedensbedingungen unter Italiens Zustimmung verständigt hatte: bis dahin hatte er freie Hand, auch auf jedem andern Wege nach einem erfolgreichen Abkommen zu suchen. Seit der Moniteur-Note vom 5. Juli hielt er sich überhaupt von jeder Verpflichtung gegen den unzuverlässigen Vermittler entbunden.

Während nun der Feldjäger mit den Aufträgen Bismarck's nach Paris eilte, stieg die Verlegenheit und Unruhe Napoleon's mit jeder Stunde. Kaum hatte er jene große Unterredung mit Goltz gehabt, so ließ er am 12. Juli den Prinzen Reuß zu sich laden, ob derselbe noch nichts Weiteres über die preußischen Forderungen wisse, ob und in welcher Weise man zum Waffenstillstand bereit sei. Er sei auf

glühenden Kohlen; die Stimmung verschlechtere sich täglich; er müsse in den Stand gesetzt werden, dem Lande zu sagen, daß die preußischen Bedingungen mit den Interessen Frankreichs sich vereinigen ließen. Der Hauptpunkt sei, daß in der neuen Bundeseinrichtung Süddeutschland, wenn auch nur scheinbar, vom Norden getrennt bleibe. Dies würde seine Stellung entlasten, und es ihm möglich machen, sich Preußens Friedensartikel anzueignen.

So eilte Goltz, nachdem er am Abend die Depeschen des Feldjägers empfangen, guter Hoffnungen voll, am 13. Juli zu Napoleon, noch dazu erfrischt durch die Kunde, daß der Kaiser so eben Herrn Drouyn de Lhuys schriftlich aufgefordert hatte, zu erklären, ob er Seine Politik auszuführen Willens sei; sonst müsse Se. Majestät sich mit Bedauern von ihm trennen. Der Minister hatte sich nach seiner uns bekannten Weise beeilt, nicht seine Entlassung zu nehmen, sondern unbedingten Gehorsam zu versprechen. Unter diesen Umständen fand sich Goltz nicht bemüßigt, ihn von seinen Eröffnungen an den Kaiser vorher in Kenntniß zu setzen.

Napoleon empfing den Grafen freundlich, aber in heißer Ungeduld. „Sagt mir aufrichtig, rief er, wollt Ihr Zeit gewinnen, um Wien zu nehmen? alle Welt bestürmt mich, gegen Euch einzuschreiten, weil ich als Vermittler bei Euerem steten Vorgehen eine lächerliche Rolle spiele.“ Goltz erinnerte an die Unmöglichkeit, bei den weiten Entfernungen zwischen Paris und den Hauptquartieren die Unterhandlung rascher zu fördern, als geschehe, und machte dann Mittheilung von dem Inhalt seiner Instruction. Napoleon erklärte sogleich, daß er gegen den Norddeutschen Bund nichts einzuwenden habe, und daß ihm auch die Form, ob Annexion oder nur

militärische Unterordnung, sei es aller, sei es einzelner norddeutscher Staaten, gleichgültig sei, sofern nur Preußen das Königreich Sachsen aus seinem Systeme herauslassen und auf die Verbindung mit Süddeutschland verweisen wollte. Den letzteren Gedanken wies Goltz als unausführbar zurück, und fragte, ob Napoleon diesen Vorschlag mache, behufs Verstärkung des süddeutschen Systems gegenüber dem mächtigeren Norden, oder aus Wohlwollen gegen das sächsische Königshaus. Der Kaiser erwiderte, die sächsische Dynastie sei ihm völlig gleichgültig; er wünsche nur, das Gleichgewicht einiger Maaßen herzustellen. Goltz bemerkte, hierauf könne dann vermittelst anderer Formen hingewirkt werden, worauf Napoleon bemerkte, er lege besondern Werth auf das Recht Süddeutschlands, als einer selbständigen Staatengruppe, Bündnisse zu schließen und Kriege zu führen: dazu nöthige ihn die öffentliche Meinung in Frankreich, welche durch die Besorgniß vor der Gründung eines neuen deutschen Reiches unter preußischer Hoheit besonders beunruhigt sei. Goltz sprach hienach die Hoffnung aus, daß Napoleon's Absichten mit dem preußischen Programm nicht in Widerspruch ständen. Nur müßte mit Tact jede Redeweise vermieden werden, welche einen ausdrücklichen Verzicht auf die Idee der deutschen Einheit enthielte: denn, wenn es nicht zum Frieden käme, so könnte Preußen genöthigt werden, an diese Idee zu appelliren und die Ausführung der Reichsverfassung von 1849 auf seine Fahne zu schreiben.

Übrigens wünschen wir, sagte Goltz, jede Störung des europäischen Gleichgewichts zum Nachtheile Frankreichs, zu vermeiden. Eintretenden Falles würden wir also entweder unsere Forderungen ermäßigen oder Frankreichs Gegenforde-

rungen erwarten und discutiren. Napoleon aber trat mit keinem Compensations-Begehren hervor, sondern warf nur die Frage auf, ob Preußen nicht dem Könige von Sachsen die Rheinprovinz geben könnte — was dann Goltz, im Hinblick auf die Stimmung des Volkes, für unmöglich erklärte.

Hienach schenkte der Kaiser den Partial-Annexionen, von welchen Goltz als möglichen Auskunftsmitteln redete, geringe Aufmerksamkeit, und erklärte die etwaige Thronentsagung der preußenfeindlichen Souveräne für eine ihm durchaus gleichgültige Sache. Um so bestimmter begehrte er die Integrität Österreichs mit Ausnahme Venetiens, wodurch kleine Grenzberichtigungen nicht verboten seien.

Somit sei, schloß Goltz, die Möglichkeit eines Einverständnisses festgestellt. Napoleon entgegnete: wenn dann König Wilhelm zum Waffenstillstand bereit sei und sich die besprochenen Friedensgrundlagen aneigne, so werde er, Napoleon, die letztern nach Wien mit dem Bemerken übersenden, daß im Falle der Ablehnung seine Vermittlung erloschen sei und er Österreich seinem Schicksal überlasse. Es würde übrigens gut sein, sagte er zu Goltz, die Friedensgrundlagen in wenigen Zeilen zu Papier zu bringen. Goltz bot ihm an, dies zu versuchen; der Kaiser war damit einverstanden.

Sehr zufrieden mit dem Verlaufe dieses Gespräches, fuhr Goltz zu einer Zusammenkunft mit dem Prinzen Napoleon, Rouher und Nigra. Rouher erzählte ihm, wie nahe man vor drei Tagen dem Kriege gewesen, wie Drouyn de Lhuys und Genossen auch jetzt noch in diesem Sinne zu wühlen fortführen: wir stehen, sagte er, auf einem Vulcan; Alles hängt davon ab, daß es rasch zum Waffenstillstand kommt, ehe Sie in Wien einziehen, was der Kaiser nicht ertragen

würde; schließen Sie also den Stillstand, sobald Österreich seinen Austritt aus dem deutschen Bunde bewilligt; alles Andere findet sich dann von selbst. Prinz Napoleon bestätigte dies: wenn Ihr, sagte er, ihm diesen Hauptpunkt zugesteht, so wird er bei allen andern Friedensbedingungen Euch gerne gefällig sein; er hofft dann auf gleiche Gesinnung von Eurer Seite. Denn auch er wünscht, der öffentlichen Meinung zu Liebe, einen kleinen Landerwerb, und Ihr würdet ihn vollständig gewinnen, wenn Ihr ihm einen solchen anbieten wolltet. Übrigens erklärte sich der Prinz bereit, am 14., wenn Goltz dem Kaiser die Redaction der Friedensbasis vorlege, ihn mit einem nachdrücklichen Briefe an denselben zu unterstützen. Das Schreiben, welches er darauf an seinen hohen Vetter erließ, ist merkwürdig genug, um seinen Hauptsätzen auch hier eine Stelle einzuräumen.

Nachdem der Prinz in kurzen Worten als selbstverständlich die Thatsache hingestellt, daß ein Bruch mit Preußen und Italien zunächst die Vernichtung des großen Werks von 1859 und die erneuerte Auslieferung Italiens an Österreich sein würde, bemerkt er hinsichtlich Preußens: „man muß erwarten, daß Herr von Bismarck, wenn durch Frankreich im Rücken bedroht, seine letzte große Karte ausspielen, nicht mehr als Preuße, sondern als Deutscher auftreten, und die Leidenschaften von ganz Deutschland aufrufen würde, indem er die Reichsverfassung des revolutionären Parlaments von 1849 proclamirte. In welche Lage versetzte er uns damit! Was wäre dann unser Beweggrund zu einem Kriege gegen Preußen und ganz Deutschland? Im Namen des europäischen Gleichgewichts würde der Kaiser ausziehen gegen ein Volk, das uns nichts nehmen, das sich nur nach eignem Ermessen in

seinem Innern organisiren will. Für einen Krieg also gegen den Grundsatz der Nationalität, gegen die liberalen Ideen, gegen den Willen Deutschlands, sich eine Verfassung nach seinen Wünschen zu geben, sollte der Kaiser das Schwert ziehen? Im Jahre 1792 bildete sich die Coalition, und erließ der Herzog von Braunschweig sein berüchtigtes Manifest im Namen des europäischen Gleichgewichts und zur Beseitigung der revolutionären Verfassung, die sich Frankreich gegeben hatte."

Es liege freilich, fuhr der Prinz fort, im französischen Interesse, daß Deutschland getheilt bleibe, aber nur durch Schonung, Milde und Geschicklichkeit sei das zu erreichen; Drohung und Gewalt würden Alles verderben.

„Wer den Kaiser als Vertreter der europäischen und klericalen Reaction in Europa zu sehen wünscht, muß ihn zu einem Bündniß mit dem österreichischen Cadaver und zu einem Kriege gegen Preußen, Deutschland und Italien drängen. Diejenigen aber, welche in ihm den erleuchteten Führer der Revolution, der Freiheit und der Nationalitäten bewundern, der Grundsätze, die seine wahre Größe bei der Nachwelt verkünden werden, diese würden schwer betroffen an dem Tage sein, an dem er auf eine Politik einginge, welche selbst bei augenblicklichem Triumphe den ächten Ruhm Napoleon's III. vernichten müßte."

Unterdessen arbeitete Goltz den mit dem Kaiser verabredeten Entwurf der Friedensvorschläge aus. Er fand sich dabei etwas im Gedränge zwischen den französischen Äußerungen und den Vorschriften seiner Instruction. Zwar in der Selbstbeschränkung Preußens auf den deutschen Norden und der größeren Selbständigkeit Süddeutschlands stimmten Beide trefflich zusammen. Anders aber stand es mit der Frage der von Bismarck jetzt in die erste Reihe gerückten

Annexionen. Schlug er diese große Einverleibung (Sachsen, Hannover, Kurhessen, Nassau) vor, so besorgte er, daß Napoleon sie entweder ablehnen oder mit Gegenforderungen beantworten würde. Wenn er aber eine Anzahl kleinerer Landstriche erwähnte, so fürchtete er, vielleicht die wirklichen Wünsche seiner Regierung nicht zu treffen, oder hinter denselben zurück zu bleiben. So beschloß er, in dem Actenstücke die Annexionen völlig zu übergehen, im Vertrauen auf Napoleon's Äußerung, daß ihm die innere Gestaltung des Norddeutschen Bundes gleichgültig sei, und legte dem Kaiser am 14. Juli folgende Sätze vor:

„Österreich erkennt die Auflösung des alten deutschen Bundes an, und widersetzt sich nicht einer neuen Organisation Deutschlands, an der es keinen Theil nimmt.

Preußen bildet eine Union Norddeutschlands, welche alle Staaten nördlich der Mainlinie umfaßt; es wird den Befehl über die Truppen derselben erhalten.

Die deutschen Staaten südlich vom Main haben die Freiheit, unter sich eine süddeutsche Union zu schließen, die eine internationale, unabhängige Stellung genießt. Die zwischen der nördlichen und der südlichen Union zu erhaltenden nationalen Bande werden durch freies, gemeinsames Einverständniß geregelt.

Die Elbherzogthümer werden mit Preußen vereinigt, außer den Bezirken Nordschleswigs, deren Einwohner in freier Abstimmung die Rückabtretung an Dänemark wünschen würden.

Österreich und dessen Verbündete ersetzen Preußen die Kriegskosten.“

Napoleon erklärte sich überall befriedigt, namentlich durch

die Sätze über den Nord- und den Südbund. Nur in dem letzten Artikel verbesserte er: einen Theil der Kriegskosten, um das bankerotte Österreich nicht völlig abzuschrecken. Endlich fügte er auf Grund einer gestern erhaltenen Erklärung des Kaisers Franz Joseph noch den Satz hinzu:

„Österreichs Integrität, außer Venetien, wird erhalten."

Sie haben ganz meine Gedanken ausgedrückt, sagte er dann zu Goltz, und dieser war stolz auf die hohe Anerkennung seines schriftstellerischen Talents. In der That, weit genug war man von den Stimmungen entfernt, in denen Drouyn de Lhuys den Kaiser zu überreden hoffte, dem Könige Wilhelm schwere Beschränkungen der preußischen Erfolge aufzuerlegen. Jetzt war es der preußische Botschafter selbst, welcher von dem Kaiser den Auftrag erhalten hatte, eine für Preußen annehmbare Friedensbasis im Namen der französischen Regierung auszuarbeiten. Ein seltener Vorgang in den Annalen der Diplomatie.

In welchem Grade damals Napoleon innerlich zufrieden war, den von Drouyn de Lhuys vorbereiteten Verwicklungen entronnen zu sein, mußte gleich nachher der sächsische Minister, Herr von Beust, empfinden. Er weilte seit einigen Tagen in Paris, um Frankreichs mächtigen Schutz für sein bedrängtes Land zu erflehen. Zur Audienz bei Napoleon zugelassen, entwickelte er dem Kaiser, wie dringend rathsam es sei, ein französisches Heer von 100000 Mann am Rheine als Demonstration gegen Preußen aufzustellen. Napoleon erwiderte ihm, daß Beust ja gar nicht wisse, ob Er die preußische Politik Frankreichs Interessen zuwider laufend erachte, und ihr daher durch eine Einschüchterung entgegen zu treten Anlaß habe.

Der arme Beust, sagte der russische Botschafter, Baron Budberg, ist drei Tage zu spät gekommen.

Napoleon hatte mit Goltz verabredet, das gewonnene Ergebniß noch in derselben Stunde an die beiden streitenden Monarchen mit der Aufforderung zur Annahme dieses Friedensprogramms und auf dessen Grund zum Abschluß des Waffenstillstands zu telegraphiren. Denn, wenn Napoleon daran lag, seine Vermittlung nicht durch neue große Erfolge der preußischen Heere dem allgemeinen Gespötte verfallen zu sehen, so war Eile nöthig. Trotz der Abtretung Venetiens gestaltete sich die Lage Österreichs mit jedem Tage mißlicher.

Auf der italienischen Seite blieb Cialdini im Vorrücken, allerdings mit sehr kleinen Schritten. Wie immer in solchen Fällen, gab es militärische Gründe in Fülle zur Rechtfertigung seiner Langsamkeit; ohne Zweifel aber lag die wesentliche Erklärung derselben auf dem politischen Gebiet. Auf der einen Seite drängten der König und Ricasoli vorwärts, auf der andern hielten Malaret und La Marmora zurück: daraus ergab sich als mittlere Resultante ein Zeitmaaß seines Vormarsches, bei welchem er Wien vielleicht nach zwei Monaten erreicht hätte.

Immerhin war selbst diese geringfügige Leistung nicht ohne Nutzen für die preußische Kriegführung. Österreich hatte Venetien dem Kaiser Napoleon in der Auffassung abgetreten, daß damit der Krieg im Süden zu Ende sein würde; dann hätte man 120000 Mann siegreicher Truppen von dort zum Kampfe gegen Preußen an die Donau bringen können. Da aber die Italiener trotz Napoleon's Abmachung in Venetien einrückten, wagte man weder das Festungsviereck zu entblößen, noch die ganze Feldarmee des Südens nach Wien zu

berufen: man ließ vielmehr das siebente Corps und alle Besatzungstruppen einstweilen zurück, und befehligte nur das fünfte und neunte Corps, nebst der Reiterbrigade Pülz, im Ganzen 57000 Mann, zum Schutze der Reichshauptstadt an die Donau. Anfangs hatte man die Absicht, dorthin von der Nordarmee außer dem zehnten Corps und dem größten Theil der Reiterei, nur noch ein oder zwei Corps zu ziehen, während Benedek mit den übrigen von Olmütz aus im Rücken des Feindes operiren sollte: am 9. Juli aber telegraphirte Erzherzog Albrecht eine so kräftige Verwahrung gegen diese Zersplitterung der Kräfte, welche dem Feinde eine leichte Besiegung zuerst der einen und dann der andern Masse in Aussicht gestellt hätte, daß am 10. Juli der Befehl an Benedek abging, nach ausreichender Besetzung von Olmütz seine sämmtlichen Truppen, so weit wie möglich auf der Bahn, sonst aber mit Fußmärschen, an und über die Donau zu befördern. Trotz seiner Vorstellung, daß solche Märsche die noch nicht ausgeruhten Truppen wieder erschöpfen und kampfunfähig machen würden, blieb es bei dem Befehl, und es begann zunächst auf der Bahn die Einschiffung des dritten und des sächsischen Corps nach Wien. Die übrigen sollten vom 11. bis zum 14. Juli successive mit Fußmarsch folgen, und binnen zehn Tagen theils Wien, theils Preßburg erreichen. Für Alle ging die gerade Straße den von Olmütz nach Süden strömenden Marchfluß entlang, welchem auch die Eisenbahn von Olmütz bis zur niederösterreichischen Grenze bei Göding folgte, um sich dann, südwestwärts wendend, bei Lundenburg mit der Brünn-Wiener Bahn zu vereinen. Von Göding aus führte südwärts, stets im Marchthal bleibend, die nächste Straße nach Preßburg.

Die Frage war, ob diese Märsche sich ohne Störung von preußischer Seite vollziehen würden, und bereits lag eine solche Gefahr so nahe, daß Erzherzog Albrecht, als er am 13. Juli das Obercommando über alle österreichischen Streitkräfte übernahm, es eine seiner ersten Sorgen sein ließ, an Benedek die Weisung zu telegraphiren, bei einem preußischen Angriff auf seine Flanke sich nicht auf größere Kämpfe einzulassen, sondern nach Osten auszubiegen, und Preßburg auf einem Umweg zu erreichen.

Die preußische zweite Armee hatte anfangs eine Stellung nordwestlich von Olmütz, zwischen Littau und Konitz, eingenommen, um Schlesien gegen einen etwaigen Offensivstoß Benedek's zu decken. Bald aber ließen die Kundschafter-Nachrichten keinen Zweifel darüber, daß bei dem Zustande seiner Truppen Benedek an ein solches Unternehmen nicht denken könne. Demnach rückte die zweite Armee in eine zwei Meilen südwestlich von Olmütz gelegene Stellung, zwischen Konitz und Proßnitz, von welchem letztern Orte die March binnen wenigen Stunden erreicht werden konnte. Gleichzeitig ging der Vormarsch der ersten und der Elbarmee nach Süden unaufhaltsam seinen Gang, vom Gegner nicht behelligt, mit Ausnahme einiger unbedeutender Scharmützel zwischen den Spitzen des preußischen Vortrabs und der äußersten Nachhut der nach Wien eilenden kaiserlichen Reiter-Divisionen. Das königliche Hauptquartier kam am 11. Juli nach Zwittau, am 12. nach Czernahora, am 13. nach der mährischen Landeshauptstadt Brünn. Damals erreichte die Elbarmee bereits Znaim an der Thaja, dicht an der Grenze Niederösterreichs, die Vortruppen der ersten Armee aber gelangten auf gleicher Höhe mit jenen nach Muschau an der

großen Heerstraße nach Wien. Hier aber erhielten sie Befehl, von der Straße hinweg sich nach Südosten zu wenden, Lundenburg zu besetzen und bei Göding in das Marchthal vorzudringen, womit dann die von Olmütz direct nach Wien und Preßburg führenden Straßen verlegt wären.

Während diese Bewegungen sich entwickelten, traf der französische Botschafter, Graf Benedetti, im preußischen Hauptquartier ein. Er war am 9. Juli von Berlin abgereist, hatte dann in Böhmen, wo alle Straßen von marschirenden Truppen, endlosen Reihen von Verwundeten und Gefangenen, militärischen Transporten aller Art überfüllt waren, eine langsame und beschwerliche Fahrt gehabt, dabei aber auch eine deutliche Anschauung von der Qualität der preußischen Soldaten gewonnen. Wahrhaftig, das sind keine Milizen, sagte er nachher zu Bismarck, das sind ächte Troupiers. In der Nacht vom 11. auf den 12. langte er in Zwittau an, erfragte Bismarck's Quartier, und trat völlig überraschend bei ihm ein. Er fand ihn in einem öden, von den Besitzern verlassenen Hause, bei spärlicher Beleuchtung am Schreibtisch, einen Revolver neben dem Briefpapier. Bismarck empfing ihn freundlich; die Vermittlung einmal angenommen, hatte er, wie wir wissen, mehrmals die Sendung eines französischen Bevollmächtigten begehrt. Er verbarg ihm freilich nicht die Verstimmung, welche Napoleon's Auftreten am 5. Juli bei dem Könige hervorgerufen, und sprach noch stärker sein Bedauern aus, als Benedetti nur mit dem Verlangen raschen Waffenstillstandes beauftragt, für die Friedensverhandlung aber ohne Instruction zu sein erklärte. Benedetti predigte Mäßigung, um nicht die neutralen Mächte zu thätiger Dazwischenkunft zu nöthigen; Bismarck blieb bei seinem Satze,

daß ohne Friedensbasis und ohne Italiens Zustimmung ein Stillstand unmöglich sei. Das Gespräch dauerte ergebnißlos bis vier Uhr Morgens, worauf dann Bismarck den Botschafter und dessen Secretär ersuchte, sein einsames Quartier mit ihm zu theilen. Am folgenden Tage wurde Benedetti von dem Könige in Czernahora empfangen. Es zeigte sich, daß der Monarch vollständig auf den Standpunkt von Bismarck's am 9. nach Paris gesandter Depesche hinüber getreten war. Er forderte nicht mehr die Suprematie über ganz Deutschland, um so bestimmter aber den Nordbund, und innerhalb desselben territoriale Verbindung der beiden Hälften des preußischen Staates. Benedetti konnte natürlich hierüber keine amtliche Auskunft ertheilen, drängte aber um so mehr auf den Waffenstillstand. Der König berief Moltke und einige andere Generale des Hauptquartiers zu einer Besprechung der militärischen, hiefür erheblichen Rücksichten. Man einigte sich dahin, daß einige Ruhetage der preußischen Kriegführung nützlich sein könnten; die unausgesetzten Märsche hatten die Kräfte von Mann und Roß schwer angestrengt, die Fußbekleidung der Soldaten, den Hufbeschlag der Pferde stark mitgenommen; einige Tage zur Herstellung würden recht ersprießlich sein. So wurde Benedetti folgender Vorschlag gemacht: Um für die Zeit, in der man Italiens Äußerung über den Stillstand und Goltz's Antwort auf die Depesche vom 9. Juli erwartete, dem Kaiser der Franzosen die entgegenkommende Gesinnung Preußens darzuthun, wolle man, gleiches Verhalten Österreichs vorausgesetzt, sich während drei Tagen jeder Feindseligkeit enthalten; dabei würde Preußen seine Streitkräfte auf drei Meilen weit von Olmütz, Österreich die auf dem linken Thaja-Ufer stehenden Truppen hinter

den Fluß zurückziehen; im Übrigen würden alle Streitkräfte beider Theile an der Stelle stehen bleiben, wo sie sich augenblicklich befänden. Benedetti's Secretär überbrachte diesen Vorschlag nach Wien. Hier aber fand man, daß dadurch die Ankunft der beiden Armeen an der Donau verzögert würde, worauf man sich nimmermehr einlassen könne, und antwortete durch einen Gegenvorschlag, nach welchem die preußischen Truppen zwei Meilen weit von dem Marchflusse entfernt bleiben sollten, mithin Benedek's Marsch an die Donau gesichert werden würde. Dies wurde dann ebenso bestimmt von Preußen abgelehnt, und die Feindseligkeiten behielten demnach ihren Fortgang.

Schon im Laufe des 14. Juli hatte General von Hartmann, der mit seiner Reiterdivision die Spitze der zweiten Armee bildete, die Meldung gemacht, daß seine Vorposten feindliche Truppenzüge von Olmütz nach Süden wahrnähmen, daß nach Aussagen von Gefangenen Benedek's ganze Armee nach Wien auf dem Marsche sei, daß Angaben der Einwohner dies Alles bestätigten. Der General bat also um Unterstützung von Infanterie, um zunächst auf Tobitschau an der March, und von dort vielleicht weiter auf die Eisenbahnstation Prerau losgehen zu können. Es wurde ihm während der Nacht die Brigade Malotki vom ersten, bei Proßnitz stehenden Corps zugesandt, und dann am Morgen des 15. der Angriff auf Tobitschau begonnen.

Auf der österreichischen Seite standen die Dinge wie folgt. Der Eisenbahntransport hatte das dritte Corps und einen Theil der ersten sächsischen Division bereits nach Wien befördert; der Rest der letztern hatte heute die Fahrt begonnen und Prerau passirt. Die sonstigen Truppen hatte

Benedek für den Fußmarsch in drei Staffeln getheilt, die erste, das zweite und das vierte Corps, war ebenfalls schon an Prerau und Tobitschau nach Süden vorüber gezogen; die zweite, das erste und achte Corps, kam jetzt eben auf dem linken Marchufer heran, und hatte zu ihrer Flankendeckung die Brigade Rothkirch vom achten Corps, die einzige, die noch nicht gegen Preußen gefochten[1]), auf das rechte Ufer vorgeschoben; die dritte Staffel, das sechste Corps und die zweite sächsische Division, waren noch zurück. Malotki's Vorgehen traf also in Tobitschau auf die Brigade Rothkirch, welche bei der Annäherung des Feindes ihre Batterien sofort in's Feuer setzte, und bald auch durch die Corps-Geschütz-Reserve verstärkt wurde. Eine Weile leisteten die Österreicher mannhaften Widerstand, dann aber stellte sich auch hier das Übergewicht des preußischen Feuergefechtes heraus, und nun erschienen Hartmann's westpreußische Cürassiere auf dem Kampfplatze, fielen mit einem überraschenden Flankenangriffe über die feindlichen Batterien her, und eroberten mit stürmender Hand nicht weniger als 18 Geschütze. Benedek, der selbst in der Nähe war, sandte einige Truppen zu Hülfe, als dann aber auch General Bonin eine zweite Brigade zu Malotki's Unterstützung heranführte, traten die Österreicher den Rückzug an. Tobitschau blieb in preußischem Besitz. Am Nachmittag ging dann Hartmann mit zwei Husarenregimentern über die March, und ritt eine Stunde weit bis zu dem Städtchen Roketnitz in das Land hinein. Er sprengte mehrere kleine Infanterie-Abtheilungen auseinander, überraschte eine lange Traincolonne, machte viele Ge-

[1]) Sie war zur Beobachtung der schlesischen Südgrenze detachirt gewesen.

fangene, ging dann aber, als eines seiner Regimenter durch einen Angriff österreichischer Husaren geworfen worden war, wieder über den Fluß zurück.

Schon diese Vorgänge mußten es Benedek zweifelhaft erscheinen lassen, ob er seinen Zug im Marchthal würde fortsetzen können. Als er dann am Abend die Nachricht erhielt, daß auch weiter stromabwärts preußische Truppen Göding besetzt und der sächsischen Abtheilung die Bahn verlegt hatten, war offenbar der von Erzherzog Albrecht vorgesehene Fall eingetreten, und Benedek sandte Befehl an seine sämmtlichen Corps, von der March ostwärts abzuschwenken, über die Pässe der kleinen Karpathen in das Thal der Waag zu ziehen, und von dort, mit einem Umweg von etwa zehn Meilen, nach Preßburg zu gelangen. Es wurde damit völlig unsicher, ob seine 100000 Mann zeitig genug die Donau erreichen würden, um an der dort bevorstehenden letzten Entscheidungsschlacht Antheil zu nehmen. Ein neuer, vielleicht sehr erheblicher Gewinn für die preußische Sache war auf diese Art erlangt.

3. Capitel.

Die Friedenspräliminarien.

In Wien wie im preußischen Hauptquartier fand die von Napoleon am 14. Juli vorgeschlagene Friedensbasis nur einen sehr bedingten Beifall.

Gleich nach dem Gespräche Napoleon's mit Goltz am 11. Juli hatte Drouyn de Lhuys dem Herzog von Gramont mitgetheilt, daß man die preußischen Forderungen zwar noch nicht kenne, immer aber den Ausschluß Österreichs aus dem deutschen Bunde als die erste Friedensbedingung betrachte. Es war nicht das erste Mal, daß nach Königgrätz dieses Wort in der kaiserlichen Hofburg ausgesprochen wurde. Als der Umfang der Niederlage dort bekannt geworden, hatte der Kaiser den großen Führer der ungarischen Opposition, Franz Deák, nach Wien entboten und seinen Rath gefordert. Deák rieth, Österreich möge die Quelle des Unheils schließen, indem es aus dem deutschen Bunde ausscheide; weder die Dynastie noch das Reich werde dadurch an Kraft und Ansehen verlieren. Übrigens werde, fügte er hinzu, Ungarn mit aller Macht in den Krieg eintreten, sobald der Kaiser die alten constitutionellen Forderungen des Landes

genehmige [1]). Das Letztere war nun eine verwickelte Frage des innern Staatsrechts; das Erstere kostete nur einen einfachen, nach den gemachten Erfahrungen kaum noch schweren Entschluß. So antwortete Graf Mensdorff nach Paris umgehend am 12. Juli, daß er über Österreichs Austritt aus dem Bunde jede Äußerung verschieben müsse, bis er Preußens sonstige Begehren kenne; denn, wenn sich darunter unannehmbare, wie z. B. das einer Gebietsabtretung, befänden, so würde Österreich lieber mit Ehren untergehen, als um solchen Preis den Frieden erkaufen. Damit war, wie man sieht, jede Landabtretung, aber keineswegs der Austritt aus dem Bunde als unmöglich bezeichnet, und hienach hatte, wie wir sahen, Napoleon seinem Programm die Unverletzlichkeit des österreichischen Besitzstandes außer Venetien hinzugefügt; dennoch aber war das Wiener Cabinet, als es am 15. Juli den französischen Vorschlag empfing, schwer betroffen, daß Napoleon's Beistand so weit hinter den am 12. Juni ausgetauschten Erwartungen zurückblieb, und demnach war Mensdorff's Antwort am 16. Juli wieder eine aufschiebende. Ehe Österreich sich entscheiden könne, müsse es zunächst erfahren haben, ob Preußen das Programm annehme. Der Gedanke lag nahe, daß, wenn Preußen es ablehne, die dann harmlos gewordene Annahme Österreichs den französischen Kaiser vielleicht auf den Standpunkt des 5. Juli zurückführen würde.

Man hatte Gründe in Fülle, eine solche Wendung zu ersehnen. Denn, wenn auch in diesem Augenblick die Truppen der aus Italien herbei gerufenen Corps in Wien einzutreffen begannen und bis zum 21. Juli vollständig dort

[1]) Aus einem Briefe Deák's mitgetheilt von Reményi, „Deutsche Rundschau".

versammelt sein konnten, so daß dann die Donau durch ungefähr 120000 Mann geschützt war, so konnte doch um dieselbe Zeit der Gegner in gleicher Zahl den Strom erreichen, und es blieb die sorgenschwere Frage, ob weiterhin Benedek oder der preußische Kronprinz früher vor Wien anlangen würde. Geradezu trostlos aber war die innere Lage. Für die Finanzen hatte Graf Larisch keine andere Hülfe, als ein Anlehen bei der Bank von 60 Millionen Papiergulden. Der hohe Klerus, dem das Concordat die freie Verwaltung der colossalen Kirchengüter zugewandt, hatte auf das Ersuchen des Ministers um eine größere Anleihe erwidert, daß zu seinem tiefen Kummer das Concordat jede Veräußerung von Kirchengut verbiete, und sich begnügt, seiner Vaterlandsliebe durch ein Almosen von 200000 Gulden für die Pflege der Verwundeten Ausdruck zu geben. Ungarn blieb unerbittlich auf dem alten Standpunkt: Forderung seiner Verfassungsgesetze und eines verantwortlichen Ministeriums, vor der Gewährung aber keine Leistung zum Kampf gegen Preußen. Deák beklagte, daß Ungarn zur Zeit todt sei, und nur durch kaiserliche Bestätigung der Verfassung wieder zum Leben erweckt werden könnte. In den übrigen Kronlanden bot die Regierung den Landsturm auf; Tirol stellte dann einige Tausend Mann, sonst aber waren nur heftige Verwahrungen der Bevölkerung die Folge. Die Hauptstadt Wien bildete zwar ein Freiwilligencorps, in welchem die in der Stadt zusammengeströmten Vagabunden unter militärische Disciplin gestellt wurden, und richtete zum Schutze der Sicherheit und des Eigenthums eine Bürgerwehr von 20000 Hausbesitzern und Beamten ein, sandte aber, um keinen Zweifel über ihre Meinung zu lassen, ihren Bürgermeister zum Kaiser, mit der

flehentlichen Bitte, die offene Stadt Wien nicht durch hartnäckige Vertheidigung den Greueln einer Belagerung auszusetzen, und ließ bald nachher eine dringende Vorstellung folgen, die patriotische Begeisterung der österreichischen Völker durch Herstellung des Verfassungsrechts neu zu beleben. Das Alles gab trübe Aussichten für einen weitern Kampf auf Leben und Tod. Dabei drängte Napoleon auf rasche Beendigung des Krieges; Gramont schilderte ihm zwar höchst eindringlich, daß Preußen im Westen völlig wehrlos sei, Napoleon also durch eine kleine Demonstration am Rhein den Frieden auf der Stelle ganz nach seinem Willen dictiren könne, erhielt darauf aber keine Antwort, und am 16. kam sein College Benedetti auf kaiserlichen Befehl nach Wien, um erneuerte Mahnungen zum Friedensschluß ausgehen zu lassen.

Was Preußen betraf, so empfing Bismarck bei den steten Störungen des böhmischen Telegraphendienstes die Pariser Nachrichten lange nicht so schnell wie Gramont und durch diesen Mensdorff. Seit Benedetti's Ankunft hatte er mit ihm tägliche Erörterungen über Preußens Mäßigung und Frankreichs Wohlwollen gehabt. In Bezug auf die preußischen Annexionen ließ Benedetti durchblicken, daß Napoleon wahrscheinlich gegen die Aneignung Hannovers und Hessens keinen Widerspruch erheben würde; als dann aber Bismarck weiter forschte, ob Napoleon dafür Compensationen begehren würde, und welche, hüllte sich der Botschafter in eisiges Schweigen, und verharrte in demselben, auch als Bismarck große Bereitwilligkeit zu solchen Zugeständnissen erkennen ließ, vorausgesetzt, daß Frankreich seine Ausdehnung nicht auf deutschem Boden, sondern anderwärts (also in Belgien oder der französischen Schweiz) suchen, und die Sache allein mit

Preußen, ohne Zuziehung der andern Höfe abmachen würde. Benedetti's Schweigen hatte zur Zeit den ausreichenden Grund, daß ihm Napoleon's Absichten über diese Fragen völlig unbekannt waren: Bismarck aber, der an eine solche Unwissenheit nicht recht glaubte, sah darin ein Anzeichen bedenklicher Hinterhaltigkeit der französischen Politik. Am 15. Juli, demselben Tage, an welchem Gramont dem Wiener Cabinet bereits das napoleonische Friedensprogramm vom 14. vorlegen konnte, empfing Bismarck erst ein Telegramm des Grafen Goltz über sein Gespräch mit Napoleon am 11. Darin fand sich nicht bloß kein Wort über die preußischen, Goltz damals noch unbekannten, Annexionswünsche, sondern der Botschafter erwähnte auch, daß Napoleon gegen die Ausschließung Österreichs aus dem deutschen Bunde Bedenken habe, und wenn Preußen zu hohe Forderungen stelle, eine französische Kriegserklärung möglich sei. Das Alles ließ dem Minister das Gelingen der französischen Vermittlung äußerst mißlich erscheinen, und da er entschlossen war, ungebührliche Zumuthungen auf jede Gefahr abzuweisen, so kam er auf den Gedanken zurück, einen Versuch zu directer Verständigung mit Österreich ohne französische Mitwirkung zu machen.

Gerade in diesen Tagen bot sich hiefür die Möglichkeit einer außeramtlichen Anknüpfung. Bürgermeister von Brünn war Dr. Giskra, einst Abgeordneter zum Frankfurter Parlament, seither Mitglied des österreichischen Reichsraths, ein talentvoller, geschäftserfahrener Mann, der in der Paulskirche das österreichische Interesse beredt verfochten hatte, in Österreich aber ebenso nachdrücklich den deutschen Standpunkt vertrat. Bismarck beschied ihn zu sich, und forderte ihn auf, nach Wien zu reisen, und dort, wenn möglich, Friedensver-

handlungen anbahnen zu helfen. „Die Bereitwilligkeit, hat Giskra später öffentlich erzählt [1]), den Frieden zu schließen, und zwar in Brünn den Frieden zu schließen, wurde ausdrücklich vom Grafen Bismarck betont, und zwar auf Grund folgender wesentlicher Bestimmungen, daß mit Ausschluß Venetiens der Länderbestand Österreichs integer bleibe, daß keinerlei Kriegsentschädigung gezahlt werde, daß in Deutschland der Main die Grenze für die preußischen Bestrebungen zu bilden habe, daß Süddeutschland freie Hand behalten, und Österreich nach eignem Ermessen sich mit demselben in Verbindung setzen möge; Alles dies jedoch unter der einen Bedingung, daß jede Intervention oder Mediation von Frankreich beim Frieden ausgeschlossen bleibe.“ Giskra war völlig einverstanden, und da ihm seine durch die preußische Occupation verdoppelten Amtsgeschäfte die Reise nicht verstatteten, beauftragte er unter Bismarck's Zustimmung den Baron Herring, Präsidenten des Brünner Handelsgerichtes, mit der Mission, welcher dann sofort nach Wien hinüber eilte. Bismarck's Hoffnung auf einen günstigen Erfolg wuchs, als am 17. Juli ein Telegramm des Grafen Goltz die Meldung brachte, daß Pfordten zwar eine Separatverhandlung über die preußische Bundesreform ablehne, daß aber Österreich eine unmittelbare Verhandlung mit Preußen beabsichtige, Pfordten davon in Kenntniß gesetzt habe, und dieser deshalb nach Wien abreise.

Indessen kam an demselben 17. Juli ein weiteres Telegramm des Grafen Goltz mit der von ihm mit Napoleon am 14. festgestellten Friedensbasis in Bismarck's Hände. Hier wurde allerdings der Ausschluß Österreichs aus dem

[1]) In der Sitzung der Delegationen, 30. Januar 1871.

deutschen Bunde anerkannt, aber zu großem Befremden war von den preußischer Seits begehrten Annexionen trotz des Erlasses vom 9. Juli wieder keine Rede. Der König war äußerst unwillig. Was in Napoleon's Programm ausgesprochen war, hatte durchaus seinen Beifall, er befahl, es en bloc anzunehmen. Aber daß das Beste darin fehlte, regte seinen ganzen Unmuth auf. Seitdem er nach Bismarck's Vorschlag auf die Hegemonie über das ganze Deutschland verzichtet, hatten sich seine Wünsche auf preußischen Landerwerb erweitert, wenn auch noch nicht im Einzelnen festgestellt. Die große Zahl der besiegten Widersacher bot eine reiche Auswahl wünschenswerther Abtretungen. Bisher hatte er nicht an völlige Entsetzung eines deutschen Fürstenhauses gedacht: aber der Hauptgegner, Österreich, könnte einige Stücke Böhmens, der eigentliche Schürer des Krieges, Sachsen, die Kreise Leipzig und Bautzen hergeben; von Bayern dürfte man die althohenzollern'schen Lande, Ansbach und Bayreuth, von Hannover Ostfriesland und die dereinstige Thronfolge in Braunschweig fordern; Hessen hätte abzutreten, was zur Verbindung der beiden Hälften des preußischen Staates nöthig wäre; auch kam er gerne auf die Abdankung der feindlichen Souveräne zu Gunsten ihrer Thronfolger zurück. Bismarck bemerkte, diese Erben würden ebenso feindselig wie ihre Vorgänger, Ansbach und Bayreuth aber unzuverlässige Provinzen sein, da Preußen sie bei ihrer Entlegenheit nicht immer würde schützen können; er mahnte überhaupt, Europa gegenüber den Bogen nicht zu stark zu spannen. Aber er hatte damit einen schweren Stand, vor Allem bei der militärischen Umgebung des Königs, welche in ihrem Siegesstolze kein Maaß mehr kannte, und noch weiter

als der König selbst ihre Anforderungen steigerte. Bei Bismarck's nervöser Überreizung war es oft zu heftigen Scenen gekommen; eine große Wohlthat für ihn war es, daß der Kronprinz in seiner ruhigen Weise ihm mehrmals ausgleichend zur Seite stand.

Damals nun, am 17. Juli, galt es, dem französischen Programm gegenüber die Frage der Annexionen offen zu halten. Unter königlicher Genehmigung telegraphirte Bismarck dem Grafen Goltz:

„Als Friedensbasis ist der Inhalt Ihres Telegramms vom 14. nicht ausreichend. Die schon früher erwähnten Annexionen sind eine Nothwendigkeit geworden, wenn das preußische Volk befriedigt werden soll. In dem Programme fehlt jede Andeutung eines solchen Erwerbs. Wenn Napoleon uns für diesen seine Unterstützung bei den Friedensverhandlungen zusagt, können wir im Vertrauen auf ihn das Programm vom 14. dem Waffenstillstand zu Grunde legen, und in Florenz die Annahme des letztern empfehlen, sobald Österreich jenes politische Programm annimmt, und die nothwendigen militärischen Voraussetzungen erfüllt werden. Hiezu wollen wir fünf Tage Zeit lassen, und also, von dem Momente an, wo uns Frankreichs Einverständniß mit Vorstehendem bekannt wird, uns unter Bedingung der Reciprocität fünf Tage lang jeder Feindseligkeit enthalten. Dies militärisch nachtheilige Opfer von fünf Tagen bringen wir nur, um Napoleon gefällig zu sein.“

In einer zweiten Depesche sprach sich Bismarck näher über die Annexionen aus. „Frankreichs Bedürfniß ist, daß in dem neu zu stiftenden Bunde Süddeutschland von der Herrschaft, welche Preußen in Norddeutschland erstrebt, frei bleibe.

Dies zuzusichern, sind wir bereit; wir können das Verhältniß zu Süddeutschland ganz lösen, oder das alte, erfahrungsmäßig haltlose Bundesverhältniß mit Süddeutschland ohne Österreich herstellen. Die Hauptsache für uns ist im gegenwärtigen Augenblick die Annexion von drei bis vier Millionen norddeutscher Einwohner. Das Übrige findet sich auf dem Wege des Parlaments, und ist überhaupt mehr innere deutsche Angelegenheit, bezüglich deren wir aber Frankreich eine bindende Zusicherung unserer Enthaltsamkeit in Betreff Süddeutschlands geben können."

Endlich machte Bismarck dem Botschafter noch eine vertrauliche Mittheilung, von der er sich einen trefflichen Eindruck auf Napoleon's Stimmung versprechen durfte: er sei nach Lage der Dinge in Paris mit Moltke einig, nicht nach Wien zu gehen, und hoffe dafür auf Genehmigung des Königs; ein Vordringen bis an die Donau unter Bedrohung Wiens würde allerdings unerläßlich sein, um dort die durch Hoffnung auf französische Hülfe gekräftigte Neigung zu weitern Kämpfen zu überwinden.

Mit nicht geringer Spannung wartete man nun, während die Truppen ununterbrochen im Zuge gegen Süden blieben, auf die diplomatische Entscheidung. Sie kam, wie begreiflich, zuerst aus Wien.

Dort hatte Benedetti alle Mittel der Überredung aufgeboten, um die österreichische Regierung zur Annahme des napoleonischen Programms und überhaupt zur Friedenspolitik zu bestimmen. Wir sahen, wie viele Gründe den kaiserlichen Hof zu dieser Richtung hindrängten. Daß der Austritt aus dem deutschen Bunde nicht, wie die Forderung einer Landabtretung, ein absolutes Hinderniß bilde, hatte Mensdorff

schon in jener Äußerung vom 12. Juli erkennen lassen: die Sympathie für die deutschen Mittelstaaten war durch deren kriegerische Leistungen tief unter den Gefrierpunkt gesunken. Mochte dann Preußen seinen Nordbund nach Belieben einrichten; dagegen ließ der Verlauf des Feldzugs keinen Widerspruch mehr aufkommen. Hieran knüpfte darauf Benedetti die Erwähnung der von Preußen beabsichtigten Annexionen. Am 18. Juli traten die Minister Mensdorff und Esterhazy zu einer letzten Conferenz mit Benedetti und Gramont zusammen. Über Napoleon's Programm bestand keine Verschiedenheit der Meinungen mehr; hinsichtlich der preußischen Annexionen wollte Mensdorff noch keine bindende Äußerung thun, jedoch ließ seine Erörterung den Botschaftern keinen Zweifel, daß das Wiener Cabinet den preußischen Wünschen zustimmen würde, unter der einen Bedingung, daß die Selbständigkeit und das Gebiet des Königreichs Sachsen unversehrt bleibe, des einzigen Staates, welcher treu und wirksam an Österreichs Seite ausgehalten habe. Hienach beschloß Benedetti, des Erfolges gewiß, nach Nikolsburg, wohin so eben das preußische Hauptquartier verlegt worden war, am 19. zurückzukehren; Gramont würde ihm die amtliche Erklärung Österreichs, sobald sie erfolgt wäre, nachsenden.

Neben dieser französischen Unterhandlung war gleichzeitig auch Baron Herring thätig gewesen. Was er zu bieten hatte, ging erheblich über Napoleon's Vorschläge vom 14. Juli zu Österreichs Gunsten hinaus: außer dem Wegfall der Zahlung der Kriegskosten erschien die Möglichkeit, durch Einvernehmen mit den Südstaaten eine starke Position in Deutschland neben dem erstarkten Preußen zurück zu gewinnen. Es war, mit einem Worte, die Aufforderung, nach ehrlichem Kampfe die

alte Freundschaft wieder herzustellen, jetzt, wo durch die Sprengung des Bundestags die Quelle alles Haders geschlossen war. In der That wurde im ersten Augenblick Herring's Sendung, wie Giskra berichtet, „hohen Orts sehr gnädig, sehr befriedigt und angenehm überrascht über das unerwartete Anerbieten, sogar mit Enthusiasmus über diese unerwartete Wendung aufgenommen." Hätte man nach diesem frischen Eindruck frisch gehandelt, so wäre höchst wahrscheinlich der Friede in 24 Stunden zum Abschluß gelangt. Für Napoleon wäre der Schlag entsetzlich gewesen, doch hätte er nach all seinen Schwankungen und Unzuverlässigkeiten vom 8. April, 12. Juni, 5. und 11. Juli kaum einen Grund zur Beschwerde gehabt. Das wahre Interesse Frankreichs aber hätte wahrlich nicht gelitten, wenn schon 1866 die österreichisch-preußische Allianz zum Abschluß gekommen, und damit der Krieg von 1870 verhindert worden wäre. Allein es sollte anders kommen, um Deutschlands Zukunft durch schwere Opfer zu reineren Resultaten zu führen. Jener ersten frohen Aufwallung in der Brust des Kaisers folgten die Erwägungen vorsichtiger Staatskunst und argwöhnischen Preußenhasses. Graf Moritz Esterhazy, welcher damals starken Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten übte, hatte von Anfang an den Baron Herring sehr kühl empfangen; man darf vielleicht annehmen, daß er dem Herzog von Gramont von dem Zwischenfall Kenntniß gegeben hat. Jedenfalls zeigt sich Gramont, der natürlich nach Amt und Neigung ein scharfer Gegner der von Herring überbrachten Anträge sein mußte, in seinem Buche von dem Inhalt derselben vollständig unterrichtet, und bemerkt dann: wäre Österreich in die Falle gegangen, so hätte Bismarck seinen Zweck erreicht, es gründlich

mit Frankreich in Zwiespalt zu bringen, es dann eine Weile in täuschender Verhandlung hinzuhalten, und schließlich, etwa unter dem Vorwande mangelnder Zustimmung Italiens, abzubrechen, und von Nord und Süd „den Stoß in's Herz" der vereinzelten Monarchie zu führen. Für uns bedarf es nicht erst der Bemerkung, daß diese Insinuation ebenso grundlos wie tückisch war; immer aber konnte man sich in Wien doch nicht zu vollem Vertrauen entschließen, und nachdem Herring fast dreißig Stunden auf Antwort gewartet hatte, erhielt er endlich von Esterhazy den ausweichenden Bescheid: wenn Preußen eine formelle Einladung zu Friedensverhandlungen an Österreich erlassen wolle, so sei dieses bereit, einen Bevollmächtigten zu senden; nicht aber auf die vorliegende, mehr private Aufforderung, indem man sich nicht der Gefahr aussetzen wolle und könne, daß ein solcher Abgesandter im preußischen Hauptquartier zurückgewiesen würde. Herring fuhr darauf am 19. Juli zwei Paar Pferde zu Tode, um noch rechtzeitig in Nikolsburg einzutreffen. Aber als er dann bei Bismarck eintrat, empfing ihn dieser mit den Worten: Sie sind um eine Stunde zu spät gekommen; eine Stunde früher würden die Verhandlungen einen andern Gang genommen haben; wir können jetzt die Intervention Frankreichs nicht mehr ablehnen, weil dieselbe schon angenommen worden ist. Benedetti war dem Brünner Präsidenten zuvor gekommen.

Nachdem am 20. Juli Gramont die amtliche Annahme Österreichs gemeldet hatte, übermachte Bismarck dem Herzog am 21. den Vorschlag, die Waffenruhe 12 Uhr Mittags am 22. beginnen zu lassen, weil die Nachricht davon an die Führer der einzelnen Heertheile nicht wohl früher gelangen könnte. Als Erzherzog Albrecht sein Einverständniß erklärt

hatte, gingen die betreffenden Befehle theils gleich am Abend, theils am folgenden Morgen an die Armee- und Corps-Commandanten ab. Trotzdem sollte noch ein scharfes, für beide Parteien rühmliches Gefecht die letzten Stunden des ereignißreichen Feldzuges erfüllen. Die preußischen Truppen waren bis dahin auf allen Seiten in raschem Vorgehen geblieben; die erste und die Elbarmee hatten die schlachtberühmte Ebene des Marchfeldes erreicht, von wo ihre Vorposten über den Strom hinüber die Spitze des Stephansthurmes vor Augen hatten. Die zweite Armee hatte das erste Corps vor Olmütz zurückgelassen, und folgte übrigens in beschleunigtem Zuge die March hinab den Genossen. Aus Prag rückte die Garde-Landwehrdivision heran; die Landwehrdivision Bentheim nebst einer Anzahl vierter Bataillone war von Dresden und der Lausitz her im Anmarsch. Das Obercommando hatte die Sicherheit, binnen weniger Tage, nach ausreichender Deckung der Etappenstraßen, eine Streitmacht von 194000 Mann an der Donau versammelt zu haben, welcher nach kurzer Frist noch 46000 Mann Verstärkung zuziehen würden. Um, wenn möglich, einen wichtigen Übergangspunkt über den Strom zu gewinnen, hatte Prinz Friedrich Carl die siebente und achte Division unter Fransecky's Befehl von Marchegg gegen Preßburg vorgehen lassen; mit der Einnahme der Stadt hätte man nicht bloß eine feste Brücke über die Donau erlangt, sondern auch die feindliche Nordarmee zu einem weitern Umwege bis Komorn genöthigt. Einstweilen war zur Vertheidigung der Stadt nur die Brigade Mondel vom zehnten Corps zur Hand, welche zwei Stunden vor Preßburg, zwischen der Donau und den letzten Ausläufern der kleinen Karpathen, eine feste Stellung bei dem Dorfe Blumenau bezog. In-

dessen war sowohl Erzherzog Albrecht als Benedek auf die Bedrohung des Punktes aufmerksam geworden, und das zunächst stehende zweite Corps der Nordarmee unter Graf Thun hatte bereits am 18. Juli Befehl erhalten, in vier Gewaltmärschen, wovon der letzte auf Wagen zurückzulegen wäre, nach Preßburg zu eilen. Am Abend des 21. traf in der That die erste Brigade desselben unter Oberst Schütte bei Preßburg ein, und schloß sich sofort der Brigade Mondel bei Blumenau an, so daß jetzt 14 Bataillone zur Abwehr dort bereit standen. General Fransecky, welcher die Stärke der feindlichen Stellung im Laufe des Nachmittags beobachtet hatte, beschloß, sie nicht durch Frontalangriff, sondern durch Umgehung zu nehmen, und ließ zu diesem Behuf früh Morgens am 22. den General von Bose mit sechs Bataillonen um die linke Flanke des Gegners herum auf kaum wegsamen Gebirgs- und Waldpfaden in den Rücken der feindlichen Brigaden vorgehen, während er selbst mit 13 Bataillonen ein hinhaltendes Gefecht gegen Mondel's Front eröffnete. Um zehn Uhr empfing er die Nachricht, daß mit der Mittagsstunde die Feindseligkeiten einzustellen seien; da er aber in jedem Augenblicke Bose's Eingreifen und damit die sichere Vernichtung des Gegners, so wie offene Bahn nach Preßburg erwartete, widerstand er dem Reize nicht, die noch übrigen Stunden auszunutzen, und setzte das Gefecht fort. Unterdessen hatte Bose unter großer Anstrengung den bezeichneten Punkt erreicht, fand sich hier aber neuen Widersachern gegenüber, da mittlerer Weile auch die drei übrigen Brigaden des Grafen Thun eingetroffen waren, und folglich, wenn Bose den Obersten Mondel im Rücken bedrohte, er seinerseits von jenen in Flanke und Rücken gefaßt werden

konnte. Der Ausgang hätte davon abgehangen, ob ihm die Durchbrechung der feindlichen Stellung bei Blumenau rascher gelungen wäre, als die jenseitige feindliche Überzahl ihn hätte erreichen können [1]). Aber diese Frage sollte nicht mehr zur Entscheidung gelangen. Mittag war heran gekommen, auf allen Seiten ertönten die Signale der Waffenruhe, und Mondel's Schaaren defilirten aus Blumenau an Bose's Bataillonen vorüber nach Preßburg zurück. Der Tag hatte auf preußischer Seite 200, auf österreichischer 470 Mann an Todten und Verwundeten gekostet.

Wenige Stunden, nachdem der Kanonendonner bei Blumenau verhallt war, begann im preußischen Hauptquartier das Friedenswerk. Am Nachmittag des 22. Juli [2]) kamen die österreichischen Unterhändler auf Schloß Nikolsburg an, der Botschafter Graf Karolyi, der Geheimrat Baron Brenner, und für die militärischen Anordnungen General Graf Degenfeld. Gleich bei den ersten Gesprächen erschien eine unvermuthete Wendung des französischen Verhaltens. Noch am 15. Juli hatte Napoleon dem Grafen Goltz sein Befremden über Gerüchte von directer Unterhandlung zwischen Österreich und Preußen ausgesprochen; dergleichen müsse seine Würde als anerkannten Vermittler herabsetzen; er hoffe bestimmt, daß seine beiden Botschafter, Gramont und Benedetti, bei den Conferenzen wenigstens gegenwärtig sein würden. Aber wenige Tage nachher hatte Drouyn de Lhuys, innerlich zürnend über den Verlauf der Dinge, dem Kaiser eine Note vorgelegt, daß es im Interesse Frankreichs liege, sich nicht durch eine zu eingehende Theil-

[1]) Seine Lage war ähnlich jener Richepanse's bei Hohenlinden.

[2]) Das preußische Generalstabswerk sagt irrig, am 21. Juli.

nahme an den Verhandlungen die Fähigkeit zu entziehen, gegen die möglichen Folgen des Vertrags zu wirken; die Rolle des französischen Vertreters solle sich fortan auf die eines Freundes beider Parteien beschränken, der bemüht sein würde, etwaige Schwierigkeiten durch seinen Einfluß auszugleichen, nicht aber als Schiedsrichter zu entscheiden oder unmittelbaren Antheil an den Beschlüssen zu nehmen. Demnach habe der Botschafter die Präliminarien nicht zu unterzeichnen und bei seinem Verkehr mit den Unterhändlern die Überreichung von Noten, sonstigen Schriftstücken und amtlichen Mittheilungen zu vermeiden[1]).

So geschah es. Allerdings behielt sich Frankreich damit freie Hand für seine spätere Beurtheilung des bevorstehenden Friedensschlusses vor, verlor aber auch umgekehrt jede Berechtigung, gegen künftige Änderungen eines Vertrages, an dessen Abschluß es keinen Theil genommen hatte, Einspruch zu erheben.

Diese Passivität Frankreichs blieb ohne Einfluß auf den Gang der Verhandlungen. Dagegen wirkte scheinbar erschwerend, in Wahrheit aber förderlich, das damalige Auftreten Italiens. Dort war man auch jetzt nicht zu großen militärischen Erfolgen gelangt, im Gegentheil, ganz in derselben Weise wie La Marmora bei Custozza, war der ihm völlig gleichwerthige und geistesverwandte Admiral Persano am 20. Juli auf der Höhe vor Lissa durch Tegetthoff's kräftigen Angriff gründlich geschlagen worden. Aber um so eifriger klammerte man sich an die Ausbeutung der preußischen Siege; man hatte jetzt Venetien ohne Kampf besetzt, auf zwei Seiten die Grenzen des Landes schon überschritten, begehrte

[1]) Rothan, la politique française, p. 263.

außer dieser Provinz auch die Abtretung von Wälschtirol, und war ebenso gereizt durch das Ausbleiben aller directen Friedensanträge Österreichs, wie verstimmt gegen Bismarck wegen der ohne Italiens Zustimmung verabredeten fünftägigen Waffenruhe. Bismarck ließ sich diese Wallungen wenig anfechten. Wir haben, sagte er, weder Waffenstillstand noch Frieden ohne Italiens Zuziehung geschlossen, sondern die fünftägige Einstellung der Feindseligkeiten nur zugegeben, um über Beides verhandeln zu können; übrigens, wenn unsere Truppen fünf Tage lang ruhen, so thun sie nichts, als was das italienische Heer nach Custozza Wochen lang gethan hat. Wiederholt und nachdrücklich begehrte er demnach, daß Graf Barral, der seit einigen Tagen im Hauptquartier angekommen, und General Govone, dessen Erscheinen angemeldet war, mit Instructionen für die Theilnahme an den Verhandlungen versehen würden. Dies erfolgte nun für's Erste nicht: Bismarck jedoch, welcher nach dem Inhalt des Bundesvertrags bei der jetzt völlig sichern Überlassung Venetiens an Italien von jeder weitern Verpflichtung gegen diese Macht sich entbunden wußte, ließ sich dadurch nicht abhalten, vorzuschreiten. Auf österreichischer Seite aber steigerte, neben der zweifelhaften Beschaffenheit der Nordarmee und den drohenden innern Zuständen, der italienische Kampfeseifer und Cialdini's allmähliches Vorrücken die Friedensliebe in hohem Maaß.

Bismarck legte am 23. Juli der ersten Berathung mit Karolyi und Brenner einen Tags zuvor niedergeschriebenen Entwurf der Präliminarien zu Grunde. Die ersten drei Artikel desselben wiederholten die Sätze des napoleonischen Programms, die Integrität Österreichs außer Venetien unter der Verheißung des Abmarsches der preußischen Truppen nach

dem definitiven Frieden, Auflösung des deutschen Bundes, Anerkennung des von Preußen zu bildenden norddeutschen Bundes, Einverständniß, wenn die Staaten südlich des Maines in einen Verein zusammen treten, dessen nationale Verbindung mit dem Nordbunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt (hier waren die Worte, daß der Südbund eine internationale unabhängige Stellung haben würde, weggelassen); endlich die Übertragung aller Rechte Österreichs an Schleswig-Holstein auf die Krone Preußen, unter Rückcession Nordschleswigs, falls die Bevölkerung sie wünschen sollte.

Über dies Alles war ohne Weiteres Einverständniß vorhanden. Aber bei dem folgenden, vierten Artikel, welcher nach Napoleon's Fassung Preußen einen Theil der Kriegskosten zusicherte, erhob sich scharfer Streit. Bismarck begehrte für Preußen einen Ersatz von hundert Millionen Thalern, wovon auf Österreich die Hälfte, also fünfzig, fallen würden. Davon würden jedoch fünfzehn Millionen abgehen, als die an Österreich durch Schleswig-Holstein zu ersetzenden Kriegskosten von 1864, so daß nur 35 Millionen baar an Preußen zu zahlen wären. Es war eine erste Forderung und keineswegs das letzte Wort: Bismarck selbst hatte in seinem Entwurfe nicht fünfzig, sondern vierzig Millionen als die Gesammtsumme bezeichnet. Auch widersprachen die Österreicher auf das Lebhafteste: in der That hatten sie bei dem traurigen Zustande ihrer Finanzen zwingenden Grund zur Ablehnung. Bismarck klopfte darauf an, ob sie eine Herabminderung der Geldsumme mit einer kleinen Landabtretung in Österreichisch-Schlesien erkaufen möchten, etwa 20 Quadratmeilen mit 100000 Einwohnern. Aber auch dagegen legten sie, auf den ersten Artikel gestützt, nachdrücklich Verwahrung

ein. Die Frage wurde weiterer Erwägung vorbehalten, und man ging zu dem fünften Artikel über, den preußischen Annexionen in Norddeutschland. Hier war denn mehr als eine Schwierigkeit zu überwinden: zu ihrer Erläuterung holen wir zunächst die seit dem 17. Juli mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen nach.

Schon an diesem Tage, dem 17., hatte Goltz ausführliche Gespräche sowohl mit Napoleon als mit Drouyn de Lhuys über die preußischen Wünsche, so weit er sie aus Bismarck's Erlaß vom 9. kannte, gepflogen. Der Minister äußerte dabei Bedenken; durch so große Annexionen, nach welchen das übermächtige Preußen nur mit einigen Kleinstaaten den Nordbund bilden würde, verlöre dieser ganz und gar den föderativen Charakter. Dagegen erklärte der Kaiser, das Alles seien für ihn gleichgültige Einzelheiten der innern deutschen Organisation; sein Programm vom 14. schließe solche Annexionen nicht aus. Er wiederholte diese Sätze am folgenden Tage, als Goltz ihm die Absicht der preußischen Führer mittheilte, auf den Einzug in Wien zu verzichten, indem er zugleich sein volles Vertrauen auf Preußens Gesinnung und sein Wohlwollen für Preußens Interessen aussprach.

Am 19. Juli legte der Botschafter dem Kaiser und dem Minister die Telegramme Bismarck's vom 17. vor, worin dieser die Forderung der Annexion von drei bis vier Millionen als preußische Bedingung für Waffenstillstand und Frieden aufstellte. Beide Staatsmänner zeigten sich sehr befriedigt durch das damit verbundene Anerbieten der fünftägigen Waffenruhe, und erhoben keine Einwendung gegen die beantragte Annexion; Napoleon bezeichnete die Ausdehnung

derselben als eine Detailfrage, womit man die sonstigen Verhandlungen nicht von vorne herein verwickeln dürfe. So erfreulich dies Alles klang, so hielt es Bismarck doch ganz und gar nicht für genügend; er begehrte nicht bloß Geschehenlassen, sondern positive Anerkennung und Empfehlung von französischer Seite, wenn nicht durch einen förmlichen Staatsact, so doch durch eine ausdrückliche Erklärung des Kaisers. Er telegraphirte also am 20. an Goltz: „Der König hat sich nur sehr schwer und aus Rücksicht auf den Kaiser Napoleon hiezu (dem Waffenstillstand) entschlossen, und zwar in der bestimmten Voraussetzung, daß für den Frieden bedeutender Territorialerwerb im Norden Deutschlands gesichert sei; der König schlägt die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaats geringer an, als ich, und legt demgemäß vor Allem Werth auf Annexionen, die ich allerdings neben der Reform auch als Bedürfniß ansehe ... Noch bemerke ich: die französischen Punkte würden uns, vorausgesetzt eine Grenzregulirung mit Österreich, auch als Präliminarien für Separatfrieden mit Österreich genügen, wenn Österreich einen solchen schließen will — sie genügen nicht für den Frieden mit unsern übrigen Gegnern, besonders in Norddeutschland [1]); ihnen müssen wir besondere Bedingungen machen, und die Mediation des Kaisers, die sie nicht angerufen, bezieht sich nur auf Österreich."

[1]) Österreichs Kämpfe, IV, 149, druckt die, irgendwo intercipirte Depesche ab, mit verschiedenen Fehlern; so heißt es an dieser Stelle irrig: Süddeutschland.

Der telegraphische Verkehr des preußischen Hauptquartiers mit Paris und von dort mit Florenz ging während der Unterhandlungen über Wien.

Nach Empfang dieser Depesche redigirte Goltz einen entsprechenden Zusatz zu dem Programm des 14. Juli, und legte denselben am 22. dem Kaiser Napoleon zur Prüfung und Genehmigung vor. Nachdem er darin, entsprechend den früheren Äußerungen Napoleon's, die Organisation Norddeutschlands als eine innere, das europäische Gleichgewicht nicht berührende Frage bezeichnet, sodann aber Preußens Berechtigung zu Separatverhandlungen und zu Territorialvergrößerungen erwähnt hatte, schloß er mit dem Satze, der Kaiser werde hienach bei den Friedensverhandlungen der Annexion von vier Millionen Norddeutschen nicht nur nicht widersprechen, sondern sie als billig anerkennen und empfehlen. Napoleon erklärte sich vollkommen einverstanden, fand jedoch, man könne Österreich nicht wohl zumuthen, seine Verbündeten von vorne herein auf Separatverhandlungen zu verweisen, und schlug dem Grafen also vor, die ersten Sätze wegzulassen, und ganz einfach seine Bereitwilligkeit zur Unterstützung der Annexion von vier Millionen auszusprechen. Nur möge, setzte er hinzu, das Königreich Sachsen nicht beseitigt werden. Goltz erwiderte, dies liege auch nicht in der Absicht des Königs, wohl aber die Annexion des Leipziger und des Bautzener Kreises. Dagegen habe ich nichts, sagte Napoleon. Die Annexion von Hannover und Kurhessen erkannte er ausdrücklich als zweckmäßig an, ja er wollte Preußen noch einen großen Thüringer Landstrich gönnen, welchen er dem Grafen auf der Karte zeigte. Wir würden, bemerkte Goltz, dies bei der loyalen Haltung der dortigen Staaten nicht begehren. Aber, sagte der Kaiser, das darmstädtische Oberhessen wollt ihr doch annectiren; dafür solltet ihr dem Großherzog Rheinbayern geben. Goltz lehnte eine Äußerung hierüber wegen

seiner Unbekanntschaft mit den preußisch-bayerischen Beziehungen ab; er schloß übrigens aus einer beiläufigen Äußerung Napoleon's, daß dieser bei dem letzten Vorschlag eine Grenzrectification im Sinne habe, welche er vor dem definitiven Frieden zu fordern gedenke[1]).

Nachdem er dann sich von Drouyn de Luys die Erklärungen des Kaisers hatte bestätigen lassen, und auch von jenem nicht die geringste Einwendung erfahren hatte, telegraphirte er sofort an Bismarck, zu welchen Verheißungen er durch Napoleon ermächtigt worden sei[2]). Von dessen Abneigung aber gegen Separatverhandlungen, und von der bevorstehenden Forderung einer Grenzrectification that das Telegramm keine Erwähnung.

Kehren wir nun zur Conferenz des 23. Juli zurück.

Bismarck, welcher schon Tags vorher in seinen Gesprächen mit Karolyi und Benedetti den Eindruck gewonnen hatte, daß Österreich an der Annexion von Hannover und Hessen keinen Anstoß nehmen würde, legte den kaiserlichen Gesandten in der Conferenz einen einfachen Artikel vor: Sr. M. der Kaiser von Österreich verspricht, die von Sr. M. dem König von Preußen in Norddeutschland herzustellenden Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen. Aber Karolyi,

[1]) Diese, überall aus Goltz's Berichten geschöpfte Darstellung zeigt, daß die, in Paris entstandene, unzählige Male wiederholte Geschichte, Goltz habe bei Drouyn de Lhuys die Anerkennung einer Annexion von 300 000 Seelen begehrt, und sei, als der Minister Bedenken dagegen erhoben, hinter dessen Rücken zum Kaiser gefahren, und habe, Gott weiß durch welche Künste, von dem überrumpelten Monarchen die Zustimmung zur Annexion von drei Millionen erlangt — rein aus der Luft gegriffen ist.

[2]) Bismarck erhielt die Depesche am 23. Juli vor der Sitzung.

obwohl im Grundsatz einverstanden, begehrte zwei Einschränkungen. Die eine betraf das Königreich Sachsen. Es sei eine Ehrensache für Österreich, diesem einzigen unter den deutschen Staaten, welcher sich ihm als thätigen und opferbereiten Bundesgenossen erwiesen habe, die volle Unverletzlichkeit seines Gebietes und seiner Selbständigkeit zu verbürgen. Dies stieß nun so scharf wie möglich mit den im preußischen Hauptquartier herrschenden Stimmungen zusammen. Der König, erzürnt über Beust's langjährige Wühlerei gegen Preußen, forderte die Abtretung wenigstens zweier Kreise; andere, sehr einflußreiche Männer sahen auf der Welt keinen Grund, nach dem die sächsische Regierung eine andere Behandlung als die hannover'sche verdient hätte. Die Erörterung der Frage in der Conferenz war sehr lebhaft, führte aber zu keinem Ergebniß.

Dann aber erklärte Karolyi weiter, daß Österreich durch Vertrag vom 14. Juni verpflichtet sei, keinen Frieden ohne Zuziehung Bayerns einzugehen; Freiherr von der Pfordten sei in Wien, um hieran zu erinnern, und Österreich sei also nicht in der Lage, ohne Bayerns Theilnahme abzuschließen. Es lag natürlich im preußischen Interesse, so viel wie möglich auf Separatverhandlung mit den einzelnen deutschen Staaten zu bestehen; indessen war bis dahin eine principielle Entscheidung hierüber nicht zur Sprache gekommen. Jedenfalls war es ein bedeutendes Zugeständniß der Wiener Regierung, daß sie sich für Sachsen nur auf die eingetretene Waffenbrüderschaft, und für Bayern nur auf ihr specielles Vertragsverhältniß berief, die übrigen deutschen Staaten aber trotz aller Vorschriften des alten deutschen Bundesrechtes vollständig Preis gab. Demnach hielt es Bismarck für zweck-

mäßig, in der bayerischen Sache ein gewisses Entgegenkommen zu zeigen, zumal sich dabei dem Kaiser Napoleon ein neuer Beweis von Hochachtung geben ließ. Er schlug also einen sechsten Artikel vor, welcher den König von Bayern in den Frieden aufnahm, wenn dieser sich verpflichtete, die Summe von x Millionen Thalern als Beitrag zu den Kriegskosten zu zahlen, und (der Gedanke Napoleon's), den Großherzog von Hessen für die nördlich des Mains gelegenen Gebietstheile zu entschädigen, welche derselbe bei der neuen Ordnung der norddeutschen Verhältnisse an Preußen abtreten würde. Karolyi erhob dagegen keinen Widerspruch.

Da von der italienischen Regierung noch immer keine Vollmacht für den Grafen Barral angelangt war, so wurde ein weiterer Artikel verabredet, durch welchen Preußen es übernahm, Italiens Zustimmung zu den Friedenspräliminarien und dem Waffenstillstand zu beschaffen, sobald Venetien demselben durch Napoleon übergeben sein würde. Die nächste Sitzung wurde auf den 25. Juli anberaumt, um den nächsten Tag zu Erwägungen und formlosen Besprechungen, vor Allem aber zur Berichterstattung an die beiden Monarchen und deren Entschließung frei zu halten.

Nach allem bisher Angeführten fand König Wilhelm in den am 23. eingeräumten Sätzen keineswegs seine sämmtlichen Wünsche erfüllt, und das Ergebniß der ganzen Unterhandlung konnte zweifelhaft werden, wenn der Monarch auf dem ganzen Umfang seiner Forderungen bestand. Um so entschiedener strebte Bismarck, zu raschem Abschluß zu kommen. Der Gedanke, die alte Freundschaft mit Österreich zu erneuern, stand, wie er ihn auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ausgesprochen, wie er ihn durch Herring an den Kaiser

Franz Joseph hatte gelangen lassen, unerschütterlich fest in seiner Seele; er wünschte also im Friedensschlusse die Gefühle des besiegten Gegners möglichst zu schonen. Dann sah er, wie wir wissen, mit steter Sorge einer Anmeldung der französischen Compensations-Gelüste entgegen: Alles lag ihm daran, vorher mit Österreich auf's Reine zu kommen. Und eben am Morgen des 24. Juli trat ein neuer Antrieb in gleicher Richtung hinzu: ein kurzes Telegramm des Grafen Redern aus Petersburg, daß Kaiser Alexander den Zusammentritt eines Congresses der Großmächte dringend wünsche, da die schwebenden Fragen ganz Europa interessirten und nicht ohne Europas Zustimmung erledigt werden könnten. Wenn dieser Wunsch einen amtlichen Ausdruck vor der Unterzeichnung der Präliminarien erhielt, so waren alle bisherigen Ergebnisse wieder in Frage gestellt, und Preußens Schicksal den unabsehbaren Wechselfällen einer europäischen Verhandlung ausgesetzt. Es galt also, den letzten freien Augenblick mit raschem Entschlusse festzuhalten. Nach allen mündlichen Erörterungen der letzten Wochen hielt es Bismarck für angemessen, in einem die ganze Lage überblickenden Actenstücke seine Auffassung derselben dem Könige vorzulegen. Er schrieb:

„Ew. Königliche Majestät bitte ich ehrfurchtsvoll, mir allergnädigst zu gestatten, in Betreff der Verhandlungen mit Österreich über eine Basis für den Frieden Folgendes allerunterthänigst vorzutragen.

„Es scheint mir von der größten Wichtigkeit, daß der gegenwärtige günstige Augenblick nicht versäumt werde. Durch die von Ew. K. Majestät ausgesprochene Annahme en bloc der Vorschläge Sr. M. des Kaisers der Franzosen ist die

von der letzteren Seite her drohende Gefahr einer Parteinahme Frankreichs gegen Preußen, welche aus einer diplomatischen Pression leicht in eine wirkliche active Theilnahme umschlagen konnte, beseitigt worden. Es ist in Folge der auf Befehl Ew. Majestät dem Grafen Goltz ertheilten Instructionen gelungen, vom Kaiser Napoleon darüber hinaus noch die bestimmte Zusicherung, welche Graf Goltz am 23. d. telegraphisch gemeldet hat, zu erlangen, daß er die directe Annexion von vier Millionen in Norddeutschland nicht nur geschehen lasse, sondern selbst empfehlen werde, ohne daß dabei von Compensationen für Frankreich eine Erwähnung geschehen ist. Das Schwanken des Kaisers in den letzten Wochen und der Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich lassen aber nur zu sehr befürchten, daß, wenn die augenblicklichen Zugeständnisse nicht in Thatsachen verwandelt werden, ein neuer Umschwung Statt finden könnte.

„Auf eine Unterstützung weitergehender, oder auch nur dieser preußischen Forderungen Seitens der andern Großmächte läßt sich nicht rechnen. Ew. Majestät haben aus dem Briefe Sr. M. des Kaisers von Rußland ersehen, mit welcher Besorgniß Höchstderselbe den Bedingungen Preußens entgegen sieht. Auch sein Minister, Fürst Gortschakoff, hat dem Verlangen, diese Bedingungen kennen zu lernen, sowohl gegen Ew. Majestät Gesandten in St. Petersburg, als durch Baron Oubril in Berlin Ausdruck gegeben. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des russischen Kaiserhauses zu den deutschen Dynastien erwecken die Besorgniß, daß bei weitern Verhandlungen die Sympathien für dieselben schwer in's Gewicht fallen dürften. In England fängt die öffentliche Meinung an, sich den Waffenerfolgen Ew. Majestät zuzu-

wenden, von der Regierung aber läßt sich ein Gleiches nicht sagen, und nur annehmen, daß sie vollendete Thatsachen anerkennen werde.

„Von Österreich ist durch die doppelte Erklärung, daß es aus dem deutschen Bunde austrete, und eine Reconstruction desselben ohne seine Theilnahme und unter Preußens Führung zulasse, — und daß es Alles anerkennen werde, was Ew. Majestät in Norddeutschland zu thun für gut befinden werde, alles Wesentliche gewährt, was Preußen von ihm zu fordern hat. Die Erhaltung des Königreichs Sachsen ist der gemeinsame Wunsch Österreichs und Frankreichs. Wenn Österreich dafür, wie es scheint, seine andern Verbündeten in Norddeutschland völlig aufopfert, so scheint es klug, diesem Wunsche Rechnung zu tragen, und eine Convention mit Sachsen, welche die gesammte Kraft des Landes Ew. K. Majestät zur Verfügung stellt, etwa auf Grund der am 22. Februar 1865 für Schleswig-Holstein aufgestellten Bedingungen, dürfte dem politischen Interesse und Bedürfniß genügen. Der Ausschluß Österreichs aus dem Bunde, in Verbindung mit der Annexion von Schleswig-Hostein, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau, und mit einem solchen Verhältniß Sachsens zu Preußen, darf als ein Ziel angesehen werden, so groß, wie es bei dem Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte.

„Wenn dieses Ziel durch einen raschen Abschluß von Präliminarien auf dieser Basis gesichert werden kann, so würde es nach meinem allerunterthänigsten Dafürhalten ein politischer Fehler sein, durch den Versuch, einige Quadratmeilen mehr von Gebietsabtretung, oder wenige Millionen mehr zu Kriegskosten von Österreich zu gewinnen,

das ganze Resultat wieder in Frage zu stellen, und es den ungewissen Chancen einer verlängerten Kriegführung oder einer Unterhandlung, bei welcher fremde Einmischung sich nicht ausschließen lassen würde, auszusetzen.

„Das Auftreten der Cholera in der Armee, die Gefahren, daß ein Augustfeldzug im hiesigen Klima Seuchen zum Ausbruch bringt, fallen auch gegen Fortsetzung der Operationen in's Gewicht.

„Falls Ew. K. Majestät dieser Auffassung Allerhöchst Ihre Billigung zu Theil werden lassen, werde ich um Allerhöchstdero Ermächtigung nachzusuchen haben, dem Landtage die erforderliche Gesetzvorlage über die Erweiterung der Grenzen der Monarchie durch die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, das großherzoglich-hessische Gebiet Oberhessen und Schleswig-Holstein zu machen, und dadurch diese ganze Erwerbung als ein fait accompli hinzustellen, welches, da es Österreichs Anerkennung und Frankreichs Zustimmung erlangt hat, von keiner irgend Gefahr drohenden Seite angefochten werden kann.

„Ich halte es für meine Pflicht gegen Ew. K. Majestät, Allerhöchstderselben diesen allerunterthänigsten Vortrag schriftlich und in amtlicher Weise zu erstatten, da die Entscheidung des Augenblicks nach meinem Ermessen von einer unberechenbaren Wichtigkeit ist. Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit gegen Ew. K. Majestät für den Rath, welchen ich zu ertheilen berufen bin, und habe daher das Bedürfniß amtlich zu constatiren, daß, wenn ich auch jede von Ew. Majestät befohlene Bedingung in den Verhandlungen pflichtmäßig vertreten werde, doch jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses mit Österreich behufs Erlangung nebensächlicher

Vortheile gegen meinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rath erfolgen würde."

Der König nahm den Vortrag zur Erwägung, und ertheilte am folgenden Tage, dem 25. Juli, dem Minister seinen Bescheid. Seinen Gedankengang erkennen wir aus einigen Randnoten, welche er Bismarck's Sätzen hinzufügte. Gewiß, schrieb er, es ist ein Resultat, das nie vorherzusehen war, und bei der Congreßidee auch jetzt wieder problematisch ist. Er war einverstanden mit Bismarck's Wort, daß ein solches Resultat durch kleine Nebenforderungen nicht in Frage gestellt werden dürfte: aber, setzte er doch hinzu, es kommt darauf an, wie viel man an Geld oder Land erlangen kann, ohne das Ganze auf's Spiel zu setzen. Sonst bestätigte er die Richtigkeit aller Vordersätze der Erörterung seines Ministers, und schloß mit der Anerkennung, daß, wenn trotz Bismarck's pflichtmäßiger Vertretung der preußischen Ansprüche, vom Besiegten nicht das, was Armee und Land erwarten dürften, zu erlangen sei, ohne das Hauptziel zu gefährden, so müsse der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urtheil überlassen.

Schwerlich wird die Nachwelt anders urtheilen, als daß ein solches Verhältniß zwischen Monarch und Minister, eine solche Verbindung von Siegesbewußtsein und Mäßigung, ein solches Hand-in-Hand-Gehen von Selbstbeherrschung und Genialität, in aller menschlichen Geschichte sehr selten erschienen ist.

Der Verlauf der beiden letzten Conferenzen am 25. und 26. Juli ergab sich hienach von selbst. Wo es noch streitige Punkte gab, galt es, auszugleichen, bis die Linie gefunden war, auf der man das Mögliche erreichte, ohne das Ganze

zu gefährden. In der Frage der Kriegskosten ging Bismarck von 50 auf 45, dann von da auf 40 Millionen herunter; davon sollten 15 Millionen auf Österreichs Auslagen für den dänischen Krieg abgerechnet werden; später gab Bismarck nach, daß weitere fünf Millionen für die Naturalverpflegung der preußischen Truppen bis zum definitiven Frieden in Abzug kämen, so daß die Baarzahlung sich schließlich auf 20 Millionen Thaler beschränkte. Was Sachsen betraf, so ließ Bismarck allmählich die Forderung, nicht bloß der Annexion, sondern auch einer Gebietsabtretung, fallen, und war bereit, die Anerkennung der Integrität in den Vertrag aufzunehmen. Als dann aber Karolyi, auch hierin auf französische Zustimmung gestützt, die Verbindung Sachsens nicht mit dem Nordbund, sondern mit den süddeutschen Staaten in Vorschlag brachte, war Bismarck an der Grenze seiner Nachgiebigkeit angelangt; es war an der Zeit, auch einmal die Leidenschaft seines Patriotismus hervorzukehren; er warf seinen Sessel zurück, und hoch aufgerichtet gab er die Erklärung, die Aufrechthaltung dieses Begehrens sei die Erneuerung des Kriegs; selbst wenn Se. Majestät der König es annehme, würde er sein Amt aufgeben, um einen solchen Vertrag nicht zeichnen zu müssen. Dies schlug durch, denn Österreich wünschte so wenig wie Preußen ein weiteres Blutvergießen. Es kam also zu dem Beschlusse, daß Preußen den Territorialbestand Sachsens bestehen zu lassen verhieß, dagegen sich die Regelung der Kriegskosten und der künftigen Stellung Sachsens im norddeutschen Bunde durch einen besondern Vertrag mit König Johann vorbehielt. Dafür blieb es bei Österreichs Verpflichtung, Preußens sonstige Einrichtungen und Territorialveränderungen in Norddeutschland anzuerkennen.

Der auf Bayern bezügliche Artikel wurde gestrichen. Im Laufe des Tags war Freiherr von der Pfordten, von Wien herüber eilend, selbst in Nikolsburg angekommen, hatte aber bei Bismarck eine wenig freundliche Aufnahme gefunden. Nach dem letzten Pariser Telegrammwechsel hatte Bismarck in den Berliner Zeitungen die Ansicht entwickeln lassen, daß Bayern es vorziehe, mit Tschechen und Croaten im Bunde gegen Preußen zu kämpfen, anstatt gemeinsam mit Preußen die fremde Einmischung von Deutschland fern zu halten. Jetzt empfing er den Minister, der unangemeldet und ohne preußischen Paß durch die Vorposten gedrungen war, mit den Worten: Wissen Sie, daß ich Sie als Kriegsgefangenen verhaften lassen könnte? und machte ihn dann mit den Bedingungen bekannt, unter welchen Bayern die Aufnahme in den Friedensvertrag frei stände. Pfordten, im höchsten Grade erschüttert und erzürnt, beeilte sich, den österreichischen Freunden sein Leid zu klagen, fand aber dort nur schwachen Trost. Sehr bald entschloß er sich, an dieser Stelle auf Beistand zu verzichten, und, wie die übrigen süddeutschen Staaten, in einer Separatverhandlung mit Berlin sein Heil zu versuchen. Schlimmeres könnte er auch dort nicht erleben: vielleicht aber Günstigeres, wer möchte es wissen? Immerhin nahm sich Österreich, so geringschätzig es auch über die kriegerischen Thaten seiner süddeutschen Verbündeten urtheilte, doch in so weit ihrer Interessen an, daß es ihren Einschluß in den sofort zu vereinbarenden Waffenstillstand ausbedang. Der Beginn desselben wurde überhaupt, da es immer noch an einer Erklärung Italiens fehlte, auf den 2. August festgesetzt, und bis dahin die Einstellung aller Feindseligkeiten in Österreich weiter erstreckt. Die militärischen Bedingungen des

Stillstands würde in Westdeutschland das Obercommando der preußischen Mainarmee mit den einzelnen Staaten vereinbaren, wie es für Österreich in diesem Augenblick durch eine besondere Übereinkunft zwischen Degenfeld und Moltke geschah. Schließlich hatte niemand gegen Bismarck's Antrag eine Einwendung, in einem besondern Artikel die Ratification der Friedenspräliminarien binnen zwei Tagen, und in einem weitern den gleich nachher stattfindenden Zusammentritt von Bevollmächtigten für die Ausarbeitung des definitiven Friedens zuzusagen. Es sollte sich bald zeigen, weshalb Bismarck in allen diesen Punkten so dringend auf Beschleunigung des definitiven Abschlusses Bedacht nahm.

Man war also einig, und konnte jetzt, am 26. Juli, zur Ausfertigung und Unterzeichnung der Präliminarien schreiten, die nach einem Kriegssturme von sieben Wochen für Deutschland eine neue Zukunft kräftigen Gedeihens eröffnen sollten. Da ließ sich Benedetti bei dem preußischen Minister melden, um ihm eine Depesche des Herrn Drouyn de Lhuys vom 23. Juli vorzulegen, des Inhalts — wir kommen später darauf zurück — Frankreich habe den Verlauf der dortigen Unterhandlung durch neue Anträge nicht erschweren wollen, bemerke aber jetzt, daß seine Zustimmung zu den preußischen Annexionen eine billige Entschädigung für Frankreich zur Voraussetzung habe, und der Kaiser sich darüber mit Preußen in's Benehmen setzen werde, sobald seine Rolle als Vermittler beendigt sei. Bismarck erwiderte mit großer Freundlichkeit, daß er bereit sei, die bevorstehenden Anträge Frankreichs mit dem Botschafter zu erwägen. Benedetti knüpfte daran eine Andeutung, daß es sich wohl um Landschaften des linken Rheinufers handeln werde; worauf ihm Bismarck

in das Wort fiel: machen Sie mir heute keine amtliche Mittheilung dieser Art — er wandte sich darauf zur Unterzeichnung der Präliminarien.

Also, auf der einen Seite der russische Congreßantrag, auf der andern das französische Compensationsbegehren. Aber in demselben Augenblick, in welchem sie rechts und links am Horizonte sichtbar wurden, war auch der Friede mit Österreich gesichert. Niemals war mit schärferem Blicke und festerer Hand die „Stirnlocke Fortuna's ergriffen worden“.

4. Capitel.

Feldzug der Mainarmee.

Wie in Böhmen, waren gleichzeitig auch in Süddeutschland die preußischen Waffen siegreich gewesen.

General v. Falckenstein hatte gleich nach der Capitulation der Hannoveraner seine Divisionen, welche jetzt die amtliche Bezeichnung der Mainarmee erhielten, zunächst nach Eisenach in Bewegung gesetzt. Eine ausführliche Instruction, welche Moltke am 26. Juni, wie oben bemerkt, unterzeichnet hatte stellte als leitenden Gesichtspunkt fest: in erster Linie den stärksten seiner Gegner, die bayerische Armee, anzugreifen, er werde sie finden, wenn er sie im bayerischen Lande aufsuche; er möge also, um die Vereinigung der beiden feindlichen Corps zu hindern, seinen Marsch zunächst auf Fulda, und von dort gegen die Bayern auf Schweinfurt richten. Zur Erfüllung dieser Aufgabe brach also Falckenstein früh Morgens am 2. Juli von Eisenach auf, in zwei Colonnen, die Division Beyer auf der Straße nach Hünfeld, die Division Göben auf jener nach Marksuhl und Lengsfeld, einen Tagemarsch hinter dieser das Corps Manteuffel. Schon in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli stießen Göben's Patrouillen

und Feldwachen mit bayerischen Streifschaaren zusammen: nach den Aussagen der Gefangenen war eine starke bayerische Streitmacht von Meiningen und Wasungen her im Anrücken begriffen; es konnte kein Zweifel sein, daß man den eignen Marsch gegen eine Bedrohung der linken Flanke zu sichern hatte.

In der That war fast die ganze bayerische Armee, sehr gegen den Willen ihres Führers, damals an die obere Werra verschlagen worden. Anfangs an der Nordgrenze ihres Staates von Schweinfurt bis Hof vertheilt, war sie, nach dem Einrücken der großen preußischen Heere in Böhmen westwärts in Marsch gesetzt worden, um vielleicht in Kurhessen die Hannoveraner aufzunehmen. Indessen erhielt Prinz Carl am 23. Juni die Nachricht von dem Zuge derselben nach Thüringen, und am 24. amtliche Telegramme von dem Meininger Ministerium und von dem bayerischen Bundestagsgesandten, daß König Georg von preußischen Truppen umringt und zur Waffenstreckung gezwungen worden sei[1]). Prinz Carl war der Meinung, die Sieger würden jetzt nicht säumen, von Thüringen aus das zunächst gelegene feindliche Land, die bayerische Provinz Unterfranken, heimzusuchen, und erließ sofort Befehl an alle seine Truppentheile, mit beschleunigten Märschen sich in einer Stellung, nicht weit von Kissingen, zwischen Neustadt und Königshofen, zu versammeln. Am 26. Juni hatte er eine persönliche Zusammenkunft mit dem Befehlshaber des achten Bundescorps, dem Prinzen Alexander

[1]) Hienach schenkte am 25. das bayerische Hauptquartier den Versicherungen des Archivraths Klopp, daß der König ihm am 23. erklärt habe, niemals eine Capitulation anzunehmen, keinen Glauben. Auch wäre schon damals jeder Entsatzversuch zu spät gekommen, da die bayerische Armee für den eiligsten Zug nach Gotha vier bis fünf Tage bedurft hätte.


FELDZUG
DER
MAINARMEE.
KASSEL
Fulda
Eder
Werra
EISENACH
Lahn
Hersfeld
Vacha
Alsfeld
Lengsfeld
Geisa
Dermbach
Wiesenthal
Neidhartshsn
Kaltennordh.
Wasungen
Hünfeld
Haun
Ulster
Rhön
Grünberg
GIESSEN
Vogels.
Berg
FULDA
Hohe
Schlüchtern
Brückenau
Münnerstadt
Nidda
Nidder
Gelnhausen
Kissingen
FRANKFURT
Kinzig
Saale
Euerdorf
Main
Hanau
Hammelburg
Gemünden
Schweinfurt
Sinn
Spessart
Laufach
Lohr
Aschaffen-burg
Main
WÜRZBURG
Rossbrunn
Oden-Wald
Wertheim
Gerchsheim
Tauber
Werbach
Bischofsheim

von Hessen, und schlug diesem vor, auch seine Divisionen, theils auf der Eisenbahn von Frankfurt nach Gemünden, theils durch Fußmarsch über Hanau und Fulda, an die fränkische Saale zu führen und dort mit den Bayern zu vereinigen. Prinz Alexander pflichtete völlig dem Satze bei, daß es nichts Wichtigeres gebe als die Vereinigung der Gesammtmacht, mußte aber bemerken, daß weder der Bundestag noch die Souveräne von Nassau und Darmstadt den Abmarsch des Corps nach Franken, und damit die Entblößung der Bundeshauptstadt und der benachbarten Territorien zugeben würden. Auch sei man überzeugt, daß der preußische Angriff sich nicht von Gotha auf Würzburg, sondern von Cassel auf Frankfurt und von Coblenz auf Nassau richten würde, und bitte also dringend, die Vereinigung beider Armeecorps nicht auf fränkischem, sondern auf kurhessischem Boden, etwa bei Hersfeld, zu bewirken. Da er unerschütterlich blieb, trat Prinz Carl, um überhaupt die Vereinigung nicht scheitern zu lassen, auf seinen Vorschlag ein, und es wurde ein Marschtableau entworfen, nach welchem die gemeinsame Bewegung am 30. Juni beginnen — früher war das achte Corps nicht marschfertig — die Bayern am 2. Juli Fulda, am 7. Hersfeld erreichen sollten, während gleichzeitig das achte Corps im Westen des Vogelsbergs über Friedberg, Grünberg und Alsfeld sich demselben Ziele annähern würde.

Ohne Zweifel hätte der Plan des Prinzen Carl den Verhältnissen besser entsprochen, immer aber wäre bei ungesäumter Durchführung auch des hessischen Vorschlags die Vereinigung beider Corps möglich gewesen: denn nach der Besetzung Fulda's am 2. Juli hätte die bayerische Armee zwischen der preußischen und dem achten Corps gestanden,

und Falckenstein kein Mittel mehr besessen, sich seinerseits zwischen die beiden Gegner einzuschieben.

Aber es war einmal bestimmt, daß in diesem Kriege die welfische Sache nicht bloß selbst untergehen, sondern auch ihren Genossen Unheil bringen sollte.

Kaum hatte Prinz Carl die ersten Vorbereitungen zu dem Hersfelder Zuge getroffen, so kam am 27. und 28. Juni Depesche auf Depesche, aus Frankfurt, aus München, aus Wien, daß die Hannoveraner nicht capitulirt hätten, daß sie noch acht Tage sich halten könnten, daß ihnen ein großer Sieg über die Preußen gelungen wäre. Zweimal telegraphirte der Kaiser von Österreich, Alles sei zum Entsatze der Hannoveraner aufzubieten. Was konnte Prinz Carl dagegen einwenden? Sorgenvollen Herzens gab er seinen Divisionen den Befehl, am 29. Juni nicht nordwestlich nach Hersfeld, sondern nordöstlich nach Gotha aufzubrechen. Nur seine Reserve-Cavallerie, sechs Regimenter, sandte er, um eine gewisse Verbindung mit dem achten Corps zu bewahren, hinüber nach Fulda. Am 30. kam sein Hauptquartier nach Meiningen an der Werra, seine Vortruppen bis Wasungen und Suhl: da mußte er erfahren, daß die hannover'sche Armee nicht mehr existirte, daß man einem täuschenden Schattenbilde nachgegangen war[1]). Jetzt war man zehn Meilen von Fulda, siebzehn von den nächsten Truppen des achten Corps entfernt, und nahe genug drohte die Gefahr, vereinzelt mit dem siegreichen Feinde kämpfen zu müssen. Indessen galt es einen raschen Entschluß. An den Zug nach Hersfeld war

[1]) Nach diesen Daten ist es unzweifelhaft, daß die Verantwortung für die Katastrophe der Hannoveraner in keiner Weise auf den Prinzen Carl gelegt werden kann.

bei der Nähe der Preußen nicht mehr zu denken; man mußte sich freuen, wenn man ungeschädigt wenigstens Fulda erreichte. Eiligst ging also der Befehl an den Prinzen Alexander ab (seit dem 27. Juni führte Prinz Carl das Obercommando über beide Corps), mit einer allgemeinen Rechtsschwenkung seinen Divisionen ebenfalls die Richtung auf Fulda zu geben, während die Bayern ihrerseits den Linksabmarsch dorthin beginnen würden. Noch fügte der Feldmarschall der Ordre die Bemerkung hinzu, er werde, wenn sein Marsch von dem Feinde gestört oder gehindert werde, auf seinen ursprünglichen Gedanken der Vereinigung beider Corps bei Kissingen zurückkommen.

Übrigens war, auch abgesehen von preußischen Angriffen, der Marsch von Meiningen nach Fulda kein bequemes Unternehmen. Denn, wie man weiß, liegt zwischen dem Fulda- und dem Werrathale das mächtige Gebirge der Hohen Rhön, das sich in mehreren, von Süd nach Nord streifenden Ketten bis in die Gegend von Hünfeld fortsetzt. Die höchsten und steilsten Massen erheben sich auf dem rechten Ufer der Fulda; dann folgt, nach Osten von flacheren Rücken eingeschlossen, das Thal der Ulster, darauf das Thal der Felda, beides kleine Nebenflüsse der Werra. An beiden Ufern ziehen sich wohlgebaute Heerstraßen von Eisenach zum Maine hin, so daß für die Verbindung von Süd nach Nord wohl gesorgt ist; um so übler aber stand es damals mit den Querstraßen über die Bergketten von Ost nach West, worauf es den Bayern in diesem Augenblicke gerade ankam. Die fahrbaren Übergänge waren wenig zahlreich und sämmtlich mehr für Ochsenkarren als für Geschütze und militärisches Fuhrwerk geeignet. Zunächst war es wichtig, ob eine das Rhöngebirge im Norden umgehende

Straße von Wasungen über Dermbach und Geisa nach Hünfeld noch von dem Feinde unbesetzt war. Auf dieser rückte am 3. Juli die Division Hartmann bis Wiesenthal vorwärts, und ihre Vortruppen waren es, auf welche Göben's Patrouillen stießen; die drei andern Divisionen erreichten von Meiningen aus an jenem Tage das Feldathal und besetzten dort, in der Richtung auf Dermbach vorgehend, Kaltennordheim, Zelle und Neidhardtshausen. Was die übrigen Streitkräfte der Bundesarmee betraf, so stand an diesem Tage die bayerische Reserve-Cavallerie in Fulda mit einer Vorhut in der Nähe von Hünfeld. Das achte Corps aber hatte seine Rechtsschwenkung vollzogen, und die Spitzen seiner Colonnen bis auf zwei Meilen von Fulda vorgeschoben. Für die Vereinigung der beiden Corps waren unter den günstigsten Voraussetzungen wenigstens noch drei Tagemärsche erforderlich, gleichviel ob sie im Osten oder im Westen der hohen Rhön angestrebt wurde.

Die Meldungen, welche am Nachmittage des 3. Juli bei General von Falckenstein einliefen, bezeichneten die Stellung der vier bayerischen Divisionen in der Hauptsache richtig. Der General aber hielt ein ernstliches Vorgehen des Gegners auf Geisa und Hünfeld nicht für wahrscheinlich, sondern meinte, es handle sich nur um einzelne Detachements, welche den preußischen Marsch auf Fulda in der südlichen Flanke beunruhigen sollten: er gedachte, diesen eine rasche und scharfe Lehre zu geben, sich aber in der einmal begonnenen Unternehmung auf Fulda nicht stören zu lassen. Demnach befahl er der Division Beyer, wie früher verfügt, auf Hünfeld vorzurücken, Göben aber sollte gegen die Bayern, sowohl in Wiesenthal als in Neidhardtshausen, einen kräftigen Vorstoß

machen, zur rechten Zeit jedoch das Gefecht abbrechen und der Division Beyer bis Geisa folgen. Da das Corps Manteuffel ungefähr um einen Tagemarsch zurück war, die vier bayerischen Divisionen aber binnen weniger Stunden in Verbindung hätten treten können, so wäre eine schwere Bedrängniß der vereinzelten Division Göben sehr wohl möglich gewesen, und man wird Falckenstein's Anordnung von einem gewissen Übermuth nicht freisprechen können. Was der Oberfeldherr hier auf das Spiel setzte, mußte die unübertreffliche Kraft seiner westfälischen Regimenter, und vor Allem die ebenso vorsichtige wie kühne Führung Göben's, wieder gut machen. Dieser geniale Officier war von einer Leidenschaft des Muthes und des Wagnisses erfüllt, die ihn aus dem Friedensdienste hinaus in die Abenteuer des großen Carlistenkrieges getrieben hatte, und die sich während ruhiger Zeiten in tolldreistem Hazardspiel Luft machte. Sonst schritt er, eine schwere Brille vor den Augen, nachlässig in Kleidung und Haltung, einher, so daß er wohl den Eindruck nicht eines Soldaten, sondern eines zufällig in die Uniform gerathenen Gelehrten machte, zumal er im Gespräche mit fremden Personen bis zur Verlegenheit schweigsam war, während er im vertrauten Kreise von Geist, Kenntnissen und Welterfahrung überströmte. Sobald aber eine ernste und gefährliche Aufgabe an ihn herantrat, erschien er völlig verwandelt. Hoch und fest emporgerichtet, erwog er mit klarem Überblick die Vortheile und Hindernisse, hielt mit eiserner Ruhe den innern Drang im Zügel, bis der rechte Augenblick gekommen war, und die Gluth seiner Seele die Truppen zu unwiderstehlichem Ansturm fortriß, um dann wieder im rechten Augenblick sich und den Seinen ein unerschütterliches Halt zu gebieten. Damals, am

4. Juli, blieb er selbst, mit drei Bataillonen in Reserve, bei Dermbach, wo die Straße des Feldathals in jene nach Geisa und Hünfeld einfällt, und ließ von dort aus General v. Wrangel mit sechs Bataillonen ostwärts gegen Hartmann in Wiesenthal und General v. Kummer mit gleicher Stärke südwärts gegen die Division Zoller in Neidhardtshausen und Zelle vorgehen.

Der Verlauf war derselbe auf beiden Seiten. Die vorgeschobenen Abtheilungen des Gegners wurden aus ihren Stellungen geworfen, der gewonnene Boden gegen die heranrückenden Hauptmassen glänzend behauptet, dann, als im Laufe des Nachmittags die bayerischen Angriffe nachließen, der Befehl gegeben, zunächst alle Verwundeten beider Parteien auf den Kampffeldern sorgsam aufzulesen, und darauf in fester Haltung den Rückmarsch auf Dermbach und Geisa anzutreten. Er erfolgte unbehelligt vom Feinde, da fast genau in derselben Stunde auch Prinz Carl den Seinigen den Befehl zum Rückzug gegeben hatte. Falckenstein, jetzt über jeden Zweifel hinaus von der Anwesenheit der gesammten bayerischen Armee unterrichtet, rief am 5. Juli die Division Beyer von Hünfeld wieder nach Geisa zurück, und zog Manteuffel's Corps ebenfalls in die Nähe dieses Punktes heran.

Was er stets in erster Linie hatte wünschen müssen, die Trennung und vereinzelte Besiegung der Gegner, trug ihm hier das Glück entgegen; er brauchte nur zuzugreifen: und so dachte er denn auch am 5. Juli, im Felda- wie im Ulsterthale vorzudringen und die Bayern damit zu entscheidendem Kampfe zu nöthigen. Bald aber kamen die schon vor Tagesanbruch ausgesandten Recognoscirungen zurück, sämmtlich mit derselben Meldung, auf allen Punkten seien die Bayern ver-

schwunden, nur vor Kaltennordheim habe man noch einige ihrer Vorposten gesehen. Da erhoben sich wieder die Bedenken, ob nicht die bayerische Armee völlig abgezogen, und nur der letzte Rest ihres Nachtrabs in Kaltennordheim geblieben sei, ob man also den Feind auf dieser Straße noch erreichen könne, ob man mit einem solchen Versuche nicht einen Lufthieb führen, und sogar den nächsten Operationszweck, die Trennung der feindlichen Heereskörper, auf das Höchste gefährden würde[1]. Genug, Falckenstein kam auf den alten Zug seines Herzens, auf den Marsch nach Fulda, zurück. General Beyer rückte dort am Abend des 6. Juli ein, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. Denn die bayerische Reserve-Cavallerie, am 4. bei Hünfeld von einigen preußischen Kanonenschüssen begrüßt, war in wilder Panik von Fulda bis Brückenau und Hammelburg zurück geflüchtet; die Truppen des achten Corps, wie wir gleich sehen werden, hatten eine andere Bestimmung erhalten. So hatte Falckenstein sein erstes Ziel erreicht; er meinte jetzt ganz sicher, mit seiner Armee trennend zwischen den beiden Bundescorps zu stehen.

Leider aber hatte er sich in der Auffassung der Verhältnisse auch dieses Mal ebenso gründlich wie bei der Verfolgung der Hannoveraner getäuscht.

Sein nächster Gegner, Prinz Carl von Bayern, war ein alter, solider Soldat, nicht geistreich, aber durchaus verständig, kampflustig, aber vorsichtig, und durch pedantische Pünktlichkeit etwas schwerfällig in Erwägungen und Bewegungen. Er hatte durchaus keine Neigung, vor der Vereinigung mit dem achten Corps sich auf das Glücksspiel einer großen Schlacht einzulassen; als die Preußen die Werra

[1] Göben, Gefecht bei Dermbach S. 48.

überschritten hatten, war er entschlossen, nicht mehr im Norden, sondern im Süden der Rhön die Vereinigung zu suchen. Nur wollte er nicht im Angesicht des Feindes einfach davon laufen; vielmehr sollten vor dem Rückzug nach Süden seine Soldaten in einigen Gefechten ihre Kraft und ihr Selbstgefühl erproben. Dies war in den Kämpfen des 4. Juli geschehen, da die bayerischen Truppen von den Dispositionen Falckenstein's natürlich nichts wußten, und also den schließlichen Abzug des Feindes ihrer eignen Tapferkeit zu Gute schrieben. Ihr Führer hatte sie dann sämmtlich am 5. in enger Concentrirung bei Kaltennordheim zusammen gezogen, um dort einem neuen Angriffe gewachsen zu sein, sobald wie möglich aber in fester Haltung den Rückzug nach Süden, an die fränkische Saale, anzutreten. An einen Marsch direct nach Fulda über die schlimmsten Bergwege der Hohen Rhön dachte er gar nicht, erließ vielmehr schon am Morgen des 5. Juli an den Prinzen Alexander den Befehl, ebenfalls nach Süden zurückzugehen, und sich über Brückenau und Kissingen mit der bayerischen Armee in Verbindung zu setzen. Prinz Alexander wies dem entsprechend drei seiner Divisionen an, am 6. Juli sich nach Schlüchtern in Marsch zu setzen, von welcher Stadt, vier Meilen südlich von Fulda, eine leidliche Straße über die letzten Ausläufer der Rhön nach Brückenau führte. Da keine dieser Schaaren weiter als fünf Meilen von Schlüchtern entfernt stand, so konnte bis zum Abend des 7. Juli der Prinz dort 25000, vielleicht 30000 Mann versammelt haben[1]). Auf preußischer Seite erreichte, wie wir sahen, die Division Beyer die Stadt Fulda am Abend des 6. Juli, die beiden andern Divisionen aber erst im Laufe des

[1]) Vgl. preußisches Generalstabswerk S. 591.

folgenden Tages: auch wenn Falckenstein von den Dispositionen Alexander's Kenntniß erlangte, — was nicht der Fall war — so ist es doch zweifellos, daß er keine Möglichkeit gehabt hätte, den Marsch des achten Corps von Schlüchtern nach Kissingen zu hindern. Am 5. Juli hätte er die Bayern vereinzelt treffen können; sein Zug nach Fulda aber, weit entfernt, die Gegner auseinander zu halten, eröffnete ihrer Vereinigung freie Bahn.

Indessen sollten durch ein günstiges Geschick seinen Truppen die bittern Folgen dieses Mißgriffs erspart werden; es sollte zugleich dem deutschen Volke kein Zweifel über die Faulheit seiner bisherigen Bundesverfassung gelassen und die Nothwendigkeit der von Preußen beantragten Reform handgreiflich vor Augen gestellt werden. Im entscheidenden Momente warf die höchste Behörde des Bundeskriegswesens den wichtigen Befehl des Bundesfeldherrn durch plötzlichen Eingriff über den Haufen, und verfügte das gerade Gegentheil der bayerischen Anordnungen, anstatt der Vereinigung die vollständige Zersplitterung der Bundesarmee.

Seit dem Beginne des Krieges hatten die Garnisonen von Cöln und Coblenz den Befehl, durch kleine, aus Landwehrtruppen gebildete Streitschaaren das nassauische und rheinhessische Gebiet zu beunruhigen, und dadurch vielleicht die Aufmerksamkeit des Gegners von den Operationen der Mainarmee abzuziehen. Dieser Zweck wurde in glänzendem Maaße erreicht. Der Gouverneur von Mainz rief nach Verstärkung, der Herzog von Nassau begehrte seine Soldaten aus dem Verbande des Bundescorps zur Vertheidigung Wiesbadens zurück; Prinz Alexander sandte zum Schutze des darmstädtischen Oberlandes die ganze badische Division nach Gießen,

wo weit und breit kein Feind zu sehen war. Eben jetzt kamen wieder neue Alarmnachrichten über preußische Streifzüge im untern Lahnthal; Prinz Wilhelm von Baden hielt dadurch seine Flanke, vielleicht seinen Rücken bedroht, und zog sich deshalb am 5. Juli eilfertig bis dicht vor Frankfurt zurück. Dort traf dann auch die Kunde von Königgrätz und der französischen Vermittlung ein; der große Krieg schien entschieden, und jetzt die Hauptaufgabe zu sein, bis zum Friedensschlusse die Bundeshauptstadt und die einzelnen Vaterländer thunlichst vor feindlichen Insulten zu beschützen. Demnach telegraphirte der bundestägliche Militär-Ausschuß auf Grund des Artikels 47 der Bundeskriegsverfassung an den Prinzen Alexander die Weisung, das Erforderliche zur Deckung der schwer bedrohten Mainlinie einzuleiten, d. h. sein Corps nicht zur bayerischen Armee nach Kissingen, sondern zur Rettung des Bundestags nach Frankfurt zu führen. Der Prinz kam dem Befehle ungesäumt mit voller eigner Zustimmung nach, indem er dem Armee-Commando meldete, er werde fortan die Linie Mainz-Hanau decken und es für sehr angemessen halten, wenn Bayern dann den Schutz der Linie Aschaffenburg-Lohr-Gemünden übernähme. Prinz Carl war entrüstet, forderte in einem sofortigen scharfen Erlasse unbedingten Gehorsam, wiederholte telegraphisch den Befehl zum Marsche nach Kissingen: es war aber Alles umsonst, das achte Corps marschirte unaufhaltsam nach Frankfurt. Je selbständiger aber sich Alexander hiebei gegen seinen Vorgesetzten benommen, desto kräftiger schritt er gegen die Eigenmächtigkeit seines Untergebenen ein. Prinz Wilhelm von Baden wurde unter nachdrücklichem Tadel seines Rückzugs wieder nach Friedberg vorgeschoben, denn Friedberg gehörte ja zu einem der zu

beschirmenden Vaterländer. Alexander wurde nach alle diesem durch huldvolle Dankschreiben des Königs von Württemberg und des Großherzogs von Hessen erfreut; als er aber am 9. Juli auch den Kaiser von Österreich um Billigung seines Verhaltens bat, mußte er sich mit dem kühlen Bescheide begnügen: „Einklang mit dem siebenten Bundescorps wünschenswerth und anzustreben; von hier aus Beurtheilung der Operationen nicht möglich.“ Nicht einmal in Österreich war die alte Achtung und Sympathie für Bundestag und Mittelstaaten mehr anzutreffen!

Unterdessen ging Falckenstein, nachdem die Reichsarmee ihm spurlos verschwunden war, mit Eifer an den ihm vorgezeichneten Zug auf Schweinfurt. Er gedachte, ihn in zwei Colonnen auszuführen; die Division Beyer sollte auf der großen Frankfurter Straße bis Schlüchtern vorgehen, von dort aber ostwärts abschwenkend, die fränkische Saale bei Hammelburg, zwei Meilen südlich von Kissingen, erreichen; die Division Göben würde auf dem geraden Wege von Fulda über Brückenau nach Kissingen marschiren, das Corps Manteuffel endlich einen Tagemarsch hinter Göben das Gebirge überschreiten, dann aber für's Erste als gemeinsame Reserve in der Gegend von Brückenau stehen bleiben, und nur einige Bataillone nach Waldaschach, nördlich von Kissingen, entsenden. Die Truppen, namentlich Göben's und Manteuffel's, mußten mit unendlicher Mühsal und Entbehrung einen der wildesten und unwirthbarsten Theile der Hohen Rhön passiren; Falckenstein selbst schloß sich der Division Beyer an, doch wohl, weil er hier im Süden den stärksten Gegner vermuthete, wie er denn auch Göben befahl, in einem solchen Falle den bei Hammelburg stehenden Feind in seiner Flanke zu bedrohen.

In Wirklichkeit aber war das Verhältniß der Kräfte gerade umgekehrt: nicht auf Beyer, sondern wiederum wie bei Dermbach, auf Göben, und zwar auf Göben allein, sollte die Wucht des Kampfes lasten. Prinz Carl war in bedächtigem Zeitmaß aus dem Feldathale über die Wasserscheide in das Thal der fränkischen Saale zurückgegangen, in der Absicht, bei dem Ausbleiben des achten Corps seine ganze Armee zu einer großen Defensivschlacht in einer wohlgewählten Stellung bei Poppenhausen, ungefähr halben Wegs zwischen Kissingen und Schweinfurt, zusammen zu ziehen. Auf diesem Marsche war die Division Hartmann bereits an Kissingen vorüber gezogen; die Division Zoller hatte Kissingen erreicht; die Divisionen Feder und Stephan standen noch nördlich davon bei Neustadt. Da wurde dem Prinzen Carl gemeldet, daß nur ein Theil der preußischen Armee das Gebirge überschritten und Brückenau besetzt habe. Dies konnte durchaus glaublich erscheinen, da man zu der Annahme sich berechtigt hielt, ein anderer Theil des Feindes sei dem achten Bundescorps nachgerückt. Demnach änderte Prinz Carl seinen Plan, und beschloß, einem, wie er meinte, schwächern Gegner die Übergänge über die Saale nicht ohne Kampf Preis zu geben. Er zog also eine Brigade der Division Zoller nebst der ganzen Reiter-Reserve nach Hammelburg, die Division Hartmann, anderthalb Meilen stromaufwärts, nach Euerdorf. Wieder eine Meile nördlich hievon, hielt Zoller mit acht Bataillonen Kissingen besetzt; General Feder rückte nach Münnerstadt, fünf Viertelmeilen östlich hinter Kissingen, für welchen letzteren Ort er drei Bataillone Verstärkung bereit hielt, drei anderen aber die Deckung von Hausen, eine Stunde oberhalb Kissingens, an der Saale, übertrug. Endlich die Division Stephan sollte

mit einem Bataillon noch etwas weiter stromaufwärts die Brücke bei Waldaschach sichern, im Übrigen aber sich bei Münnerstadt als allgemeine Reserve aufstellen. Wie man sieht, lag hienach die Möglichkeit vor, gegen einen auf Kissingen gerichteten Angriff binnen weniger Stunden nicht weniger als drei und eine halbe Division zu versammeln. Es stand also der zunächst völlig isolirten Division Göben ein heißer und vielleicht sehr gefährlicher Strauß bevor.

Als am Vormittag des 10. Juli General Göben in der Nähe von Kissingen anlangte, schob er ein Bataillon zur Deckung seiner rechten Flanke auf der Straße nach Euerdorf, zwei andere unter Oberst Goltz zur Sicherung gegen Norden auf der Straße nach Hausen vor; mit drei Bataillonen blieb General Tresckow in Reservestellung zurück. So behielten die Brigade-Generale Wrangel und Kummer nur noch zehn Bataillone mit 25 Geschützen zum Angriffe auf die durch den tiefen und reißenden Fluß gedeckte Stadt übrig. Eine geraume Zeit hindurch beschoß man den Gegner ohne besondere Wirkung über das Wasser hinüber; endlich fand man eine Strecke unterhalb des Ortes eine nur halb zerstörte Laufbrücke, über welche die Truppen den Fluß passirten, und dann von Süden her mit kräftigem Ansturm in die Stadt eindrangen. Die Bayern wehrten sich mit grimmiger Tapferkeit; um jedes Haus und jeden Straßenknoten, um den Besitz der Alleen des Kurgartens und der Grabhügel des Friedhofs entspann sich blutiger Kampf. Obgleich allmählich auch Feder's Bataillone eingriffen, drang doch die festere Führung und gewandtere Taktik der Preußen, wenngleich mit schweren Verlusten, durch: um zwei Uhr war Kissingen und eine Menge Gefangener in ihrer Hand. Die Bayern zogen ostwärts, den Abhang des

Sinnberges hinansteigend, ab; dort liegt in einem waldigen Kessel das Dorf Winkels; kaum daselbst aufgestellt, wurden sie durch neuen Angriff der verfolgenden Preußen getroffen, auf den Waldhöhen in ihrer Flanke umgangen und damit zu weiterem Zurückweichen genöthigt. Wieder aber folgten Wrangel und die jetzt auch vorgezogene Reserve in unablässigem Nachdringen: die Höhe des Sinnberges wurde erstürmt und endlich am jenseitigen Fuße desselben ein zweites von den Bayern vertheidigtes Dorf, Nüdlingen, genommen. Hier aber holte sie der gemessene Befehl Göben's ein, inne zu halten und auf dem Kamme und dem Straßenpasse des Sinnbergs Stellung zu nehmen. Göben hatte bei weiterem Vordringen Besorgnisse über die Sicherheit seiner Flanken, und wir sahen oben, wie viel Grund zu umsichtiger Sammlung vorhanden war. Zwar hatte Falckenstein am Morgen dem General Manteuffel Weisung gesandt, zu Göben's Unterstützung nach Kissingen zu marschiren; der Befehl kam aber erst um zehn Uhr in die Hand des Generals, so daß dieser, in scharfem Ritte persönlich nach Kissingen hinüber eilend, dem Genossen melden mußte, sein Corps könne erst spät Abends eintreffen. Sein Vortrab hatte damals Waldaschach und Hausen genommen, konnte aber zur Deckung Kissingens nur geringe Beihülfe leisten. In der Hauptsache blieb Göben auf die eigne Kraft angewiesen.

Prinz Carl war bei der ernsten Wendung des Gefechts in Kissingen selbst dort erschienen, und hatte dann Befehl auf Befehl sowohl an Hartmann als an Stephan gesandt, zu entscheidender Theilnahme am Kampfe herbei zu eilen Der Nachrichtendienst aber war, wie es scheint, damals beim bayerischen Heere nicht besser als im österreichischen organi=

sirt; so erhielt am 10. Juli General Hartmann verschiedene Befehle, deren keiner zum andern paßte, so daß er endlich glaubte, nicht nach Kissingen eilen, sondern südwärts auf der Straße nach Schweinfurt Stellung nehmen zu sollen. Die Division Stephan aber kam gegen Abend mit neun Bataillonen nach Nüdlingen, fand dort freilich Zoller's und Feder's Truppen stark durch einander gerathen und gründlich erschöpft, ging aber ihrerseits frisches Muthes, den Gegner völlig überraschend, zum Angriff auf den Sinnberg vor, und nahm die feindliche Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung. Wrangel sandte eilig nach Kissingen an Göben die Bitte um Unterstützung, erhielt aber die Antwort, mit seinen acht Bataillonen sei er stark genug, die Stellung gegen die ganze Welt zu behaupten. Mein Gott, rief Wrangel, als er den Bescheid erhielt, die Stellung ist ja schon verloren. Indessen faßte er einen Entschluß verzweifelter Kühnheit: stehen bleiben konnte er nicht, zurückgehen durfte er nicht; so gab er das hellschmetternde Signal: Alles avanciren, und stürmte die Höhen wieder hinan. Dieses Mal war er es, welcher den siegessichern Feind überraschte; die Bayern wurden nach Nüdlingen zurückgeworfen, und darauf vom Prinzen Carl zum Abmarsch nach Poppenhausen befehligt. Der Tag war überall für Preußen gewonnen, denn auch bei Hammelburg hatte die Division Beyer den nur halb so starken Gegner ohne großen Verlust zum Rückzug gezwungen.

Durch rasche Verfolgung dieser Vortheile hätten große Ergebnisse gewonnen werden können, da bei dem Abzug der Bayern ihre Heertheile weit auseinander gekommen waren. Was bei Hammelburg gefochten, war auf der Straße nach Würzburg, die Division Hartmann aber nach Schweinfurt

zurückgegangen; die Vertheidiger Kissingens dagegen rückten, um sich nicht einem feindlichen Stoß in ihre Flanke auszusetzen, weiter ostwärts über Lauringen nach Haßfurt, und dachten, von dort auf dem linken Mainufer wieder nach Schweinfurt zu gelangen. Ein rascher und kräftiger Angriff auf Schweinfurt hätte also die Aussicht auf völlige Zersprengung der bayerischen Armee gegeben. Auch hatte Falckenstein am Abend des 10. Juli aus dem großen Hauptquartier ein Telegramm als Antwort auf frühere Anfrage erhalten, in welchem wiederholt Gewicht auf einen Sieg über die Bayern gelegt wurde. Die Länder nördlich des Mains, hieß es, fallen uns zu, ohne daß wir hineingehen. Falckenstein telegraphirte sofort kurzen Bericht über die heute errungenen Vortheile zurück, und schloß mit den Worten: morgen Vormarsch auf Schweinfurt. Er befahl, da bisher Göben der stete Vorkämpfer des Heeres gewesen, Manteuffel an die Spitze, und Beyer zur nächsten Unterstützung desselben. Da man aber in völliger Ungewißheit über die Marschlinien der bayerischen Truppen war, so vergingen die Stunden des Vormittags am 11. über vorläufigen Recognoscirungen, und als Manteuffel sich eben zum Angriff auf Schweinfurt in Bewegung gesetzt hatte, erschien zur Rettung der Bayern ein deus ex machina, jenes oben bereits erwähnte, durch Bismarck veranlaßte Telegramm vom 9. Juli. Zwar konnte die chiffrirte Depesche nur theilweise entziffert werden; jedoch schien der Schlußsatz: „factische Occupation . . . Länder nördlich des Mains für voraussichtliche Verhandlung auf status quo jetzt politisch wichtig“ jeden Zweifel auszuschließen. Es war der Befehl, Oberhessen, Frankfurt, Nassau so rasch wie möglich in Besitz zu nehmen, und damit trotz aller Gebote

der militärischen Logik auf die völlige Niederwerfung der Bayern zu verzichten. Also „Kehrt“ und „vorwärts auf Frankfurt“: es war Falckenstein’s alte Sehnsucht, welche hier endlich die höchste Genehmigung erhielt. Umgehend antwortete er Moltke, er werde am 17. in Frankfurt einrücken. Noch mehr aber erquickte die neue Wendung das Herz des Generals Göben, der, so eben in das Hintertreffen gestellt, jetzt seine Division wieder an der Spitze des Zuges sah. Und wenn er nach Gefahren durstete, so that auch dieses Mal Falckenstein das Seinige, um ihm einen solchen Wunsch in vollem Maaße zu erfüllen. Er wies ihm die gerade Straße durch den Spessart, von Lohr auf Aschaffenburg und Hanau an, ließ ihm Manteuffel in einem Abstand von zwei Tagemärschen folgen, und befahl Beyer, in völliger Trennung von den Genossen über Hammelburg und Rieneck nach Gelnhausen zu marschiren. Dadurch wurde Göben mit seinen 13000 Mann für zwei Tage den Angriffen des ganzen achten Bundescorps, also einer fast vierfachen Übermacht, ausgesetzt: es war unmöglich, die absolute Verachtung des Gegners deutlicher als durch eine solche, hier ganz unnöthige Zersplitterung der Kräfte zu bekunden. Indessen, wie die Dinge einmal lagen, sollte der Erfolg dieser leichtsinnigen Keckheit Recht geben.

Was die Gegner betraf, so erhielt Prinz Carl erst am 12. Juli sichere Kunde von dem plötzlichen Abmarsch der Mainarmee, blieb aber einstweilen über Richtung und Ziel desselben noch im Unklaren. Bei der auf fast über sieben Meilen reichenden Verzettelung der bayerischen Heertheile war an sofortiges Nachsetzen nicht zu denken, und am 13. lief ein Telegramm des Ministers von der Pfordten ein, daß Unter-

handlungen im Gange und weitere Feindseligkeiten, wenn möglich, zu vermeiden seien. Um so mehr bestärkte sich der Prinz in dem Entschlusse, auf bayerischem Boden, und zwar im Süden des Mains, zu verweilen, seinen ermatteten Truppen dort einige Ruhe zu gönnen, und abzuwarten, ob das achte Bundescorps, welches er durch einen Erlaß vom 12. nach Uffenheim in Mittelfranken befehligt hatte, jetzt besser als acht Tage früher Gehorsam leisten würde. In der That hatte die Nachricht von dem bayerischen Mißgeschick an der Saale, und gleich darauf von dem Marsche der Mainarmee gegen Westen, dem Prinzen Alexander mit einem Schlage die Augen über die Verkehrtheit der bisherigen Strategie geöffnet. Noch am 9. Juli hatte er dem Bundestage erklärt, daß für Frankfurt nichts zu besorgen sei, jetzt aber ersuchte er ihn, seine erlauchten, freilich nicht mehr zahlreichen Häupter nach Augsburg in Sicherheit zu bringen. Er selbst erließ am 11. und 12. eilige Befehle, um seine bis Wiesbaden, Friedberg und Gelnhausen zerstreuten Truppen bei Frankfurt zu versammeln, und dann durch den Spessart nach Würzburg zu den Bayern hinüber zu führen. Am 13. Juli war die Darmstädter Division bei Aschaffenburg aufgestellt; am Abend sollte dort die österreichische Brigade Hahn anlangen, Badenser und Württemberger am 14. ihnen folgen. Der Prinz hoffte, am 15. sein ganzes Corps, 49000 Mann, bei Aschaffenburg vereinigt zu sehen. Die Hessen hatten Weisung, mit aller Kraft diesen wichtigen Übergangspunkt über den Main zu decken, einige Abtheilungen auf der Spessartstraße vorzuschieben, genaue Beobachtungen zu sammeln, sich dort aber in kein Gefecht einzulassen.

Diesen Feindesmassen also ging die Division Göben,

wie immer in raschem Zuge entgegen. Am 11. Juli Nachmittags von Kissingen aufgebrochen, hatte sie spät Abends am 12. Lohr erreicht; früh um fünf Uhr Morgens am 13. ging es von dort bergan, in zwei Colonnen, die etwa eine Stunde von einander entfernt waren, rüstigen Schrittes, um möglichst bald die drei Meilen bis auf die Wasserscheide und zu den jenseitigen Ausgängen des Gebirges zurückzulegen. Aber es war ein sauerer Marsch bei glühender Hitze, tiefer Windstille, erstickendem Staube, bergauf, bergab, ohne Schatten und ohne Wasser; schweigend und immer langsamer schleppten sich die Compagnien vorwärts. Da um drei Uhr sprengten Ordonnanzen von der Vorhut heran: eine Stunde vorwärts bei Laufach stehe der Feind, und nun kam neues Leben in die müden Glieder. Die Brigade Wrangel erreichte den Ort gegen vier Uhr; es gab für's Erste nicht viel zu thun; die Vorposten der Darmstädter gingen, dem Befehl entsprechend, nach einigen Schüssen zurück, und Wrangel's Truppen begannen, in und bei den Dörfern Laufach und Fronhofen ihr Nachtquartier einzurichten. Unterdessen aber hatte der hessische Commandeur, General Perglas, mehrere, kurz vorher aus Laufach abgelassene Telegramme erhalten, daß geschlagene und zersprengte preußische Abtheilungen sich im Spessart umhertrieben; diese meinte er jetzt ohne Mühe in Laufach abfassen zu können, und gab demnach seiner Division den Befehl zum Vorrücken. Er ging einem wahrhaft verhängnißvollen Mißlingen entgegen. Bei dem Erscheinen seines Vortrabs ließ Wrangel fünf Bataillone sich in gedeckten Stellungen festsetzen; die Hessen kamen in geschlossenen Colonnen über einen weiten offenen Abhang heran, und wurden zuerst die eine, dann die andere Brigade aus dichter

Nähe durch ein verheerendes Schnellfeuer in kurzem Gefechte fast wehrlos zusammengeschossen. Sie versuchten mit althessischem Muthe mehrere Anstürme mit gleicher Erfolglosigkeit; schließlich hatten sie einen zehnfach größeren Verlust als ihre Gegner und kamen ermattet und niedergeschlagen um Mitternacht nach Aschaffenburg zurück. Dort war kurz zuvor General Neipperg mit der österreichischen Brigade Hahn eingetroffen, und übernahm jetzt die Beobachtung des Feindes. Seine zweite Brigade, die Nassauer, war auf das Andringen ihres Herzogs nach Wiesbaden entliehen worden, und konnte erst nach einigen Tagen wieder bei der Armee eintreffen. Neipperg hoffte außerdem auf die baldige Ankunft der Badenser und Württemberger, sollte sich aber bei dieser Rechnung in doppelter Beziehung getäuscht finden.

General Göben, über diese Verhältnisse natürlich ununterrichtet, folgte dem einfachen Gedanken, daß er, je schneller er vorgehe, desto bessere Aussicht habe, die Gegner vereinzelt zu treffen und zu schlagen. Am 14. Juli, Morgens sechs Uhr, setzte er seine Truppen gegen Aschaffenburg in Bewegung, rechts die Brigade Wrangel, links die Brigade Kummer; die Österreicher nebst zwei Bataillonen und einer Batterie der Hessen hatten die nächste Umgebung der Stadt auf der Ostseite besetzt, und der Kampf entspann sich mit großer Lebhaftigkeit auf der ganzen Linie. Sehr bald nach dem Beginn desselben hielt es General Perglas für angemessen, sei es aus Mißtrauen gegen die Festigkeit seiner gestern geschlagenen Truppen, sei es aus eigner Kleinmüthigkeit, ganz sachte mit der Hauptmacht seiner Division stromabwärts fortzuziehen und dann bei Stockstadt sich auf das linke Ufer des Flusses in Sicherheit zu bringen, so daß Neipperg mit neun Bataillonen

den preußischen Angriff allein zu bestehen hatte. Gegen zehn Uhr war das Schicksal des Tages entschieden, auf allen Punkten überwältigte der energische Vorstoß der Preußen den Widerstand, und während Wrangel an seiner Seite die ersten Häuser der Stadt erreichte, setzte sich Kummer, dicht am Flusse vorwärtsstürmend, in den Besitz der Mainbrücke, so daß, was vom Feinde noch in der Stadt war, gefangen in die Hand des Siegers fiel. Neipperg hatte einen Verlust von 480 Todten und Verwundeten und dazu von mehr als 1900 Gefangenen, während man auf preußischer Seite nur 27 Todte und 150 Verwundete zählte.

Unterdessen hatte Prinz Alexander spät am Abend des 13. den Befehl des Armee-Commando's erhalten, sein Corps nach Uffenheim, also nicht durch den Spessart, sondern weiter südlich durch den Odenwald, zur Vereinigung mit den Bayern zu führen. Er hatte demnach am 14. die württembergische und die badische Division auf der Eisenbahn über Darmstadt nach Dieburg und Babenhausen befördern lassen, welcher Fahrt nach seiner Meinung die Stellung der Hessen und Österreicher in Aschaffenburg zur Flankendeckung dienen sollte. Zur Vertheidigung dieser Stadt wären die beiden Divisionen in jedem Falle zu spät gekommen: jetzt hatten sie umgekehrt die geschlagenen Österreicher aufzunehmen, und dann mit ihnen, den Hessen und Nassauern, den recht mühseligen Marsch durch den Odenwald anzutreten. Göben ließ sie unbelästigt ziehen, setzte am 15. Juli seinen Marsch nach Hanau fort, und am 16. hielt darauf Falckenstein an der Spitze der lorbeerreichen Division seinen Triumpheinzug in Frankfurt. Von hier aus erließ er ein Manifest, durch welches er die Regierung von Oberhessen, Frankfurt und

Nassau übernahm (die dadurch verdrängten Fürsten waren nach München entflohen); er erhob zugleich von der Stadt Frankfurt eine Contribution von sechs Millionen Gulden, sorgte für reichliche Verpflegung seiner Truppen, und meldete dem Könige: alles Land nördlich des Mains liegt zu den Füßen Ew. Majestät.

An demselben Tage erhielt er eine allerhöchste Ordre vom 11. Juli, welche ihn von dem Oberbefehl der Mainarmee entband und zum Generalgouverneur des Königreichs Böhmen ernannte. In seine bisherige Stellung rückte der dienstälteste der Corpsführer, General von Manteuffel, ein.

So ehrenvoll an sich der neue Auftrag war, so rief doch Falckenstein's Versetzung einen großen Sturm der öffentlichen Meinung hervor. Die überraschenden und glänzenden Erfolge der Mainarmee hatten dem Führer derselben eine mächtige Popularität verschafft, wie denn überhaupt seine frische Persönlichkeit, sein offenes und unbefangenes Auftreten, seine Sorge für die Soldaten, seine Milde gegen die Bevölkerung in Feindes Land, überall den besten Eindruck machten. Von seinem Nachfolger Manteuffel wußte man, daß er beim Könige hoch in Gnaden stand; dabei war er bei einer Menge alter Officiere, die er als Chef des Militärcabinets als ganz oder halb untauglich aus der Armee entfernt hatte, gründlich verhaßt; so flogen denn die Gerüchte, Manteuffel habe von jeher der Unterordnung unter den trefflichen Alten widerstrebt und ihn endlich durch geheime Anklagen beim Könige gestürzt. An dem Allen war nun kein wahres Wort: Manteuffel ist jeder Weisung des Oberfeldherrn auf das Pünktlichste nachgekommen; daß er ihm gezürnt, weil jener ihn stets in das Hintertreffen gestellt,

ist völlig aus der Luft gegriffen; dies ergab sich von selbst aus dem Umstande, daß Manteuffel aus Altona einen weitern Weg nach Hannover und dann nach Thüringen hatte, als seine Genossen, und es war nicht Falckenstein's Schuld, daß am 11. Juli Manteuffel bei Schweinfurt nicht zum Schlagen gelangte. Falckenstein wurde abberufen, nicht in Folge einer das Licht scheuenden Intrigue, sondern weil das große Hauptquartier mit seiner Kriegführung gegen die Hannoveraner in hohem Grade unzufrieden war: er hatte, wie wir sahen, mehr als einmal eigenmächtig die von dort erhaltenen Weisungen vernachlässigt oder aus den Augen gesetzt (am 21. wie am 27. Juni), und Moltke war nicht der Meinung, dergleichen ferner durchgehen zu lassen. Man vermied es, aus Achtung für die sonstigen Verdienste des Generals, dies öffentlich auszusprechen, und Manteuffel wäre der Letzte gewesen, sich zum Schaden des frühern Vorgesetzten gegen die üble, auf ihn gehäufte Nachrede zu vertheidigen.

Die erste Obliegenheit, welche dem neuen Oberbefehlshaber aus der Erbschaft seines Vorgängers zuwuchs, war eine wenig angenehme: ein noch an Falckenstein gerichteter Befehl Bismarck's, der Stadt Frankfurt eine Contribution von 25 Millionen Gulden aufzuerlegen. Frankfurt war als Sitz des Bundestags immer gut österreichisch gewesen, und hatte in den letzten Jahren bei jeder Gelegenheit seine preußenfeindliche Gesinnung geräuschvoll zur Schau getragen. Trotz Bismarck's Rundschreiben, daß Preußen jedes Votum für den Antrag vom 14. Juni als Kriegserklärung betrachten und behandeln würde, hatte die freie Stadt dafür gestimmt, und wenn sie allerdings ihr Linien-Bataillon vorsichtig zu Hause behalten, so war sie doch, als in den letzten Wochen

der Bundestag allen bundestreuen Staaten die Bildung von Milizen zur Unterstützung der Armee empfahl, mit Eifer dieser Aufforderung nachgekommen. So war Bismarck's neue Maaßregel völkerrechtlich unanfechtbar, aber ohne Zweifel äußerst hart, so daß in Frankfurt ein allgemeines Widerstreben, und im Auslande eine lebhafte Mißbilligung erfolgte. Manteuffel hielt es für angemessen, durch gewaltige Drohungen gewaltthätiges Handeln unnöthig zu machen, zögerte aber durch mehrfache Instructionseinholung die Sache hin, und kam damit um so leichter zum Zweck, als Bismarck zwar den Frankfurtern einen scharfen Denkzettel für ihr früheres Verhalten zugedacht hatte, aber sehr geneigt war, sie mit dem Schrecken davon kommen zu lassen, sobald die preußische Annexion der Stadt als gesichert gelten konnte.

Während dieser Ausbreitung der preußischen Heeresmacht im deutschen Westen war der Kriegsminister nicht müßig geblieben, den siegreichen Divisionen Ersatz und Verstärkung zuzuführen. Unablässig hatten die heimischen Dépôts gerüstet; eine lange Reihe vierter Bataillone war gebildet, zahlreiche Landwehrtruppen zu Fuß und zu Roß zusammen berufen, die Contingente der norddeutschen Bundesgenossen in Marsch gesetzt worden. So wurde jetzt die Mainarmee auf die Stärke von 50000 Mann gebracht, während ungefähr 10000 Mann zur Sicherung der in Besitz genommenen Territorien zurückblieben. Zugleich war auf königlichen Befehl vom 3. Juli, also dem Datum von Königgrätz, in Sachsen ein zweites Reservecorps von 25000 Mann unter der Führung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin aufgestellt worden, um von dort über Hof in die östlichen Provinzen Bayerns einzubrechen. Der Großherzog

begann seinen Marsch am 20. Juli, während General Manteuffel die Operationen gegen das Bundesheer am 21. wieder aufnahm. Die beiden Corps des letztern waren jetzt allerdings vereinigt und stellten den 50000 Mann der Mainarmee nicht weniger als 80000 Mann mit einer doppelten Überzahl an Geschützen entgegen. Allein im preußischen Lager gab es nicht einen Mann, der nach den bisherigen Erfolgen nicht mit vollem Selbstvertrauen in den ungleichen Kampf gegangen wäre.

In der That, sie zogen auch jetzt von Sieg zu Sieg; die geübte Tapferkeit der Kämpfer und die rastlose Energie der Führung war dieselbe wie bisher, nur die letztere etwas weniger als bei Falckenstein mit der Verwegenheit des Hazardspielers vermischt. Die Gerechtigkeit aber gegen die süddeutschen Truppen fordert gleich hier die Bemerkung, daß ihnen in dieser letzten Kriegswoche fort und fort die Politik lähmend in den Arm fiel und bei allem Muthe der Einzelnen das Ganze zu ohnmächtigem Widerstande verurtheilte. Die süddeutschen Höfe empfanden, daß sie besiegt waren; sie hatten den lebhaften Wunsch, für eine verlorene Sache ihre Truppen nicht weiter zu opfern. Durch eine solche Gesinnung mußte allerdings einem angriffslustigen Gegner das Spiel nicht wenig erleichtert werden.

Manteuffel wußte, daß die Bayern nach dem Abzug der Mainarmee sich bei Würzburg gesammelt hatten, das achte Bundescorps aber durch den Odenwald an die Tauber gezogen war. Ihre Vereinigung südlich von Würzburg konnte er nicht verhindern; es fragte sich, ob er, durch den Spessart zurückkehrend, zunächst auf die Bayern fallen, oder den Spuren des achten Corps durch den Odenwald folgen

sollte. Ohne Zweifel war die letztere Operation die kühnste, da im Falle eines Unglücks der Rückzug gefährliche Schwierigkeit haben konnte. Eben deshalb aber auch mußte sie auf den Gegner überraschend wirken, um so mehr, als sie bei glücklichem Verlauf unmittelbar in dessen Rücken führte und ihn von allen Verbindungen mit der Heimath abschnitt. Auch war für die bevorstehenden Friedensunterhandlungen der Umstand nicht zu verachten, daß dann ansehnliche Stücke badischen und württemberg'schen Gebietes der preußischen Besetzung anheim fielen. So war Manteuffel rasch entschlossen. In drei Tagen — die Reichsarmee hatte sechs gebraucht — durchschritten seine Truppen den Odenwald, und standen, nach einem unbedeutenden Gefechte zwischen dem Regimente Coburg-Gotha und einer badischen Brigade bei Hundheim, am 24. Juli von Wertheim bis Bischofsheim an der Tauber den Divisionen des Prinzen Alexander gegenüber.

Während er handelte, hatten die Gegner weisen Rath gepflogen. Man erwartete jeden Tag die Nachricht vom Friedensschluß oder Waffenstillstand; man glaubte, daß der preußische Feldherr in Frankfurt auf lange Zeit durch politische Geschäfte festgehalten sei; man war eine Weile zweifelhaft, ob man ihn dort aufsuchen oder seinen Angriff erwarten sollte, und als man sich selbst zum Angriff entschlossen hatte, ob man südlich des Mains durch den Odenwald, oder im Norden des Flusses durch den Spessart ziehen sollte. Bei einer Zusammenkunft der Prinzen Carl und Alexander am 19. Juli entschied man sich für das Letztere, fand aber, daß bei der augenblicklichen Stellung der Truppenkörper, die Operation nicht vor dem 24. Juli beginnen könnte, so daß die beiden Corps erst am 28. vereinigt vor

Aschaffenburg stehen würden. Am 22. erhielt Alexander Nachricht von dem Marsche des Feindes gegen die Tauber und gab sie auf der Stelle an Carl weiter, dieser aber hatte gleichzeitig Meldung von dem Erscheinen preußischer Truppen bei Lohr erhalten — Manteuffel hatte zur Irreführung des Gegners ein Bataillon nebst einigen Husaren dorthin gesandt —, vermuthete dort die Hauptmacht des Feindes zu treffen, und ließ demnach den größten Theil seiner Streitkräfte nordwärts gegen Lohr und Gemünden vorrücken, acht Meilen weit von Alexander's Stellung an der Tauber entfernt. So war in dem Augenblicke, in welchem der feindliche Stoß die Reichsarmee traf, die alte Trennung der beiden Corps glücklich wieder hergestellt. In dieser Lage schwankte Prinz Alexander, ob er vor oder hinter der Tauber den Kampf aufnehmen sollte, ermüdete seine im Odenwald schlecht verpflegten Truppen durch mehrfache Hin- und Hermärsche, und besetzte schließlich die beiden Übergänge über den Fluß bei Bischofsheim und eine Meile abwärts davon bei Werbach mit kleinen Abtheilungen, stellte zu deren unmittelbarer Unterstützung bei Werbach die badische und bei Bischofsheim die württemberger Division auf, und hielt die Darmstädter, Österreicher und Nassauer weiter ostwärts von Bischofsheim in Reserve.

Manteuffel, dessen Hauptaugenmerk darauf ging, seine beiden Gegner möglichst auseinander zu halten, hatte die Division Flies, das früher von ihm selbst befehligte Corps, an die Mündung der Tauber in den Main bei Wertheim gesandt, welchen Punkt der General in Folge der letzten bayerischen Märsche vom Feinde geräumt fand, die Tauber also ohne Kampf überschritt und etwas weiter nach Osten

vorgehend, die linke Flanke des Heeres gegen die Bayern sicherte. Gegen das achte Corps hatte Manteuffel beschlossen, bei Werbach mit überlegener Stärke durchzubrechen, um hier den Feind nach Süden abzudrängen und somit von den Bayern zu entfernen. Er führte also gegen Werbach die Brigade Weltzien (Oldenburger und Hanseaten) von Göben's Division und die ganze Division Beyer zum Angriff vor, während gegen Bischofsheim Göben nur die Brigade Wrangel augenblicklich zur Verfügung hatte, da General Kummer erst gegen Abend dort anlangen konnte. Wieder also war auf seine Schultern die schwerste Last gelegt. Er ließ sich dadurch so wenig wie bei Kissingen das Herz beschweren. Bischofsheim liegt auf dem westlichen Ufer der Tauber, in einem ringsum von beherrschenden Höhen umgebenen Thalkessel; von diesen herab wurde das Städtchen zuerst durch eine preußische Batterie beschossen, darauf mit stürmender Hand genommen, der Feind über die Brücke hinüber verfolgt, und drüben die nächsten Häuser und Gärten besetzt. Hier aber begann erst die harte Arbeit des Tages. Zuerst die Württemberger, dann die Österreicher und die Nassauer, unterstützt durch das Feuer von ungefähr vierzig Geschützen, unternahmen einen Angriff nach dem andern zur Wiedergewinnung der Brücke, scheiterten aber stets unter schweren Verlusten durch das mörderische Schnellfeuer der Zündnadel. Es waren fünf preußische Bataillone und fünf Geschütze, welche hier unerschütterlich gegen zwei feindliche Divisionen ihre Stellung behaupteten. Bald nach sechs Uhr erhielt Prinz Alexander die Meldung, daß die Badenser nach schwachem Widerstande [1]) Werbach geräumt, und sich andert-

[1]) Sie hatten 80, die Württemberger 670 Mann Verlust.

halb Meilen weit auf der Straße nach Würzburg zurückgezogen hätten. Damit sah er seine eigne Flanke entblößt, brach das Gefecht ab, und ließ seine Truppen eine Meile hinter Bischofsheim Biwak beziehen. Die Linie der Tauber war preußischer Seits gewonnen, und Manteuffel befahl für den folgenden Tag, den 25. Juli, sofortige Fortsetzung der Offensive. Wieder sollte die Division Flies am Main die linke Flanke des Heeres gegen die Bayern decken, Beyer aber von Werbach aus über Neubrunn die Stellung des achten Corps von rechts her bedrohen, während Göben dieselbe in unmittelbarem Nachrücken von Bischofsheim her in der Front angriff. Die Trennung der beiden feindlichen Heertheile wäre damit vollendet gewesen.

Indessen hatte Prinz Carl sich doch nicht länger der Thatsache verschließen können, daß starke Feindesmassen die Tauber erreicht hatten, und also an die frühere beabsichtigte Offensive von Lohr nach Aschaffenburg nicht mehr zu denken war. Er befahl also möglichst rasche Versammlung seiner Truppen bei Roßbrunn, anderthalb Meilen östlich von Würzburg und ebenso weit von dem Lager des achten Corps entfernt. Von dort gingen am 24. Juli die Divisionen Stephan und Prinz Luitpold (früher Zoller) in südwestlicher Richtung bis in die Gegend von Helmstadt vor, und General Stephan ließ dann durch seinen Vortrab Neubrunn besetzen, nur eine Stunde weit von dem Lager der Badenser gelegen. Von dieser Bewegung der Bayern war den preußischen Führern nichts bekannt geworden, und General Beyer sah sich demnach zu völliger Überraschung, als er gegen Mittag Neubrunn erreichte, den bayerischen Raupenhelmen gegenüber. Die Fortsetzung seines Marsches gegen das achte Corps war unter

diesen Umständen ausgeschlossen: um so lebhafter griff er den neuen Gegner an, und zwang sehr bald Stephan's Vorhut zum Rückzug auf ihr Hauptcorps. General Stephan beschloß seinerseits den Feind mit allem Nachdruck zu fassen, wollte aber ein möglichst kunstgerechtes Manöver ausführen, und rückte deshalb auf einem weiten, nach Norden gestreckten Bogen zum Angriffe aus. Der Umweg kostete ihm drei bis vier Stunden, und General Beyer, dessen Plänkler bereits mit den Truppen des Prinzen Luitpold im Gefechte standen, benutzte diese Zeit in so ausgiebiger Weise, daß er die Division des Prinzen vollständig schlug, und dann, als Stephan gegen Abend endlich herankam, demselben, noch ehe die Dunkelheit hereinbrach, ein ebenso blutiges Schicksal bereitete. Prinz Carl zog hierauf die geschlagenen Divisionen in eine Stellung dicht vor Würzburg zurück, und besetzte Roßbrunn und Umgegend mit den unterdessen aus Lohr und Heidenfeld herangekommenen Truppen der Generale Feder und Hartmann.

Noch übler für die Bundessache sah es gleichzeitig drüben beim achten Corps aus. In den letzten 24 Stunden hatten die Prinzen Carl und Alexander mehrere sehr unerquickliche Briefe gewechselt, im Wesentlichen des Inhalts, daß jeder den Andern aufforderte, ihm zu Hülfe zu kommen und die Feinde zu verjagen. Das Ergebniß war, daß Alexander am 25. Vormittags sein Corps eine Meile weiter, nach Gerchsheim, zurückführte, wo er dann einige Stunden später durch Göben mit zwei Brigaden angegriffen wurde. Er hatte 40000 Mann gegen 10000, begnügte sich aber, den Wald, welchen die Preußen dicht vor seiner Stellung besetzt hatten, durch seine Artillerie beschießen zu lassen. Am Abend erschien in seiner linken Flanke General Wrangel mit Göben's dritter

Brigade, auf seiner rechten strömte in wilder Verwirrung flüchtiges Fuhrwerk der geschlagenen Bayern zurück, und meldeten die beiden Befehlshaber der hessischen und der württemberger Division, daß ihre Truppen wegen völliger Erschöpfung kampfunfähig seien. Da gab er den Befehl zum Abmarsch in die Nähe von Würzburg, bei dem im Dunkel der Nacht eine große Anzahl der Regimenter in vollständige Auflösung gerieth. Am 26. Juli hatten dann noch die bayerischen Divisionen Feder und Hartmann ein scharfes Gefecht bei Roßbrunn gegen Beyer und Flies, an dessen Schluß auch ihre Cürassiere Gelegenheit fanden, durch tapfere Attaken die böse Scharte von Hünfeld einiger Maaßen auszuwetzen; der Sieg des Tages blieb aber endlich doch auch hier wieder den Preußen, und als das löbliche achte Corps, ohne jemand zu fragen, die Stadt Würzburg passirt und auf dem nördlichen Ufer des Maines Sicherheit gesucht hatte, folgte Prinz Carl am 27. Juli nothgedrungen diesem Beispiel. Binnen drei Tagen hatte Manteuffel die beinahe doppelt übermächtige Bundesarmee vor sich her über den Main getrieben, und von ihren Vaterländern abgeschnitten.

In derselben Zeit war das zweite Reserve-Corps, fast ohne Widerstand zu finden, über Hof und Bayreuth bis nach Nürnberg gelangt. Alle Wege standen ihm offen, zum Triumpheinzug in München oder zur Vernichtung der Bundesarmee in Verbindung mit Manteuffel. Da wurde denn im ganzen Süden die Kunde von dem Nikolsburger Waffenstillstand mit Jubel begrüßt. Manteuffel, wie wir wissen, hatte die näheren Bestimmungen mit den einzelnen süddeutschen Staaten zu unterhandeln; von den norddeutschen durfte keine Rede sein. Das Bundescorps löste sich auf; jedes

seiner Bestandtheile kehrte auf besonderer Straße in die Heimath zurück. Unterfranken, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, Mergentheim blieben einstweilen in preußischem Gewahrsam.

Das war der erste und letzte Krieg, welchen der durchlauchtigste deutsche Bundestag zu führen gehabt. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn es unter der Leitung dieser Behörde einen Kampf gegen Frankreich oder Rußland hätte bestehen müssen!

Zwanzigstes Buch.

Grundlagen des neuen Reichs.

1. Capitel.

Erlöschen des preußischen Verfassungsstreits.

Wie nach einem heftigen Orcan das Tosen der Meereswellen längere Zeit fortdauert, ja an einzelnen Küstenpunkten die Brandung noch gefährlicher als während des Brausens der Windsbraut erscheinen kann, so erging es auf dem Meere der deutschen und der europäischen Politik, als am 26. Juli der Sturm des bewaffneten Kampfes beschwichtigt worden war. Wohl war an der entscheidenden Stelle fester Grund gewonnen; überall aber waren die Elemente noch in unruhiger Gährung; auf mehr als einer Seite galt es, den hochgehenden Wellen festen Widerstand entgegen zu setzen. Es waren arbeitsvolle Tage für Bismarck, welche in Nikolsburg auf die Zeichnung und die Ratification der Friedenspräliminarien folgten.

Trotz der kräftigen Abweisung, welche Freiherr von der Pfordten erfahren hatte, drängten sich jetzt die Besiegten an das preußische Hauptquartier, Frieden erbittend und gute Gesinnung betheuernd, heran. Schon am 24. Juli hatte der Großherzog von Baden, welcher ja nur gezwungen in den Kampf eingetreten war, an seinen königlichen Schwiegervater

geschrieben, um Waffenruhe gebeten, und seine Vermittlung zwischen Preußen und den Südstaaten angeboten. In Bekräftigung dieses Sinnes entließ er zwei Tage später seinen stets noch gegen den Frieden wühlenden Minister Edelsheim, bildete sich einen Ministerrath von entschieden preußischer Farbe und meldete in Augsburg seinen Austritt aus dem Bunde an; auch war er der Erste, welcher seine Truppen aus dem Verbande des achten Bundescorps zurück und in die Heimath berief. König Wilhelm kam ihm, wie man sich denken kann, mit wohlwollendem Herzen entgegen. Anders war seine Stimmung gegen den alten Herzog Bernhard von Meiningen, der früher einer der zähesten Gegner Preußens gewesen, dann aber am 22. Juli um seine Aufnahme in den norddeutschen Bund eingekommen war. Die Antwort lautete am 29. dahin, daß die Aufnahme sofort erfolgen könne, wenn der Herzog zu Gunsten seines Sohnes abdanken wolle: andern Falls möge er mit Preußen in derselben Weise wie die süddeutschen Staaten unterhandeln, und zu diesem Zwecke einen Bevollmächtigten nach Berlin senden. König Georg von Hannover hatte nach kurzem Verweilen in Thüringen, trotz dringender Vorstellungen besonnener Rathgeber, seinen Aufenthalt in Hietzing bei Wien genommen, anfangs mit Freuden begrüßt, jetzt der österreichischen Regierung eine Last, so daß er eine Unterhandlung mit Preußen zu eröffnen beschloß. Am 28. Juli meldete sich einer seiner Adjutanten in Nikolsburg als Überbringer eines Briefes seines Fürsten an König Wilhelm an. Allein er erhielt die kurze Antwort, daß Se. Majestät nicht in der Lage sei, das Schreiben entgegen zu nehmen. Ferner in Stuttgart hatte die Königin Olga, im Vertrauen auf ihren Bruder, den Zaren, der Einleitung einer Friedensverhandlung

widersprochen, König Carl aber doch bei dem trostlosen Rückzug des Bundescorps hinter den Main, eine Abordnung nach Nikolsburg beschlossen, bestehend aus seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich, und dem Minister von Varnbüler. Die Herren kamen am 29. Juli in Nikolsburg an, leider in demselben Augenblicke, in welchem der König seine Rückreise begann, also den Prinzen nicht mehr empfangen konnte. Am folgenden Tage erschien auch der Darmstädter Minister v. Dalwigk, nächst Beust, wie wir wissen, bisher einer der geschäftigsten und feindseligsten Widersacher der preußischen Politik. Jetzt aber strömte er von patriotischer Bundesfreundschaft über, begehrte, wie Varnbüler, Aufnahme in den norddeutschen Bund, und erklärte, daß keine Bedingung für die Erfüllung dieses Wunsches dem Großherzog zu schwer sein würde. Wir werden später sehen, an welcher andern Stelle er sich leichtere Bedingungen zu schaffen hoffte: einstweilen belobte Bismarck das national-gesinnte Anerbieten der Herren, mußte aber leider bedauern, daß die Rücksicht auf Frankreich die Annahme desselben für jetzt unthunlich mache, und er sie einstweilen also nur auf die in Berlin zu führenden Separatunterhandlungen verweisen könne.

Auf der Rückreise, wohin Bismarck dem Könige einige Tage später folgte, sprach er endlich den von dem Könige in das Hauptquartier beschiedenen Senator Müller aus Frankfurt am Main. Es handelte sich um die so tiefe Erregung hervorrufende Frage der beiden der Stadt auferlegten Kriegscontributionen von sechs und von fünfundzwanzig Millionen. Die erste war beinahe ganz bezahlt worden; die Erlegung der zweiten wurde fortdauernd als absolut unmöglich bezeichnet. Bismarck erklärte jetzt dem Abgesandten die königliche Ent-

scheidung, daß die zweite erlassen sei, und noch mehr, daß die erste zurückgezahlt werden solle, wenn die Stadt aus freien Stücken um ihren Eintritt in die preußische Monarchie nachsuchen wollte. Darauf aber konnte Müller nach seinen Instructionen nicht eingehen, und Bismarck sagte: dann also bleibt die Contribution in unsern Cassen und Frankfurt eine eroberte Stadt.

Während auf diese Art den bisherigen Gegnern Gnade und Ungnade in wohlberechnetem Maaße zugetheilt wurde, erfolgten entscheidende Schritte auf dem Gebiete der innern preußischen Politik.

Der 3. Juli hatte der preußischen Regierung nicht bloß den überwältigenden Sieg über Österreich, sondern auch einen durchschlagenden Erfolg gegen die heimische Opposition gebracht. In denselben Stunden, in welchen die preußischen Bataillone Österreichs Heer zermalmten, erlitt die Opposition bei den Landtagswahlen solche Verluste, daß die Regierung, deren Partei in den Jahren des Verfassungsstreits zu Zeiten bis auf eilf Köpfe geschmolzen war, beinahe für die Hälfte des Abgeordneten-Hauses ihre Candidaten durchsetzte. Bei einem solchen Zusammentreffen politischer und militärischer Triumphe, wie viele der großen Eroberer alter und neuer Zeit hätten der Versuchung widerstanden, nach Außen die völlige Zertrümmerung des feindlichen Reiches und im Innern den Sturz aller Verfassungsschranken sich vorzunehmen?

Aber Bismarck war aus anderem Stoffe geformt. Er strebte nicht nach Weltherrschaft und nicht nach schrankenloser Gewalt, sondern nach Sicherheit und Stärkung seines preußischen Vaterlandes. So viel an Machtbefugniß und Landgewinn hiefür nöthig war, faßte er mit eisernem Griff —

so viel und nicht mehr. Niemals hat ein Siegesrausch die Klarheit seines Urtheils getrübt oder seine feste Mäßigung überwältigt. Wie auf dem Schlachtfelde von Königgrätz sein erster Gedanke die Herstellung der alten Freundschaft mit Österreich war, so antwortete er aus Horschitz dem Finanzminister von der Heydt auf den Vorschlag, nach dem günstigen Ausfall der Landtagswahlen Schritte zur Beendigung des Verfassungsstreits zu thun, mit herzlicher Zustimmung. Der Blick auf Frankreich bestärkte seine Überzeugung in beiden Richtungen: hinter dem Abschluß des jetzigen Kriegs sah er weitere Gefahren emporwachsen, welchen er Preußen, und hoffentlich ganz Deutschland, in gesunder Einigkeit entgegen zu stellen wünschte.

Dem mächtigen Staatsmanne war übrigens auch hier keine mühelose Erreichung seines Zweckes bestimmt. Sein Gedanke ging seit der Entscheidung des Kriegs dahin, von dem neuen Landtag Indemnität für die budgetlose Finanzverwaltung der letzten Jahre zu begehren, und dies gleich bei der Eröffnung durch die königliche Thronrede anzukündigen. Am 18. Juli erschien die königliche Verordnung, welche den Landtag auf den 30. nach Berlin berief, und an demselben Tage begann im Staatsministerium die Berathung der Thronrede. Aber als hier der Finanzminister den ihn angehenden Theil derselben verlas, und am Schlusse die Vorlage eines Indemnitätsgesetzes verhieß, da erhob sich lebhafter Widerspruch bei der großen Mehrzahl der Collegen. Sie hatten vier Jahre hindurch stets behauptet, daß das Verfahren der Regierung vollkommen verfassungsmäßig sei und mithin keiner Indemnität bedürfe; eine solche jetzt verlangen, bedeute also das Eingeständniß, daß die Regierung

in dem vierjährigen Kampfe Unrecht gehabt, und die Anklagen der Opposition vollkommen begründet gewesen; bei der siegreichen Stellung der Regierung fanden sie schlechterdings keinen Grund zu einer solchen Demüthigung, sondern hofften jetzt auf leichte Bändigung der halsstarrigen Opposition. Diese Erörterungen setzten sich den 19. Juli fort. Von der Heydt's Auffassung wurde dabei nur noch von dem Baron Werther, dem bisherigen Gesandten in Wien, unterstützt, welcher zur Zeit als Bismarck's Stellvertreter die Geschäfte des auswärtigen Amtes in Berlin leitete, und jetzt nach der Sitzung von Eulenburg freundlich darauf angesprochen wurde, daß er sich ja recht entschieden den Standpunkt der Fortschrittspartei angeeignet habe. Auf den König machte der Bericht doch einen tiefen Eindruck, indessen gelang es Bismarck, die Besorgnisse des Monarchen zu beschwichtigen. „Wie ist es möglich, sagte er, in dem Antrage auf Indemnität ein reumüthiges Sündenbekenntniß zu sehen? Gerade das Gegentheil ist der Fall. Wenn wir Indemnität beantragen, fordern wir den Landtag zu der Erklärung auf, daß wir Recht gethan, indem wir handelten, wie geschehen. Bisher hat das Haus der Abgeordneten uns bestritten, daß wir durch zwingende Gründe zu diesem Verfahren genöthigt gewesen: wenn es uns heute Indemnität bewilligt, so liegt darin sein Eingeständniß, daß man früher jene Gründe nicht begriffen oder nicht gewürdigt habe, jetzt aber sie anerkenne und deshalb dem Vorgehen des Ministeriums nachträglich Zustimmung ertheile. Wie darin eine Demüthigung der Regierung liegen soll, ist nicht abzusehen." Der König, der ebenso wie sein Minister den innern Frieden wünschte, ließ sich endlich überzeugen; der betreffende Satz der Thronrede wurde genehmigt, die Befugniß

und Verpflichtung der Regierung zu budgetlosem Regimente, wenn ein Etatsgesetz nicht zu Stande komme, nach wie vor behauptet, zugleich aber auch die Regelwidrigkeit eines solchen Zustandes und die Nothwendigkeit eines allseitig genehmigten Etatsgesetzes anerkannt. Jedoch der Widerstand im Staatsministerium dauerte fort. In der Sitzung vom 28. Juli erhob sich namentlich Graf Lippe in lebhafter Entrüstung gegen das Indemnitätsgesuch: dies stelle die Minister als Verbrecher hin, welche um Begnadigung bettelten. Der Finanzminister erwiderte, daß das bisherige Verhalten der Minister durch das Gesuch nicht im Mindesten verläugnet werde; es bleibe völlig correct und pflichtmäßig, aber ebenso bleibe wahr, daß nur ein mit dem Landtage vereinbartes Budget ein gesetzmäßiges, und folglich eine nachträgliche Zustimmung des Landtags erforderlich sei. Er schrieb darauf an Bismarck, daß die Allerhöchste Entschließung in dieser Frage für seine Stellung als Finanzminister entscheidend sein würde; er müsse an dem Princip festhalten, wie unbequem er auch den Herren dadurch werden möge. Bismarck stand ihm mit unerschütterlicher Festigkeit zur Seite. Die Eröffnung des Landtags mußte hinausgeschoben werden, aber am 3. August brachte Bismarck in Prag, wohin er dem König nachgereist war, bei diesem die Redaction der Thronrede zum Abschluß. Den Satz über die Indemnität schrieb er selbst nieder, nach Randbemerkungen des Königs zu dem Entwurf. Dann sandte er die Urkunde mit der ausdrücklichen Bemerkung nach Berlin, daß der König weitere Verhandlung darüber nicht verstatte; seiner Gemahlin aber schrieb er: mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen fast Alle Scheuklappen, und sehen nur einen Fleck von der Welt.

Neben diesen Verfassungsfragen nahm auch die europäische Politik die Sorgen des Ministers unausgesetzt in Anspruch. Fast in demselben Augenblick, in welchem König Wilhelm die Friedenspräliminarien ratificirte, lief in Nikolsburg am 27. Juli ein Telegramm des Herrn von Werther ein, daß der russische Botschafter, Baron Oubril, jetzt auch amtlich den Antrag auf Berufung des von Preußen schon vor dem Kriege genehmigten Congresses eingebracht, und die gleichzeitige Vorlage des Antrags in Paris und London berichtet habe. Während dann am folgenden Tage, am 28. Juli, die Ratificationen der Präliminarien ausgetauscht wurden, telegraphirte Graf Goltz, daß Tags zuvor Napoleon ihn vertraulich befragt hatte, ob Frankreich nicht bei der endlichen Regelung der deutschen Angelegenheiten Landau und Luxemburg erhalten könne; es ergebe dies nur eine Stärkung der französischen Defensive, ohne irgendwie Deutschlands Sicherheit zu schädigen; die öffentliche Meinung in Paris sei äußerst aufgeregt, und bedrohe die Dynastie, wenn Frankreich völlig leer ausgehe. So rückte die Gefahr auf beiden Seiten näher; Bismarck erstattete dem König darüber Vortrag unmittelbar vor der Abreise desselben aus Nikolsburg, und erhielt auf der Stelle die Zustimmung zu der Ansicht, daß beiden Zumuthungen die entschlossenste Abweisung entgegen zu setzen sei. Was Frankreich betraf, so dachte er nichts zu thun, bis Benedetti die am 26. Juli verheißene amtliche Eröffnung gemacht hätte; in der russischen Sache telegraphirte er gleich den 29. an Werther, Preußen sei im Mai auf den Congreßantrag eingegangen, um den Krieg zu vermeiden; nachdem man aber den Krieg mit Gefahr des eignen Daseins habe führen müssen, könne man die schwer erkauften Vor-

theile nicht von der Entscheidung eines Congresses abhängig machen. Man könne also einem solchen nur zustimmen, wenn vorher eine Basis feststehe, welche Preußen diese Vortheile sichere. Der König erwarte von der Gerechtigkeit und Freundschaft des Kaisers Alexander, daß dieser keine weitern Schritte in der Richtung des Congresses thue, ohne sich vorher mit Preußen zu verständigen.

Von dieser Erwartung schien aber das Gegentheil einzutreten, als am 30. Juli der Militärbevollmächtigte am russischen Hofe, Herr von Schweinitz, berichtete, daß Rußland auf dem Congresse bestehe und, was besonders schwer in das Gewicht fiel, dafür bereits Frankreichs Zusage erhalten habe. Wenn zwischen Paris und Petersburg ein solches Einverständniß wirklich geschlossen war, so lag die Besorgniß nahe, daß dann auch Österreich demselben nicht fremd, und damit der Übergang von den Präliminarien zu dem definitiven Frieden gefährdet sei. Demnach nahm Bismarck in energischer Weise Stellung nach allen Seiten. Am 31. Juli erging ein (von dem Könige genehmigtes) Telegramm an Schweinitz, er möge bei dem Kaiser in vorsichtig freundlicher Weise geltend machen, daß es für uns ohne Revolution in Preußen und Deutschland vollständig unmöglich wäre, auf die Früchte unserer, mit Gefahr der Existenz erkämpften Siege zu verzichten, oder die Gestaltung Deutschlands von den Beschlüssen eines Congresses abhängig zu machen. Der König, fuhr die Depesche fort, ist abwesend; ich kann aber Sr. Majestät nur rathen, wenn die Einwirkung des Auslandes auf unsere Verhältnisse schärfere Umrisse annehmen sollte, die volle nationale Kraft Deutschlands und der angrenzenden Länder zum Behuf des Widerstandes zu entfesseln. Dies

waren deutliche Worte, und der Hinweis auf „die angrenzenden Länder" mochte den Beherrschern Polens und Ungarns zu denken geben. Für die Bildung einer ungarischen Legion hatte Bismarck sich bisher mit geringerem Eifer als Usedom und Moltke interessirt; jetzt aber befahl er, so weit wie möglich für ihre Verstärkung zu sorgen. Ein entsprechendes Telegramm wurde gleichzeitig an den Grafen Goltz nach Paris erlassen. „Die Behauptung, hieß es darin, daß Frankreich auf den russischen Antrag eingegangen, ohne sich mit uns in Beziehung zu setzen, überrascht mich. Ew. Excellenz wollen dem Kaiserlichen Cabinet keinen Zweifel darüber lassen, daß wir, wenn man uns das Zugesagte verkümmern will, den Handschuh aufnehmen, und wenn wir nicht befriedigende Zusagen erhalten, zunächst einen neuen Vertrag mit Italien zu schließen suchen, der weitere Ziele steckt, und auch, wenn Frankreich seine uns gegebenen Versprechungen nicht hält, daß wir uns an die Mainlinie nicht binden werden. Abschrift des an Schweinitz gesandten Telegramms wurde beigefügt.

Glücklicher Weise zeigte sich sehr bald, daß so scharfe Mittel zur Abwendung des russischen Eingreifens nicht erforderlich sein würden. Noch am 31. selbst konnte Graf Bernstorff nach einem Gespräche mit Lord Stanley aus London melden, daß die Erstarkung Preußens zwar in Rußland mit Abneigung und Mißtrauen, in England aber mit lebhafter Befriedigung aufgenommen werde, daß England den Congreß nicht wünsche, und sich freuen würde, wenn Preußen ihn ablehne; habe doch nach den Besitzänderungen von 1859 niemand einen Congreß begehrt; übrigens sei jetzt auch eine verneinende Antwort Napoleon's wahrscheinlich, da

er keinen Drang zu einem Congreß haben werde, wo er zum ersten Male nicht die führende Rolle spielen könnte. Diese Vermuthung wurde gleich nachher durch die französische Ablehnung des Congresses bestätigt, sehr begreiflich, nachdem Napoleon einmal die Partie ergriffen hatte, Preußens Vergrößerung nicht zu hindern, sondern eine entsprechende Erwerbung für sich zu begehren, der Congreß aber höchstens für jenes, sicher aber nicht für dieses das brauchbare Mittel gewesen wäre.

Es war mithin der russische Congreßplan wenige Tage nach seiner Geburt einer raschen Auflösung verfallen, und vergebens versuchte ihn eine Woche später Fürst Gortschakoff in abgeschwächter Gestalt noch einmal in das Leben zurückzurufen. Dagegen gönnte Kaiser Alexander gleich der ersten Depesche Bismarck's vom 29. Juli eine freundliche Aufnahme. Er sagte zu Schweinitz: der König wünscht, daß ich vor einer Verständigung mit ihm keinen weitern Schritt thue; nun wohl, ich verlange nichts Besseres; freilich, schriftlich geht das schlecht, aber mit wahrem Eifer würde ich jede Person empfangen, welche das königliche Vertrauen genösse und mich über die intimen Intentionen des königlichen Cabinets aufklären könnte [1]). Es schien hienach, daß mit diesem Begehren einer außerordentlichen Sendung Alexander sich die Brücke zu einem anständigen Rückzug schlagen wollte; der Sendbote, würde man später sagen, hätte so überzeugende Mittheilungen gebracht, daß Rußland unbedenklich den Verzicht auf den Congreß und die Anerkennung der preußischen Annexionen hätte aussprechen können. Bismarck fiel gleich auf General

[1]) Schweinitz 1. August. Ebenso Werther nach einer Mittheilung Oubril's.

Manteuffel als die geeignete Person, und nachdem der König am 3. August in Prag sein Einverständniß erklärt hatte, wurde der General, damals in Frankfurt am Main, zu schleuniger Herüberkunft nach Berlin befohlen.

Freieren Herzens konnte also am 4. August König Wilhelm Prag verlassen, um mit Bismarck und dem großen Hauptquartier über Görlitz nach Berlin zu reisen, wo er bei der Ankunft von der Bevölkerung mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde. Noch an demselben Tage erfolgte der erste Schritt zur Verwirklichung des Norddeutschen Bundes. In einer Circulardepesche benachrichtigte Bismarck die am 16. Juni zum Beitritt eingeladenen Staaten, daß bis auf Sachsen-Meiningen und Reuß ältere Linie die allseitige Bereitwilligkeit kundgegeben sei, und legte ihnen auf Grund des hiebei gepflogenen Schriftwechsels den Entwurf eines Bündnißvertrages mit der Bitte um thunlichst baldigen Abschluß vor. Der Entwurf bezeichnete als Zweck des Bündnisses die Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität, sowie der innern und äußern Sicherheit der zusammentretenden Staaten. Dieser Zweck solle definitiv durch eine Bundesverfassung auf der Basis der preußischen Grundzüge vom 10. Juni 1866, unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlamentes, sicher gestellt werden. Die Truppen der Verbündeten stehen unter dem Oberbefehl Sr. M. des Königs von Preußen. Die Wahlen zum Parlament erfolgen gleichzeitig mit Preußen auf Grundlage des Reichsgesetzes von 1849. Bevollmächtigte der Staaten werden in Berlin zusammentreten, um den dem Parlamente vorzulegenden Verfassungsentwurf nach Maaßgabe der Grundsätze vom 10. Juni auszuarbeiten.

Auch in diesem Schriftstücke sprach sich der Charakter der damaligen preußischen Politik, Festigkeit und Mäßigung, einer Politik begrenzter, aber dauerhafter Ergebnisse, unverkennbar aus. Nichts war deutlicher, als daß in diesem Augenblicke Preußen die Macht besaß, den sämmtlichen Kleinstaaten seinen unbeschränkten Herrscherwillen aufzuerlegen. Aber dem Könige wie seinem Minister lagen solche Gedanken fern. Nicht eine Sylbe wurde nach den großen Siegen an den vor dem Kriege gemachten Anerbietungen und Verheißungen geändert. Es stand schon jetzt also fest, daß man als Factoren der Gesetzgebung einen Bundestag und neben demselben ein Parlament aus allgemeinen und geheimen Volkswahlen haben würde. Die Wirksamkeit derselben würde sich auf Heerwesen, Marine, Diplomatie, Handels-, Zoll- und Verkehrsangelegenheiten erstrecken, innere Verwaltung aber, Justiz, Kirche und Schule den Einzelstaaten überlassen bleiben. Was die Executivgewalt im neuen Bunde betraf, so enthielt weder das Circular vom 10. Juni, noch das vom 4. August darüber eine nähere Bestimmung; daraus ergab sich von selbst, daß sie ungeändert in der Hand des Bundestags, d. h. der Gesammtheit sämmtlicher Regierungen, liegen sollte, wie sich versteht, unter der Leitung des Königs von Preußen, der schon als stehender Bundesfeldherr eine früher im Bunde nicht vorhandene Stellung einnehmen, und in der künftigen Verfassung als Bundespräsident wohl auch im Vergleiche mit dem frühern Zustand mehrfach verstärkte Rechte erhalten würde. Immer aber blieb der wahre Träger der Souveränität im Reiche nicht der Bundespräsident, sondern wie bisher der Bundestag. Es war der entscheidende Punkt dieser neuen Vorschläge im Gegensatz zu den Beschlüssen der Paulskirche.

Damals hatte eine machtlose Versammlung die deutschen Fürsten aus der Reichsregierung hinaus decretirt: jetzt gab ihnen ein mächtiger Sieger, allerdings unter seiner starken Leitung, die volle Theilnahme daran zurück. Daß der neue Bund weder despotisch nach Innen, noch offensiv nach Außen wirken würde, darüber ließen bereits diese Grundlinien keinen Zweifel: um so gewisser meinten die Zeitgenossen in dem volksthümlichen Parlament und dem preußischen Heerbefehl feste Bollwerke der künftigen Einheit zu sehen.

An demselben 4. August geschah es, daß zwar nicht die preußische Regierung, wohl aber eine große Versammlung einflußreicher Notabeln den süddeutschen Stammesbrüdern zu praktischer Vereinigung die Hand über die Mainlinie hinüber reichte.

Für den Augenblick hatte der Krieg die Bande zerrissen, welche den deutschen Zollverein seit den Verträgen von 1864 zusammen schlossen. Aller Orten wurde die sofortige Herstellung derselben als selbstverständlich angesehen, und ebenso lag überall der Gedanke in der Luft, daß auch hiebei der Segen der neuen Zeit sich wirksam erweisen würde. Wie der alte Bund, war ja auch der bisherige Zollverein wesentlich dadurch mit Unfruchtbarkeit geschlagen, daß nicht durch Mehrheits-, sondern nur durch einstimmigen Beschluß über wichtige Fragen entschieden werden durfte. Dies mußte und konnte jetzt anders werden. In Braunschweig tagten damals zu gemeinsamer Berathung die berufensten Vertreter und Sachverständigen dieser Interessen, der Ausschuß des deutschen Handelstags, der Ausschuß des volkswirthschaftlichen Congresses, der Ausschuß des Nationalvereins, dazu eine erhebliche Anzahl von Fach- und Gesinnungsgenossen. Hier be-

antragte ein Führer der Nassauer liberalen Opposition, Karl Braun aus Wiesbaden, eine Erklärung, daß zwar die wirthschaftliche Einigung auch mit den außerhalb des Bundes stehenden Staaten aufrecht erhalten, jedoch die Verwaltung der Zollvereins-Angelegenheiten unbedingt der Centralgewalt im Bundesstaate, und die Gesetzgebung darüber dem Bundesparlament anheimgegeben werden sollte, in welchem letzteren dann zu diesem bestimmten Zweck auch Abgeordnete der Südstaaten nach Verhältniß der Bevölkerungszahl mitzustimmen hätten. Alle Anwesenden waren einverstanden mit dem Ziele, welches Braun im Auge hatte, die Verwerthung der materiellen Interessen des Südens, welche gebieterisch die Fortdauer des Zollvereins forderten, zur gänzlichen Verwischung der trennenden, von Frankreich gezogenen Mainlinie. Mehrere Redner aber fanden, daß nach Braun's Antrag der auf die Südstaaten geübte Druck nicht stark genug sei, und man einigte sich über eine einstimmige Meinungsäußerung, daß das von Braun vorgeschlagene Abkommen höchstens bis 1870 gelten, dann aber den Süddeutschen nur die Wahl bleiben sollte, entweder dem Bundesstaate völlig beizutreten, oder aber aus dem Zollverein auszuscheiden. Niemand ahnte damals, daß der hier bezeichnete Termin von anderer Seite die entscheidende Bedeutung für Deutschlands Zukunft erhalten würde.

Während auf diese Art die Gründung und die Ausdehnung des Bundesstaats gleichzeitig zur Sprache kam, legte König Wilhelm's Regierung die Hand auch an die wichtigste Voraussetzung der deutschen Wiedergeburt, die Herstellung des innern Friedens zwischen der Krone und der Landesvertretung in Preußen. Auf Sonntag den 5. August, zur Mittagsstunde, war die Eröffnung des Landtags im be-

rühmten weißen Saale des königlichen Schlosses anberaumt, und man ermißt leicht, mit welch' grenzenloser Spannung das Auftreten des Königs erwartet wurde. Daß der alte Streit über die Heerverfassung auf den böhmischen Schlachtfeldern beendigt worden war, sagte sich ein Jeder; wer dieser Schöpfung König Wilhelm's jetzt noch den innern Werth hätte bestreiten wollen, würde unsterblicher Lächerlichkeit verfallen sein. Aber wer wußte, wie der König diesen Triumph weiter ausbeuten würde? Die Männer der Kreuzzeitung drohten, und die Fortschrittspartei sorgte, jetzt würde das budgetlose Regiment für das allein richtige System erklärt und jeder weitere Widerspruch durch eine allmächtig gewordene Dictatur nieder geworfen werden. Das ganze Dasein der Verfassung schien in Frage zu stehen. So drängte am 5. zum Schlosse, wer irgend einen Titel hatte, Eingang zu gewinnen. Alle Logen und Gallerien des Saales waren überfüllt, unten waren die Mitglieder der beiden Häuser in seltener Anzahl versammelt. Bald nach zwölf Uhr erschien der königliche Zug; bei dem Erscheinen des Monarchen machte sich die Erregung der Gefühle in einem brausenden Hochruf Luft. Darauf nahm der Monarch, rechts den Thronerben, links die Minister neben sich, vor dem Thronsessel Stellung, und begann mit kräftiger Stimme, unter athemloser Stille der Hörer, die Thronrede zu verlesen. Der erste Satz sprach einen Dank für Gottes gnädige Führung aus, und knüpfte an die Betonung der heldenmüthigen Leistungen und schweren Opfer der bewaffneten Nation die Mahnung, durch einmüthiges Zusammenwirken der Regierung und der Volksvertretung die Früchte der blutigen Saat zur Reife zu bringen. Die Finanzlage sei glänzend, fuhr der König fort, es sei

möglich gewesen, ohne außerordentliche Belastung des Volkes den gewaltigen Krieg zu glorreichem Abschluß zu führen. Allerdings habe in den letzten Jahren eine Vereinbarung über das Etatsgesetz nicht erreicht werden können; die damals geleisteten Staatsausgaben entbehren also der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie wiederholt anerkannt werde, nur durch das zwischen Regierung und Volksvertretung alljährlich zu vereinbarende Gesetz erhält. In dieser Lage habe sich die Regierung gezwungen gesehen, ohne ein solches Gesetz die für die Erhaltung des Staates unerläßlichen Zahlungen zu leisten; ihr Verfahren sei eine der unabweisbaren Nothwendigkeiten gewesen, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Es sei aber zu hoffen, daß in Folge der neuesten Ereignisse der Regierung die zu beantragende Indemnität bereitwillig ertheilt, und damit der bisherige Conflict für alle Zeit um so sicherer zum Abschluß gebracht werde, als erwartet werden dürfe, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staats und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde.

Hatte schon früher der würdige Inhalt und der warme Ton der Rede vielfachen Ausdruck der Zustimmung bei den Hörern hervorgerufen, so brach hier bei der unendlichen Mehrheit der Anwesenden die innere, erquickende Befreiung in lautem, wiederholtem Beifall hervor. Also kein Staatsstreich, kein Verfassungssturz! Der innere Friede in nahe Aussicht gestellt, nicht durch militärisches Machtgebot, sondern mit der Bezeichnung eines einfachen Vergleichs, auf Seiten der Abgeordneten Anerkennung ihres jetzt zweifellosen Irr-

thums in der Beurtheilung des neuen Heerwesens, auf Seiten der Krone erneuerte Anerkennung und Feststellung des Budgetrechtes. Vielen Tausenden patriotischer Männer war damit die schwerste Last vom Herzen genommen. Nun möchte ein fremder Störenfried sich über die Grenze wagen!

Der König schloß seine Rede mit den von ihm eigenhändig dem Entwurfe hinzugefügten Worten:

„Meine Herren, mit mir fühlen Sie, fühlt das ganze Vaterland die große Wichtigkeit des Augenblicks, der Mich in die Heimath zurückführt. Möge die Vorsehung ebenso gnadenreich die Zukunft Preußens segnen, wie sie sichtlich die jüngste Vergangenheit gesegnet hat. Das walte Gott!"

Der Sitte gemäß, beantwortete der Präsident des Herrenhauses die Thronrede durch ein dreimaliges Lebehoch auf den Monarchen, in welches die Versammlung mit einem wahren Jubelsturm der Begeisterung einstimmte. Alle Herzen waren ergriffen: und wer hätte dem Eindruck der Kraft und der Milde, welche auf dem Antlitz des greisen Herrschers ausgeprägt waren, sich entziehen können?

Daß das Haus der Abgeordneten die ihm zum Friedensschlusse dargebotene Hand nicht zurückstoßen würde, zeigte sich gleich im Beginne seiner Thätigkeit. Während der ganzen Dauer des Verfassungsstreits war Grabow sein Präsident gewesen, ein Mann keineswegs von radical demokratischer Gesinnung, aber leidenschaftlich erregt bei jeder Verletzung seines Rechtsgefühls, so daß er mehrmals auch vom Präsidentensessel herab seiner Überzeugung von dem verfassungswidrigen Treiben der Regierung heftigen Ausdruck gegeben hatte. Er sprach jetzt mit edler Selbstverleugnung

dem Hause den Wunsch aus, von seiner Wiederwahl abzusehen, damit sein Name nicht ein Hinderniß der Versöhnung werde. Es erhielt darauf der Candidat der bisherigen Oppositionsparteien, von Forckenbeck, 170 Stimmen gegen 136 der Conservativen und 22 der Altliberalen. Es gab also auch jetzt keine ministerielle Partei mit sicherer Majorität, immer aber bekundete Forckenbeck's Wahl das Obsiegen einer gemäßigten und versöhnlichen Stimmung auch in den Kreisen des modernen, fortgeschrittenen Liberalismus. Denn gleich im Beginne des Verfassungsstreits hatte sich Forckenbeck durch das Einbringen von Verbesserungs- und Vermittlungsanträgen in sehr bestimmten Gegensatz zu der rein negativen Haltung von Waldeck und Genossen gesetzt. Seine Wahl war das erste Symptom einer neuen Parteibildung zugleich im liberalen und nationalen Sinne.

So heftig und grimmig der Zorn während der Conflictsjahre gewesen, jetzt ließ es sich nicht mehr verkennen, daß die Regierung und die Liberalen dasselbe große Ziel verfolgten, und daß zur Vollendung des deutschen Reiches die Macht der Regierung ebenso unentbehrlich war, wie die innere Bewegung der Geister. Wem es Ernst mit der deutschen Einheit war, der mußte, gerne oder ungerne, sich als Verbündeten der Regierung in der das ganze Dasein beherrschenden Frage bekennen, und folglich, wem es Ernst um die praktische Verwirklichung des liberalen Gedankens war, der mußte sich jetzt zu thätigem Zusammenwirken mit der Regierung entschließen, um die Neugestaltung des deutschen Reiches nicht allein den politischen Gegnern zu überlassen. Vier Jahre lang hatte der Verfassungsstreit die große Masse der Liberalen mit der radicalen Demokratie verschmolzen

und damit von jeder Theilnahme an der Förderung der deutschen Aufgabe abgesperrt: in demselben Augenblicke, in welchem die Ereignisse den Abschluß des Verfassungsstreits ermöglichten, begann sich jenes unnatürliche Bündniß zu lösen; abgetrennt von den radicalen Gruppen, entstand wieder eine liberale Partei, zunächst durch die deutsche Frage mit der Regierung verbunden, dabei selbständig in ihren Grundsätzen, bald kräftig heranwachsend an Zahl und Einfluß.

2. Capitel.

Französische und russische Einwirkung.

Es war aber der Regierung König Wilhelm's nicht vergönnt, sich ungestört ihrem preußischen und deutschen Friedenswerke hinzugeben.

Zwar die von Rußland drohende Gefahr schien glücklich beschworen. Aber an jenem 5. August, welcher durch die Thronrede des Königs ein Freudentag für Millionen wurde, waren neue Sorgen gewichtigster Art auf das Haupt seines großen Berathers gefallen. Im Laufe des Vormittags hatte Bismarck ein Privatschreiben Benedetti's empfangen, in welchem ihm dieser die am 26. Juli in Aussicht gestellten Compensationsforderungen Napoleon's mittheilte, zu beliebiger Erwägung und Besprechung. Und hier war dann ein schwerer Stoff für das Nachdenken des preußischen Ministerpräsidenten geboten. Nicht gerade über die Frage, ob Annehmen oder Ablehnen: darüber hatte Bismarck's Seele so wenig wie die des Königs jemals einen Zweifel gekannt. Um so mehr über die möglichen Folgen der Abweisung und die erforderlichen Mittel, ihnen zu begegnen.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf das Benehmen Napoleon's seit dem Beginne der deutschen Verwicklungen zurück.

Von jeher hatte er gutes Vernehmen mit Preußen gewünscht, die Unterjochung Norddeutschlands für den schlimmsten Fehler in der Politik seines Oheims erklärt, seinerseits den Zwist zwischen Preußen und Österreich wesentlich um Venetiens willen befördert. Noch im Frühling 1866 hatte er mehrmals gesagt, er wolle sich mit keinem deutschen Venetien belasten. Dann aber wirkte auf ihn der Sturm, welchen Thiers im Parlamente gegen ihn und die deutsche Einheit entfesselte, der Verdruß, daß Bismarck nicht einmal durch eine kleine Grenzberichtigung ihm zur Beruhigung Frankreichs helfen wollte; so schloß er, von allen Seiten gedrängt, mit Österreich den unseligen Vertrag vom 12. Juni. Der Donner von Königgrätz hatte ihm dann wieder die Verwerflichkeit dieser Politik mit einem Schlage klar gemacht. Am 11. Juli wies er jeden Gedanken an Annexionen zurück; zuletzt ist es am Besten, sagte er, wenn Frankreich nichts begehrt. Es war ohne Zweifel die innerste Überzeugung seines Herzens, die er hier aussprach: „es wäre ein elender Gewinn, ein kleiner Landstreifen, welcher mir den nationalen Zorn und Haß von ganz Deutschland erweckte.“ Es war die Consequenz seiner ganzen Politik seit 1859, der Unterstützung der zur Einheit aufstrebenden Nationalitäten, und daneben der längst von ihm erstrebten Annäherung an Preußen. Wäre er darin fest geblieben, wie viel Jammer und Blut hätte er sich und seinem Volke erspart! Leider aber stand er mit diesen Anschauungen völlig allein in Paris: dort waren alle Parteien einig in der Forderung, entweder müsse man Preußens

Erstarkung und die deutsche Einheit hindern, oder es müsse bei dem Geschäfte ein tüchtiger Gewinn für Frankreich abfallen. Sie stritten über den Umfang und die Auswahl der französischen Erwerbungen; dabei wollten die Einen Preußen mit drohendem Befehle zu Abtretungen zwingen; die Andern hofften, in freundlichem Einvernehmen mit Berlin das Ziel zu erreichen: darin aber stimmten Alle überein, daß Preußen nach seinen Annexionen zu einer entsprechenden Vergrößerung Frankreichs die Hand bieten müsse. Man hatte sich diesen Anspruch so oft wiederholt, daß man ihn jetzt als ganz selbstverständlich Tag für Tag verkündigte, als das „legitime Begehren“ Frankreichs, als die Frankreich „zukommende Entschädigung“ oder „Compensation“. Übrigens hatte man zur Begründung des Anspruchs zwei gleich elegante Formeln. Nach der einen wäre ohne solche Abtretungen die Sicherheit Frankreichs durch die deutsche Einheit zu sehr gefährdet, ein Satz, der nicht von großem Nationalstolz zeugte, da Deutschland[1]) damals ebenso wie Frankreich[2]) etwas über 38 Millionen Einwohner zählte, von welchen Preußen im Nordbund nur 29 vereinigte, und Frankreich außerdem im Kriegsfall eine mächtige Flotte, größern Reichthum und stärkere Centralisation vor Deutschland voraus hatte; die deutsche Einheit also nur dann Frankreich gefährlich werden konnte, wenn dieses in geistiger oder sittlicher Beziehung hinter jenem zurückblieb.

In der That waren dergleichen Sorgen nicht eben ernsthaft gemeint: man fürchtete in Wahrheit nicht für die eigne Sicherheit, sondern für die französische Hegemonie über Europa. Napoleon, schrieb bald nachher ein vielgelesener französischer

1) Außer Österreich.

2) Außer Algerien.

Schriftsteller, dachte bei seiner preußenfreundlichen Politik zu wenig an den dreißigjährigen Krieg, den herrschenden Moment in unserer Geschichte, weil er Frankreich erhoben und Deutschland ruinirt hat; er vergaß den westfälischen Frieden, der für zwei Jahrhunderte Deutschland zur Ohnmacht verurtheilt und uns erlaubt hat, den Krieg auf sein Gebiet zu tragen, und dort die europäischen Coalitionen zu bekämpfen und zu besiegen[1]). Wir verstehen, setzte der Autor hinzu, daß Deutschland aus einem so entwürdigenden Zustand herausstrebte: aber daß ein französischer Monarch es ruhig geschehen ließ, das ist unbegreiflich.

Der andere Titel, nach dem sich Frankreich zur Forderung deutschen Landes berechtigt hielt, hieß Verpflichtung Preußens zur Dankbarkeit, weil Frankreichs Politik es an seinen Siegen nicht gehindert habe. Hienach hätten England und Rußland gleichen oder besseren Anspruch auf Landabtretung gehabt, denn diese Mächte waren vom ersten bis zum letzten Tage streng neutral geblieben, Frankreich aber hatte seit Anfang Juni Preußen so viel wie ohne offenen Kampf möglich war, zu lähmen versucht, hatte den Brief vom 11. Juni gegen Preußens Bundesreform erlassen, am 12. Juni den geheimen, gegen Preußen und Italien feindlichen Vertrag mit Österreich geschlossen, am 5. Juli die Moniteur-Note veröffentlicht und Italien zum Abfall von Preußen gedrängt, und zuletzt durch seine Vermittlung den preußischen Einzug in Wien und den Eintritt Süddeutschlands in den neuen Bund verhindert. Daß also unter diesen Umständen in Paris die Abtretung rheinischer Landschaften als eine Dankespflicht Preußens betrachtet wurde, läßt sich nicht aus sachlichen Gründen,

[1]) Rothan, Luxembourg, p. 59.

sondern nur aus der Gewohnheit der seit Ludwig XIV. überlieferten Anschauungen erklären.

Wie dem aber auch sein möge, Rouher und Drouyn de Lhuys wetteiferten jetzt, dem Kaiser die Nothwendigkeit französischer Annexionen tagtäglich einzuschärfen. Als Vermittler habe er nicht damit hervortreten können; jetzt habe diese Rücksicht aufgehört, und es sei Hand an's Werk zu legen. Der Kaiser zeigte sich nicht sehr eifrig, auf diese Anträge einzugehen; da wies man auf die Stimmung der Presse, der Kammern und, was besonders Eindruck machte, der Armee hin, auf die allgemeine Erbitterung, welche der Dynastie gefährlich werden würde, wenn Frankreich das Spiel mit leeren Händen aufgäbe. Rouher erklärte dann, ganz wie Drouyn de Lhuys am 4. Juli, die Sache für unbedenklich und leicht erreichbar. Er erinnerte an Bismarck's Äußerungen vom Anfang Juni, gegen Govone und Benedetti, daß er persönlich sich schon herbeilassen würde, ein Stück Rheinland, an der Mosel, abzutreten; freilich hatte er hinzugesetzt, daß der König ganz unerschütterlich in diesem Punkte sei. Aber um so entgegenkommender zeigte sich in neuerer Zeit Graf Goltz, erklärte unumwunden Frankreichs Anspruch im Princip für gerechtfertigt, ließ also das beste Ergebniß einer gut geführten Unterhandlung erwarten. Leider erzählte Goltz den französischen Ministern nicht, daß er persönlich zwar zu Abtretungen bereit sei, daß er aber jeder Vollmacht dazu entbehre, und auf alle Andeutungen solcher Art aus Berlin keine Antwort erhalte.

Auf den niemals fest entschlossenen, zur Zeit noch dazu erkrankten Kaiser machte das stete Bohren und Drängen seiner Getreuen immerhin Eindruck. Er kam nicht gerade zu dem

entschiedenen Willen, auf jeden Fall ein Stück Rheinland an sich zu reißen: aber er sagte sich, es wäre doch bei der Gährung in Frankreich sehr schön, wenn der König mir einen Gefallen dieser Art erwiese. Alles wohl erwogen, warum sollte er es nicht thun? wir sind ja doch so gute Freunde. So kam es, daß nach jenem Gespräche am 11. Juli, wo der Kaiser jeden Landgewinn wiederholt verbeten hatte, am 13. Goltz von dem Prinzen Napoleon erfuhr, Napoleon wünsche allerdings eine Grenzverbesserung, und werde ewig dafür dankbar sein. Binnen vierundzwanzig Stunden also war der vorher unterdrückte Wunsch wieder lebendig geworden. Eine Woche später erfolgte in gleicher Weise ein weiterer Fortschritt. Noch am 22. Juli hatte, wie wir wissen, Napoleon ohne Bedingung und Einschränkung die preußischen Annexionen gebilligt und empfohlen: und schon am 23. ließ er es zu, daß Drouyn de Lhuys an Benedetti schrieb, die amtliche Anerkennung der preußischen Vergrößerung könne nur in Verbindung mit der Frage der französischen Compensationen verhandelt werden; Benedetti habe sich darüber mit Bismarck in's Benehmen zu setzen, und werde nähere Weisung dafür erhalten. So hatte sich, wieder binnen vierundzwanzig Stunden, der still genährte Wunsch zu der offenen Ankündigung eines Begehrens an Preußen entwickelt.

Jetzt war die Frage: wie viel und was soll gefordert werden, und hier trennten sich die Parteien wieder. Rouher mahnte, sich zu beschränken, da man keine Mittel habe, große Begehren durchzusetzen; später könne man Weiteres in Angriff nehmen, wenn Preußen die Hand nach den Südstaaten ausstrecken sollte. Also möge man zunächst die Grenzen von 1814 (Landau und Saarlouis) fordern und damit die Folgen

von Waterloo beseitigen, so wie Preußen einladen, im Haag die Abtretung Luxemburgs an Frankreich zu unterstützen. In diesem Sinne redete, wie wir oben sahen, am 27. Juli Napoleon vertraulich mit dem Grafen Goltz, und erhielt von diesem die Antwort, daß eine Verständigung darüber wohl nicht unmöglich sei. Dann könnte ja, setzte der Kaiser hinzu, mit den übrigen Theilen der Pfalz der Großherzog von Hessen entschädigt werden. Aber es dauerte nicht lange, und auch die hier bezeichnete Linie wurde mit wachsender Begehrlichkeit überschritten. Die Kaiserin war der Ansicht, nur keine halbe Maaßregel zu ergreifen, Nichts zu fordern oder Alles, wie sie ihre sehr bestimmte Meinung ausdrückte, daß man über jedes Bedenken sich hinwegsetzen müsse, und Drouyn de Lhuys wirkte nachdrücklich in demselben Sinne. Nun war Napoleon noch am 27. Juli nach Vichy abgereist, um dort Linderung für sein Blasenleiden und seine Ischias zu suchen; gegen körperliche Schmerzen hatte er immer nur geringe Widerstandskraft, und wurde während derselben auch in Geist und Willen lähmend afficirt. Dort erschien dann bei ihm am 29. Drouyn de Lhuys mit dem Entwurfe eines Vertrags, nach welchem Preußen die von Frankreich 1815 ihm abgetretenen Landestheile zurückgäbe, Bayern und Hessen-Darmstadt durch angemessene Entschädigung zur Abtretung ihrer linksrheinischen Besitzungen an Frankreich bestimme, und alle Satzungen über die Verbindung Luxemburgs und Limburgs mit dem deutschen Bunde, so wie das preußische Besatzungsrecht in Luxemburg aufhebe. Der Kaiser, in argen Schmerzen daniederliegend, ließ sich den Antrag nebst dem dazu gehörigen Telegramm an Benedetti vorlesen, machte einige eventuelle Verbesserungen, sträubte sich aber gegen die Annahme

des Ganzen. Als darauf der Minister auf seinem Vorschlage beharrte und die Trefflichkeit desselben im Einzelnen zu erörtern begann, rief endlich der Kaiser in seiner Noth: macht, was Ihr wollt, aber laßt mich in Ruhe [1]). Draußen soll dann der Minister gesagt haben: hier ist niemand mehr, mit dem ich verhandeln kann [2]). Sicher aber ist, daß er in jenem Aufschrei Napoleon's die kaiserliche Genehmigung seines Antrags fand, und am 29. Juli dem Grafen Benedetti denselben telegraphisch übersandte. Wenige Tage später folgte, um jedes Mißverständniß auszuschließen, noch der Zusatz, daß unter den linksrheinischen Besitzungen Darmstadts auch die ehemalige Bundesfestung Mainz miteinbegriffen sei.

Benedetti war durchaus mit Rouher einverstanden, daß Frankreich, wie König Victor Emanuel sagte, etwas zu essen haben müßte. Aber die begehrte Portion erschien ihm doch bedenklich, und als vollends noch Mainz nachträglich bestellt wurde, erinnerte er sich, wie ihm vor zwei Monaten Bismarck erklärt hatte, ehe er Mainz abträte, verschwände er lieber von der politischen Scene. Der Botschafter befürchtete also eine Zurückweisung vielleicht in gefährlich schroffer Form, und fragte demnach an, ob er zu näherer Erwägung der Sache nach Paris kommen dürfe, erhielt aber am 4. August die Antwort, er solle kommen, aber erst, wenn er erfahren habe, wie Preußen den Vorschlag aufnehme. So mußte er, gerne oder ungerne, sich zu dem sauern Schritte entschließen. Er meldete seinem Chef am 5. August, er sei überzeugt, daß

[1]) So ist der Vorgang häufig erzählt worden, und bei diesem Verlauf erklären sich auch die Briefe Napoleon's an La Valette vom 12. August, und von Drouyn de Lhuys an den Kaiser vom 12. October.

[2]) Rothan, politique française, p. 374.

hier nur die größte Festigkeit und Entschiedenheit zum Ziele führen könne; er werde also jede Modification zurückweisen, und überhaupt darauf bestehen, daß eine Ablehnung des Antrags durch Preußen nur in gänzlicher Verkennung der Gerechtigkeit erfolgen könne; Preußen würde damit ein genaues Maaß seiner Undankbarkeit liefern. Übrigens habe er den Vertragsentwurf dem Grafen Bismarck zunächst schriftlich vorgelegt, um nicht bei dem ersten Eindruck der Sache auf das reizbare Temperament des Ministers selbst anwesend zu sein.

Nachdem Bismarck in einer spätern Reichstagsrede erzählt hat, Benedetti sei mit einem Ultimatum in der Hand bei ihm eingetreten — entweder Mainz oder Krieg — und er habe natürlich sofort geantwortet: nun denn, Krieg, so ist er deshalb von Benedetti und andern französischen Autoren mit sittlichem Zorne einer Entstellung der geschichtlichen Wahrheit angeklagt worden. In der That sind seine Angaben, als Beschreibung des körperlichen Hergangs, nicht genau, denn in der Hand hatte Benedetti den Vertragsentwurf allerdings nicht, und die ausdrückliche Bezeichnung Ultimatum hat er ihm auch nicht gegeben. Nichts desto weniger hat Bismarck den wesentlichen Charakter des Vorgangs vollkommen richtig beschrieben. Denn so geschah es doch, daß Benedetti seinen Vorsatz ausführte, Mainz u. s. w. zu fordern mit größter Festigkeit und Entschiedenheit, mit Ablehnung jeder Modification, mit Hindeutung auf Preußens Ungerechtigkeit und Undankbarkeit — also, wie es Bismarck gleich nachher in einem amtlichen Erlasse bezeichnete, in fast drohender Sprache, so daß die Antwort unvermeidlich wurde, wenn die Zurückweisung des Antrags ein Kriegsfall wäre, so würde Preußen

Krieg führen. Bismarck gab diese gewichtige Erklärung, wie es stets seine Art war, in ruhiger Haltung und höflichem Tone, und fügte sogleich die eingehende Begründung hinzu. Solche Abtretungen deutschen Gebietes, sagte er, sind für uns unmöglich; die Herstellung der Grenze von 1814 würde an dem Wunsche der Bevölkerung scheitern, welche der König nicht gegen ihren Willen aus Preußen hinausstoßen wird; auf Luxemburg legen wir keinen Werth, aber die ganze Sache macht uns irre an den Absichten Napoleon's und droht, unser Vertrauen auf ihn zu erschüttern. Wir hatten geglaubt, Napoleon lege mehr Werth auf die Freundschaft eines in Norddeutschland starken und selbständigen Preußen, als auf einen solchen Territorialerwerb: zeigte sich diese Voraussetzung irrig, so würde jeder Grund wegfallen, unsere Begehren auf den deutschen Norden zu beschränken, und nicht die deutsche Einheit durch Hereinziehung der Südstaaten zu vollenden.

Trotz alledem blieb Benedetti „fest und entschieden" auf seiner Forderung, und bat schließlich, sie dem Könige vorzulegen, worauf er am Abend des 7. Juli sich dessen Antwort abholen werde. Wie sich versteht, klang der Bescheid des Königs nicht anders als das Wort des Ministers. Bei der Stimmung der Nation könne nicht ein Zoll breit deutschen Landes abgetreten werden. Hieran knüpfte sich eine nochmalige Verhandlung zwischen den beiden Staatsmännern, die mehrere Stunden dauerte. Endlich faßte Bismarck die Sache kurz zusammen. „Warum, sagte er, wollen Sie uns solche Sprünge machen? Sie müssen es doch wissen, daß für uns die Abtretung deutscher Erde eine Unmöglichkeit ist: ließen wir uns zu dergleichen herbei, so hätten wir trotz aller Triumphe Bankerott gemacht. Vielleicht könnte man andere

Wege finden, Sie zu befriedigen: aber wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen, so gebrauchen wir — darüber täuschen Sie sich nicht — alle Mittel: wir rufen nicht bloß die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Österreich auf jede Bedingung, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800000 Mann über den Rhein, und nehmen Euch den Elsaß ab: unsere beiden Armeen sind mobil, die Eurige ist es nicht, die Consequenzen denken Sie sich selbst." Der Eindruck dieser Worte war um so stärker, je gelassener und freundlicher sie gesprochen wurden. Wie, rief Benedetti, Ihr meint, Österreich würde Frieden schließen, wenn wir gegen Euch aufträten? Bismarck sagte: „es ist kein neuer Gedanke, den ich eben ausspreche. Unmittelbar vor dem Kriege haben wir darüber verhandelt, und heute, versichere ich Sie, schließt Österreich den Frieden. Also, wenn Sie nach Paris kommen, so verhüten Sie einen Krieg, welcher sehr leicht verhängnißvoll werden könnte." „Wie gern thäte ich das, entgegnete der Botschafter. Aber mein Gewissen zwingt mich, in Paris dem Kaiser zu erklären, daß, wenn er die Abtretung nicht erlangt, er mit seiner Dynastie der Gefahr einer Revolution ausgesetzt ist." Machen Sie, schloß Bismarck das Gespräch, den Kaiser darauf aufmerksam, daß gerade ein aus dieser Frage entsprungener Krieg unter Umständen mit revolutionären Schlägen geführt werden könnte, daß aber gegenüber einer revolutionären Gefahr die deutschen Dynastien sich fester begründet zeigen würden, als jene des Kaisers Napoleon [1]).

[1]) Nach Bismarck'schen Aufzeichnungen und Depeschen jener Tage.

Das Unbehagen, welches diese Abweisung dem Botschafter erweckte, wurde am folgenden Morgen durch die Kunde von Manteuffel's Sendung nach Petersburg noch erheblich gesteigert; er meinte zu errathen, daß der General dem Zaren die französischen Forderungen vorzulegen habe, um jede Annäherung zwischen Frankreich und Rußland unmöglich zu machen.

Wie sehr befand er sich hier auf falscher Fährte! Nicht bloß war Manteuffel's Sendung schon vor Benedetti's Anträgen beschlossen worden, sondern auch nachher wurde dem General keine Sylbe davon mitgetheilt, aus dem sehr einfachen Grunde, daß es durchaus in Preußens Interesse lag, nicht als hülfesuchender Bittsteller in Petersburg zu erscheinen. Jedenfalls sah Benedetti mit besorgten Blicken in die Zukunft, als er am 10. August in Paris ankam, ungewiß, ob Napoleon sich bei Preußens Verhalten für Frieden oder Krieg entscheiden würde.

Auch Bismarck war um so mehr auf den Verlauf der Krisis gespannt, als gleichzeitig mit der französischen eine Verwicklung auf der italienischen Seite eintrat. König Victor Emanuel hatte den Abschluß der Nikolsburger Präliminarien nicht ohne schweren Kummer erfahren. Sein ganzes Volk war entrüstet über La Marmora's elende Kriegführung, über die französische Intervention, über die lange Unthätigkeit der Armee; jetzt eben nun hatte man endlich nicht bloß Venetien, sondern auch einen Theil Istriens und Wälschtirols besetzt, und hätte bei weiterer Fortdauer des preußischen Krieges auf beliebige Ausdehnung dieser Eroberungen hoffen können — da mußte man erleben, daß Preußen die Friedenspräliminarien gezeichnet, und nur Vene=

tien, nicht aber Wälschtirol seinem Verbündeten gesichert hatte. Freilich erkannte das Florentiner Cabinet die guten Gründe, welche Bismarck zu rascher Beendigung des Kriegs gedrängt hatten, rückhaltlos an, und genehmigte seinerseits schon am 25. Juli eine achttägige Waffenruhe, welche bald nachher bis zum 10. August verlängert wurde, um in dieser Zeit die Bedingungen eines dauernden Stillstandes zu verabreden. Bei dieser Verhandlung aber gab es Schwierigkeiten, welche bis dicht an die Erneuerung des Blutvergießens führten. Die Italiener nämlich, welche im Frieden Wälschtirol zu erlangen wünschten, wollten deshalb im Waffenstillstand ihre Truppen dort stehen lassen: habe doch Österreich, sagten sie, auch den Preußen während des Stillstandes freies Quartier auf österreichischem Boden eingeräumt. In Wien zuckte man über diese Argumentation die Achseln; man hatte den Unterschied zwischen Custozza und Königgrätz vor Augen, und sagte den Italienern, Preußen denke nicht daran, aus der augenblicklichen Besetzung Böhmens einen Anspruch auf Abtretung des Landes abzuleiten; gerade weil Italiens Begehr auf Wälschtirol bekannt sei, könne man seine Truppen auch im Stillstand dort nicht dulden. Hienach forderte Österreich als Bedingung des Stillstandes die Räumung alles tirolischen und istrischen Landes, und den Rückzug der Italiener hinter die politische Grenze Venetiens. Als General Cialdini, von dem stets kriegslustigen Könige unterstützt, dies weigerte, setzte Erzherzog Albrecht in rascher Entschlossenheit drei Armeecorps gegen Italien in Bewegung, so daß im Laufe einer Woche wieder 125 000 Mann dort zum Kampfe in Bereitschaft standen, und sandte bereits am 5. August die Erklärung hinüber, daß er zum Angriff schreiten würde, wenn die italienischen Truppen nicht am 11.

das österreichische Gebiet geräumt hätten. Natürlich ging aus Florenz sofort ein Telegramm nach Berlin mit dem Antrag auf bundesgemäße Unterstützung, und gleich darauf meldete Goltz, daß Napoleon wegen dieser Wirren seine Cur in Vichy unterbreche und nach Paris zurückeile. Was Bismarck so lange und so glücklich bisher zu verhüten gewußt, ein gleichzeitiger Krieg mit Frankreich und Österreich, das erschien jetzt als nahe herandrohende Gefahr. Wenn Italien nicht hinter die venetianische Grenze zurückging, wenn gleichzeitig Preußen das Rheinland nicht den Franzosen abtrat, wie nahe lag dann ein thätiges Zusammenschließen der beiden Kaiserhöfe? Bismarck's Gedanken streiften an die Frage, ob man Italien zumuthen könne, der groben Forderung des Gegners nachzugeben? und vollends, ob im Fall des dortigen Bruchs Preußen ebenfalls zu den Waffen greifen dürfe, auch auf die Gefahr einer französischen Kriegserklärung? Über solche Dinge aber war vor Allen Moltke zu hören. Der General reichte zwei Denkschriften ein und führte darin aus, offenbar sei es wichtig, mit Österreich den definitiven Frieden schleunig abzuschließen und damit freie Hand nach Osten und nach Westen zu gewinnen. Dann sei Frankreich nicht zu fürchten; es würde nicht schwer sein, gegen Napoleon's Begehren rheinisches Landes das Bündniß der süddeutschen Staaten zu erlangen. Überhaupt sei die Lage für einen französischen Krieg gegen Deutschland zur Zeit so wenig günstig, daß Napoleon ohne ein Bündniß mit Österreich ihn schwerlich wagen würde. Nun aber der andere Fall: Österreich und Frankreich wären verbündet, wie ständen wir dann? Moltke entwickelte, daß dann die Hälfte der österreichischen Armee wieder gegen Italien beschäftigt sein würde; gegen die andere Hälfte würden vier Armeecorps

ausreichen zu einer festen Defensive in der Gegend von Prag; Frankreich gegenüber könnten dann Anfang September zwischen Main und Neckar mehr als 200 000 Norddeutsche und 80 000 Süddeutsche versammelt werden. Der Krieg, schloß er, würde auch hier mehr defensiv zu führen, aber gewiß nicht zu scheuen sein, während die kleinste freiwillige Landabtretung an Frankreich Preußens künftige Führerschaft in Deutschland unmöglich machte.

Diese Erörterung entschied Bismarck's Beschluß. Gewiß keine Landabtretung an Frankreich, aber auf der andern Seite keine Ermunterung Italiens zum Krieg. Also Moltke denkt an Defensive in Böhmen, sagte er, und an Defensive am Rhein; das könnte lange dauern, und uns noch anderweitige Intervention auf den Hals ziehen; wäre Moltke der Meinung, erst Österreich gründlich abzuthun, und dann die Franzosen, falls sie unterdeß nach Berlin gekommen wären, wieder hinaus zu werfen, so hätte es mir eher eingeleuchtet; in der defensiven Manier aber ist mir das Spiel zu hoch; wir wollen suchen, Frieden zu machen. Er sandte eine dringende Mahnung nach Florenz, über die Demarcationslinie beim Waffenstillstand nicht zu hadern; das sei kein Gegenstand, wegen dessen Preußen den Krieg wieder beginnen könne, so sicher es auch Venetien den Italienern gewährleiste; das Beste würde sein, wenn Italien mit oder ohne Stillstand in Prag gemeinschaftlich mit Preußen den Frieden verhandle. Damit erklärte sich denn die italienische Regierung zufrieden, zog ihre Truppen aus Tirol und Istrien zurück, und brachte am 11. August den Waffenstillstand zum Abschluß. Erledigt war damit die Sache, wie wir sehen werden, allerdings noch nicht, die unmittelbare Kriegsgefahr aber beseitigt.

Auch in Paris löste sich der Knoten leichter, als Benedetti gefürchtet hatte. Napoleon hatte ganz und gar nicht den Drang, neue kriegerische Lorbeeren zu ernten; so hatte er nicht gesäumt, sowohl in Florenz als in Wien zum Frieden zu rathen, und ließ der preußischen Regierung ausdrücklich danken, daß sie sich mit gleicher Mäßigung benommen. Er selbst war noch immer leidend, und die Berichte seines Kriegsministers, Randon, der einst am 4. Juli zur Sendung von 80000 Mann an den Rhein bereit gewesen, meldeten jetzt nach dem Ende des österreichischen Krieges schwere Bedenken gegen einen Waffengang mit Deutschland an. In großem Umfang fehlte es der Armee an Pferden, namentlich für die Bespannung der Artillerie und des Fuhrwesens: in Mexico standen noch 30000 Mann, welche unaufhörlich Sendungen von Ersatzmannschaften, Munition und Vorräthen aller Art in Anspruch nahmen; endlich war die Anfertigung von Hinterladern noch weit zurück; nach alledem mochten vielleicht vier bis sechs Monate vergehen, ehe man verständiger Weise an einen großen Krieg denken durfte [1]). So wirkte Alles für den Frieden zusammen, die innersten Wünsche des Kaisers und die Unzulänglichkeit des Heerwesens. Als Goltz am 11. August die oben erwähnten Gründe gegen eine Abtretung rheinischen Landes dem Kaiser vortrug, erklärte dieser den ganzen Antrag für ein Mißverständniß, in welches er während seiner Krankheit durch Drouyn de Lhuys verwickelt worden sei; gewiß wäre die Annahme des Antrags für Frankreich erfreulich gewesen; deshalb aber würde doch die Ablehnung seinen freundlichen Beziehungen zu Preußen keinen Schaden thun; er beharre bei seiner bisher erklärten Politik, und werde

[1]) Berichte des preußischen Militärbevollmächtigten, Obersten von Loe.

die preußischen Annexionen amtlich anerkennen, sobald sie vollzogen seien. Noch am selben Tage berichtete Goltz, jede Kriegsgefahr sei verschwunden. Gleich nachher reichte Drouyn de Lhuys seine Entlassung ein, um nur noch bis zum Eintritt seines Nachfolgers provisorisch die Geschäfte fortzuführen. Benedetti aber nahm bei seiner Rückkehr nach Berlin den Auftrag mit, der preußischen Regierung anzuzeigen, daß der Vorschlag vom 29. Juli in Paris als nicht geschehen betrachtet würde.

Damit schien denn auf dieser Seite der Himmel einstweilen aufgeklärt zu sein. Aber allerdings, wenn der Vorschlag vom 29. Juli auch ganz und gar aufgegeben war, so folgte hieraus nicht die Gewißheit, daß kein anderer von ähnlicher Sorte erscheinen würde. Dazu kam, daß Manteuffel's Unterhandlung in Petersburg trotz aller persönlichen Huld des russischen Kaisers in den ersten Tagen auch nicht so glatt verlief, wie man es nach Alexander's Äußerungen gegen Schweinitz erwartet hatte. Der europäische Congreß war beseitigt, die Beurtheilung aber der preußischen Erfolge deßhalb in keiner Hinsicht günstiger geworden.

Manteuffel hatte am 7. August die Instruction empfangen, die Macht der öffentlichen Meinung in Preußen hervorzuheben, welche den gebührenden Lohn für die gebrachten Opfer so ungestüm begehre, daß ihr nicht entsprechen, das vitale Interesse der Monarchie gefährden heiße; zuerst habe man daran gedacht, von Sachsen, Hannover, Kurhessen starke Gebietsabtretungen zu verlangen; hier aber habe sich gezeigt, daß diese seit fünfzig Jahren gebildeten Gemeinwesen lieber einverleibt als zerrissen werden wollten. Demnach der Entschluß, Sachsen vollständig bestehen zu lassen, die beiden andern Staaten vollständig zu annectiren. Darmstadt würde

für die Abtretung Oberhessens aus Rücksicht auf seine russische Verwandtschaft reichliche Entschädigung in Süddeutschland empfangen, Sachsen würde im norddeutschen Bunde sein Gebiet behalten, aber die wesentlichen Rechte seiner Militärhoheit an Preußen abtreten. Von Württemberg würde wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu Rußland keine Abtretung verlangt werden. Wenn russische Wünsche, fügte Bismarck am 9. August hinzu, in Bezug auf Befreiung von den Pariser Friedensbestimmungen über das schwarze Meer auftauchen sollten, so habe Manteuffel dieselben entgegenkommend zu behandeln; Preußen habe an der Fortdauer der Beschränkung kein Interesse.

In einem überaus warmen und herzlichen Schreiben des Königs an den Kaiser, welches Manteuffel zu überbringen hatte, führte jener aus, daß das Ansehen der preußischen Krone bei ihren Unterthanen, das letzte Bollwerk der Monarchie in Deutschland, unrettbar verloren sei, wenn nicht den berechtigten Forderungen der öffentlichen Meinung Rechnung getragen würde.

So ausgerüstet, kam Manteuffel am 9. August in Petersburg an, hatte ein kurzes Gespräch mit dem Fürsten Gortschakoff (der ihm sagte, er wünsche, daß Bismarck kein Meteor, sondern ein Fixstern werde, und rathe deßhalb zur Mäßigung), und wurde gleich am Abend zum Kaiser nach Peterhof befohlen. Alexander empfing ihn gnädig, aber sehr ernst. Er zeigte sich befriedigt durch die Anerkennung seiner großen Stellung in Europa vermittelst der besonderen Sendung des Generals, und sprach seine Liebe und Freundschaft für den König aus. Als ihm aber auf seine Frage nach den näheren Friedensbedingungen der General die von Bismarck

ertheilte Instruction vorlas, zeigte sich beim Kaiser ein peinlicher Eindruck. Er anerkannte lebhaft die Rücksicht zu Gunsten Württembergs und Darmstadts. Aber die völlige Absetzung ganzer Dynastien, sagte er, erfülle ihn mit Schrecken; das sei nicht Stärkung, sondern Schwächung des monarchischen Princips, denn diese Dynastien beruhten auf demselben Boden von Gottes Gnaden, wie das preußische Königshaus. Er tadelte das italienische Bündniß und fürchtete von dem angekündigten deutschen Parlamente revolutionäre Gefahren. Manteuffel meinte, Bismarck habe gezeigt, daß er mit Parlamenten umzugehen wisse; ich zweifle nicht, rief der Kaiser, an seinem guten Willen, aber das Wort Parlament hat ganz Süddeutschland in Gährung gesetzt, so daß Baden und Darmstadt schon von ihrem Wunsche reden, in den norddeutschen Bund einzutreten, da Bayern sie nicht stützen könne und Österreich auf Deutschland nicht mehr einwirken dürfe. Manteuffel führte dagegen aus, je befriedigender die preußischen Erfolge seien, desto fester würde Preußens Monarch das Regiment in seiner königlichen Hand behalten.

Die Besprechung der süddeutschen Verhältnisse führte den Kaiser auf Frankreich. Manteuffel berichtete darüber dem Könige: „Ich trug ihm meine Ansicht über Napoleon's Hintergedanken bei seiner Mediation vor. Der Kaiser sagte mir, daß nach seinen Nachrichten Napoleon die Grenzen von 1814 fordern wolle. Er denkt und fühlt über Napoleon genau so wie Ew. Majestät. Ich bin selten einer solchen Übereinstimmung begegnet“ [1]).

Bei der Entlassung sagte Alexander noch: Die völlige Entthronung ganzer Dynastien ängstigt mich.

[1]) Wie das Obige aus Manteuffel's Bericht an den König vom

Am folgenden Tage hatte Manteuffel ein langes Gespräch mit Gortschakoff, der eben von dem Kaiser zurückkam. Er erhielt zunächst die Wiederholung des gestern Gehörten. Der Kaiser freue sich der preußischen Erhebung; wenn jetzt König Wilhelm nicht ganze Dynastien stürze, nicht in Sachsen das Ansehen des Souveräns durch Entziehung der Militärhoheit ruinire, den festen Bestand der süddeutschen Staaten sichere, so werde er eine große Machtstellung gewinnen und jedem neuen Conflict mit Frankreich vorbeugen. Dieses könne keine Abtretung zu fordern wagen, wenn der König sich durch Schonung der dynastischen Erbrechte mit dem alten Europa im Einklang befinde. Interessanter für Manteuffel, der im Stillen für des Kaisers Ansichten empfänglich war, wurde eine Auslassung Gortschakoff's über die Zukunft. Rußland, sagte der Minister, begehre heute weder die Donaufürstenthümer, wo sich die Dinge besser zu gestalten schienen, noch Galizien, wo die Frage durch die Präliminarien erledigt sei, noch die Aufhebung des Pariser Friedens, dessen beide, Rußland verletzende Punkte beseitigt werden müßten, aber von selbst absterben würden; wenn der Moment komme, sie zu begraben, hoffe der Kaiser auf Preußens freundschaftliche Unterstützung. Daß zur Zeit geheime Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich beständen, durch welche die galizische Frage wieder zur Frage werden könnte, glaubte Gortschakoff nicht.

Als Bismarck am Abend des 10. August eine telegraphische Inhaltsangabe dieser Gespräche erhielt, vermochte Gortscha-

11. August. Vor dem Abgang hat ihn Manteuffel dem Kaiser vorgelegt, und dieser kleine Correcturen gemacht.

Man sieht, daß weder der Kaiser noch Manteuffel den französischen Antrag vom 29. Juli kannten.

koff's schöner Wunsch, ihn zum Fixstern befördert zu sehen, seinen Ärger über den Tadel der preußischen Annexionen nicht zu beschwichtigen. Einem befreundeten Rußland wollte er gerne freundliche Rücksicht zollen, aber ihm so wenig wie den Franzosen ein Einspruchsrecht bei wichtigen Fragen der deutschen Entwicklung gestatten. Gleich am Morgen des 11., noch ehe er die Friedensdepesche des Grafen Goltz aus Paris empfangen, telegraphirte er an Manteuffel: „wir sind mit Württemberg und Darmstadt auf billige Bedingungen, bewilligt aus Rücksicht auf Rußland, so gut wie einig. Reicht das nicht hin, uns Rußlands Duldung wenigstens bezüglich der Annexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus zu sichern, so schließen wir auch mit Stuttgart und Darmstadt nicht ab. Pression des Auslandes wird uns zur Proclamirung der Reichsverfassung von 1849 und zu wirklich revolutionären Maaßregeln treiben. Soll Revolution sein, so wollen wir sie lieber machen, als erleiden. Bedenken können wir nicht berücksichtigen. Verlangt Rußland mehr als höfliche Begrüßung, so halten Sie einfach am Programm, welches wir nächsten Montag in der Kammer proclamiren werden." Das Programm war eben der Gesetzentwurf über die Annexionen.

Diesen kräftigen Zuspruch empfing Manteuffel mit Kummer, da er, wie gesagt, die legitimistischen Bedenken Kaiser Alexander's theilte. Indessen machte er Bismarck's Ansichten doch einiger Maaßen bei den Russen geltend, und verhehlte nicht, daß unter Umständen dem reizbaren und tollkühnen preußischen Minister alles Gefährliche zuzutrauen sei. Kaiser Alexander schrieb darauf einen langen Brief an den König, enthaltend eine theoretische Abhandlung über die conservativen

Grundsätze, schließend aber mit der warmherzigen Erklärung, daß, auch wenn seine Worte dieses Mal keine Rücksicht fänden, Rußland sich doch nie den Widersachern Preußens zugesellen würde. Er sprach zugleich den Wunsch aus, daß das preußische Annexionsprogramm nicht vor der Ankunft dieses Schreibens dem Landtag vorgelegt werden möchte. Übrigens ging sowohl der Kaiser als Gortschakoff dieses Mal viel ausdrücklicher als Tags zuvor über die ihnen lästigen Punkte des Pariser Friedens von 1856 mit der Sprache heraus, auch jetzt in dem Sinne, nicht im Augenblick zur Action darüber zu schreiten, um so mehr aber in der Tendenz, von Preußen eine bindende Zusage der künftigen Hülfe zu erlangen. Es war ein deutliches Symptom des Entschlusses, mit Preußen auf gutem Fuß zu bleiben.

Hierauf verhieß Bismarck mit Vergnügen, die Vorlage an den Landtag über die Annexionen erst nach der Ankunft des Kaiserlichen Briefes festzustellen, und theilte dann am 14. August, nach der Zurückziehung der französischen Begehren, die darüber gepflogene Verhandlung dem General Manteuffel mit, welcher sofort keinen andern Gedanken als Kriegserklärung nach einer solchen Unverschämtheit hatte. Bei den Russen aber stieg nach der Energie, mit welcher Bismarck die Pariser Zumuthung abgewiesen hatte, die preußische Freundschaft im Werthe. Obwohl man es Bismarck nicht wenig verübelte, daß er auf die russischen Vorstellungen gleich mit der Drohung einer deutschen Revolution geantwortet hatte, wurde Gortschakoff's Auftreten immer freundlicher, immer zuthunlicher; mehr als einmal vernahm Manteuffel Andeutungen über die Trefflichkeit eines preußisch-russischen Bündnisses: wobei dann Bismarck allerdings sich

zunächst mit guter Freundschaft ohne bindende Verträge begnügen ließ.

So war die Selbständigkeit der preußisch-deutschen Politik gleich nachdrücklich gegen Osten wie gegen Westen gewahrt. Jeder der beiden Kaiser hatte seine Forderung in der Weise zurückgezogen, daß er in der Ablehnung derselben keinen Bruch der bisherigen guten Beziehungen zu finden erklärte. Freilich war bei den Großmächten die süße Gewohnheit, das zersplitterte Deutschland durch ihre milde Vormundschaft in bleibender Ohnmacht zu erhalten, durch mehr als hundertjährige Praxis zu fest gewurzelt, um gleich auf den ersten Streich zusammen zu brechen: noch mehr als einmal werden wir solche Versuche sich wiederholen sehen. Aber der leitende deutsche Staat besaß jetzt die Kraft zur Abwehr, und seine Regierung stand fest in dem Entschlusse, freundschaftliche Wünsche billig zu berücksichtigen, immer aber in deutschen Dingen nur nach deutschem Interesse zu entscheiden, mochte das Ausland darüber denken, wie es wollte.

Zunächst galt es, die deutschen Verhältnisse auf Grund der Nikolsburger Präliminarien zur abschließenden Ordnung zu führen.

3. Capitel.

Die Friedensschlüsse.

Am 5. August, am Tage nach der Ankunft in Berlin, meldete Bismarck den süddeutschen Staaten seine Rückkehr und gab ihnen die Sendung von Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Friedens anheim.

Es erschienen darauf unzögerlich die betreffenden Minister des Auswärtigen selbst, zuerst aus Baden Herr von Freydorf, und aus Württemberg Baron Varnbüler, dann aus Bayern Baron von der Pfordten, endlich aus Hessen-Darmstadt Herr von Dalwigk, dessen Sendung in Berlin bei der feindseligen Gesinnung des Mannes eigentlich unschicklich gefunden, aber wegen der geringen Bedeutung seines Staates zugelassen wurde. Pfordten machte gleich nach seiner Ankunft den Versuch, eine gemeinsame Verhandlung ihrer Aller zu bewirken, erfuhr aber, daß Preußen dazu nicht geneigt sei, und die gesonderte Verhandlung mit Baden und mit Württemberg bereits begonnen habe. Nach ihren Erlebnissen in Nikolsburg kamen die Herren mit mehr oder weniger beklommenem Herzen. Beust hatte sich, wie wir sahen, schon früher nach Paris gewandt, um eine militärische Demon-

stration Frankreichs zu bewirken; nach Nikolsburg folgten außer Baden die Übrigen in so weit seinem Beispiel, daß sie den Kaiser Napoleon um seine gnädige Verwendung bei dem Sieger anriefen. Rechtlich waren sie dazu ohne Zweifel befugt und in gewissem Sinne verpflichtet, und wenn es nach unsern Anschauungen gegen Sitte und Ehre verstieß, bei innern deutschen Fragen sich an das Ausland zu wenden, so sollte diese Stimmung nach der langen gesetzlichen Anarchie im deutschen Reiche erst durch die Kriege von 1866 und 1870 auch den fürstlichen Höfen eingeschärft und geläufig werden. Ob übrigens damals im August die Gesuche der Mittelstaaten die Keckheit steigerten, mit welcher Drouyn de Lhuys seine Hand nach dem linken Rheinufer ausstreckte, oder ob sie die französische Regierung eher in Verlegenheit setzten, diesen vertrauensvollen Bittstellern die Pfalz und Mainz selbst abzunehmen, dürfen wir bei dem schwankenden Charakter der napoleonischen Politik dahin gestellt sein lassen.

Indessen kam es der Mehrzahl dieser Schutzflehenden in Paris nur auf eine diplomatische Verwendung an, um dem gänzlichen Ruin ihrer Hoheiten vorzubeugen. Zu irgend erträglichen Opfern waren sie sämmtlich bereit, und baten zum Erweis ihrer guten Gesinnung und zur Verhütung großen Gebietsverlustes die preußische Regierung dringend um Aufnahme in den norddeutschen Bund. Bismarck mußte ihnen auch jetzt auf eine Erklärung dieser Art die Unmöglichkeit der Erfüllung aussprechen: so lange Napoleon seine Zusagen vom 14. Juli hielt, gedachte auch Bismarck die seinigen nicht zu brechen.

Zuerst kam die Verhandlung mit Württemberg, schon nach dem Verlauf einer Woche, zum Abschluß. Abtretung

von Gebietstheilen hatte Preußen nicht begehrt; eine Vergrößerung etwa des hohenzollern'schen Landes hätte geringern Werth als die Herstellung guter Freundschaft mit dem Stuttgarter Hofe gehabt; man konnte also an dieser Stelle unbedenklich dem russischen Fürwort Rechnung tragen. Auf die Zahlung einer Kriegscontribution war Württemberg gefaßt, und man einigte sich ohne Schwierigkeit auf die Summe von acht Millionen Gulden (13½ Millionen Mark). Sodann wurden die Zollvereinsverträge hergestellt, unter der Maaßgabe, daß jedem Contrahenten sechs Monate nach erfolgter Kündigung der Austritt freistehe. Beiderseits war man sich klar darüber, welche Folgen dieser Satz einzuleiten bestimmt war, die Abschaffung des liberum veto und Einführung bindender Mehrheitsbeschlüsse unter zustimmender Mehrheit eines Zollparlaments. In einem ersten Entwurfe hatte ferner Württemberg sich preußische Verwendung bei Bayern hinsichtlich gewisser in München bisher verweigerter Eisenbahn-Anschlüsse ausgebeten. Daraus ging nach weiterer Verhandlung ein Artikel hervor, durch welchen die beiden Regierungen sich zusagten, gleich nach Herstellung des Friedens in Deutschland Commissarien zur Vereinbarung zweckdienlicher und liberaler Grundsätze über Eisenbahnbau und Eisenbahnverkehr zusammentreten zu lassen. Endlich beantragte Preußen wechselseitige Garantie des Besitzstandes beider Staaten, Anerkennung der Bestimmungen der Nikolsburger Präliminarien, und Beitritt Württembergs zu denselben, so weit sie die Zukunft Deutschlands betrafen. Dies führte zu einer folgenreichen Erörterung.

Varnbüler hatte an sich keine Einwendung gegen diese Sätze. Aber er begehrte eine Verständigung gerade über

denjenigen Artikel der Präliminarien, welcher Württemberg und dessen Nachbarn zunächst anging, den Artikel über die süddeutsche Union. Er erklärte, diesen nur unter der Voraussetzung annehmen zu können, daß daraus den Südstaaten zwar die Befugniß, nicht aber eine Verpflichtung zur Bildung der Union erwachse. Der Wortlaut sowohl des französischen Vermittlungsvorschlags (les États allemands situés au sud du Main seront libres de former entre eux une Union), als der Präliminarien selbst (Österreich erklärt sich damit einverstanden, daß die süddeutschen Staaten in einen Verein zusammen treten), konnte hierüber keinen Zweifel lassen, und so bestätigte Bismarck in bestimmter Weise die Voraussetzung Varnbüler's. Niemand, sagte er, hindert Euere Union, und niemand will Euch dazu zwingen. Nun hatte Württemberg nicht die geringste Neigung, in eine Union einzutreten, welche auch bei der lockersten Verfassung seine Souveränität mehrfach beschränkt hätte, ohne ihm zugleich als Entschädigung für dieses Opfer größere Sicherheit gegen fremde Unterdrückung zu verschaffen. Da Baden, wie wir gleich sehen werden, ganz derselben Ansicht war, so stand es fest, daß der deutsche Südbund über ein papiernes Dasein nicht hinaus kommen, der betreffende Artikel der Präliminarien also gegenstandslos bleiben würde. Allerdings wurde damit den süddeutschen Staaten das Bedürfniß eines starken Schutzes gegen Außen erheblich geschärft und so kamen Bismarck und Varnbüler überein, den vorgeschlagenen Artikel über Garantie des beiderseitigen Besitzes weiter zu entwickeln zu einem besondern, einstweilen geheimen Schutz- und Trutzbündniß, nach welchem beim Ausbruch eines Krieges die Truppen Württembergs unter den Oberbefehl des Königs von Preußen treten sollten. Beide

Verträge, der Friedensschluß und das Bündniß, wurden darauf am 13. August unterzeichnet.

Später haben französische und österreichische Kritiker mit großer Heftigkeit in dem Abschlusse des Schutz- und Trutzbündnisses einen schreienden Wort- und Vertragsbruch Preußens finden wollen. Was ist von diesem Vorwurf zu halten? Da die Südstaaten von der vorgeschlagenen Union nichts wissen wollten, blieb diese ein leeres Project, und blieben mithin auch die Bestimmungen darüber absolut bedeutungslos. Die Frage könnte also nur sein, ob Preußen sonstige Verpflichtungen eingegangen wäre, welche ihm den Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses mit einzelnen Staaten des Südens verboten hätten. Nun wissen wir aber, daß zwischen ihm und Österreich von dergleichen gar nicht die Rede gewesen war. Was Frankreich betraf, so war es überhaupt zu keinem förmlichen Vertrage gekommen, sondern die beiden Mächte hatten in den Gesprächen zwischen Napoleon und Goltz vertraulich die Abrede ausgetauscht, Preußen werde keinen der Südstaaten in den Nordbund aufnehmen, Frankreich dagegen die norddeutschen Annexionen Preußens unterstützen. Es ist aber unwidersprechlich, daß der Eintritt in den Nordbund und der Abschluß eines Bündnisses für den Kriegsfall zwei völlig verschiedene Dinge waren, und daß mithin ein Verbot des erstern die Vollziehung des letztern nicht hindern konnte. Die Mitglieder des Nordbundes unterstellten ihr Heerwesen, ihre Handelspolitik, ihre Verkehrseinrichtungen, ihre auswärtigen Beziehungen, einen großen Theil ihrer Finanzen der Gesetzgebung und Verwaltung der Bundesbehörden. Bei Württemberg war von alledem keine Rede; der einzige Inhalt seines preußischen Vertrags war

gegenseitige Unterstützung zum Kampfe gegen auswärtige Feinde. Dies mochte dem französischen Cabinette verdrießlicher sein, als irgend welche Verschmelzung friedlicher Einrichtungen in den beiden Staaten: aber Anlaß zu einer Klage über Rechtsverletzung oder Vertragsbruch wurde damit nicht gegeben. Bisher hat noch niemand den Abschluß eines Kriegsbündnisses für einen Verzicht auf staatliche Selbständigkeit erklärt, hatte doch Napoleon dem Grafen Goltz am 13. Juni selbst gesagt, er lege besonderen Werth auf die freie Befugniß der süddeutschen Staatengruppe, Bündnisse zu schließen und Kriege zu führen. Und daß bei einem gemeinsamen Kriege die kleine Schaar des schwächern Staats unter den Oberbefehl des stärkern Kriegsherrn tritt, hat stets, und nicht am Seltensten zu Gunsten Frankreichs, für selbstverständlich gegolten.

Wir werden übrigens weiter unten noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen.

Dem Vorgange Württembergs folgte Baden nach wenigen Tagen, am 17. August. Auch hier war von Landabtretung keine Rede. Die Kriegscontribution hatte Bismarck auf sechs Millionen Gulden (etwas über zehn Millionen Mark) angesetzt. Zwar meinte König Wilhelm, der seinem erlauchten Schwiegersohn von Herzen wohlwollte, man könne von der Summe vielleicht etwas ablassen, da die badische Regierung doch nur widerwillig und von dem Volke gezwungen, an dem Kriege Theil genommen. Bismarck aber erlangte die Festhaltung des Betrags durch die einfache Bemerkung, daß die Contribution ja nicht von Sr. Kgl. Hoheit, sondern eben von dem schuldigen Theil, von dem Volke, gezahlt werden müsse, und auch ohne schwere Belastung gezahlt werden

könne. Dann folgten in dem Vertrage die uns aus dem Württemberger bekannten Bestimmungen über Zollverein und Eisenbahnwesen. Bei dem Artikel über Anerkennung der Nikolsburger Präliminarien gab Herr von Freydorf eine noch weitergehende Erklärung als vor ihm Varnbüler ab, daß in dem Artikel weder ein Zwang zu der Bildung eines süddeutschen Bundes, noch ein Hinderniß gegen die Errichtung irgend welcher staats- und völkerrechtlicher Beziehungen zwischen Baden und Preußen oder dem norddeutschen Bunde gefunden werden könne. Er bat dabei Bismarck um gefällige Auskunft, ob Preußen diese Auffassung theile, was der preußische Minister umgehend bejahte. Endlich sprach Freydorf den Wunsch Badens aus, mit Preußen eine Militär-Convention zu schließen, durch welche das badische Armeecorps in einen festen Verband mit dem preußischen Heere trete, und das fernere Begehren, zur Sicherung seiner Grenzen eine preußische Garnison für die ehemalige Bundesfestung Rastadt zu erhalten. Hierauf aber einzugehen, erachtete Bismarck mit Rücksicht auf die französischen Beziehungen zur Zeit nicht angezeigt; er schlug dafür Baden dasselbe Schutz- und Trutzbündniß wie Württemberg vor, was dann von Freydorf sofort angenommen und unterzeichnet wurde.

Etwas weitläufiger und verwickelter zeigte sich die Unterhandlung mit Bayern, so wie mit Hessen-Darmstadt.

Bekanntlich lag die darmstädtische Provinz Oberhessen in der damaligen Machtsphäre des norddeutschen Bundes, zwischen Main und Lahn, in welchem Gebiete vor dem Kriege eine Menge kleiner Landsplitter von fünf Staaten bunt durch einander gewürfelt waren. Preußen dachte, dies Alles nebst Kurhessen, Nassau und Frankfurt sich anzueignen,

und dann den hessischen Großherzog mit einem Theile der bayerischen Pfalz einiger Maaßen zu entschädigen, wie dieses ja auch Napoleon früher mehrmals angerathen hatte. Außerdem erwog man, daß Bayern eine schwere Kriegscontribution von 30 Millionen Gulden (51 Millionen Mark) und die nordwärts vom Maine gelegene Hälfte der Provinz Oberfranken mit etwas mehr als 200000 Einwohnern abtreten könnte. Dazwischen fuhr aber der französische Antrag auf Erwerbung von Rheinpfalz und Rheinhessen, nach welchem also der Großherzog nicht bloß keine Entschädigung für Oberhessen erhalten, sondern außer dieser noch eine zweite Provinz einbüßen, der König von Bayern aber nicht einen Theil der Pfalz, sondern den ganzen herrlichen Landstrich verlieren würde. Indem Bismarck den Antrag energisch abwies, wurde er somit der Beschützer der beiden bedrohten Staaten; Pfordten und Dalwigk aber hatten von diesem Verhältniß so wenig eine Ahnung, daß sie sich heftig sträubten, als Bismarck zur Deckung gegen Frankreich die sofortige Übergabe der Festung Mainz an eine preußische Besatzung forderte. Bismarck legte darauf den beiden Herren die vorher erwähnten Friedensbedingungen vor, und setzte sie damit in die heftigste Aufregung. Pfordten klagte, auf eine nicht erdrückende Contribution oder auf eine mäßige Landabtretung sei er gefaßt gewesen, aber Beides neben einander und in solcher Ausdehnung, das sei finis Bavariæ. Warum denn solle Bayern so viel schlechter fahren als Baden und Würtemberg? Ihr seid, antwortete Bismarck mit trockener Aufrichtigkeit, die Einzigen, die keinen hohen Protector haben, so mögt ihr für die Anderen mitbezahlen. Nicht weniger sorgenvoll und grimmig bewegte sich Dalwigk. Sein Groß-

herzog, ein langer, corpulenter Herr von engem Gesichtskreise, mäßigem Muthe, aber polternder Redeweise, hatte erklärt: von Landabtretung ist keine Rede, ich rechne auf die rothen Hosen. Dalwigk setzte demnach Bismarck auseinander, daß Hessen nach hundert Gründen unmöglich auf die nördliche Provinz verzichten könne, und daß es die Ehre seinem Fürsten verbiete, dafür eine Entschädigung auf Kosten seines Bundesgenossen anzunehmen. Statt dessen wünsche der Großherzog mit seinem ganzen Lande, und wenn dies nicht angehe, wenigstens mit den rechts vom Maine gelegenen Gebieten, dem norddeutschen Bunde beizutreten. Dadurch, daß dies schnurstracks den französischen Intentionen zuwider lief, ließ sich Dalwigk nicht abhalten, den Geschäftsträger Lefebvre (Graf Benedetti war damals, wir wissen weshalb, in Paris), unablässig zu bestürmen, daß Napoleon schärfer als bisher zu Gunsten der Mittelstaaten einschreiten möge, da für Frankreich nichts gefährlicher als die Unterdrückung dieser angenehmen Nachbarn sein würde. Er beschwor ihn bei allen Göttern, zu veranlassen, daß Napoleon an das linke Rheinufer, also in die Rheinpfalz und Rheinhessen, eine Armee senden möge; dann werde die jetzt durch Preußens Siege verblüffte Bevölkerung sich auf der Stelle wieder ermannen, und gegen den preußischen Übermuth mit den französischen Befreiern zusammenwirken. Um den Eindruck zu verstärken, log er frisch hinzu, daß Pfordten ganz dieselbe Ansicht von der Sachlage hätte [1]). Wie gerne hätte auf Lefebvre's hierüber erstatteten Bericht Drouyn de Lhuys eine stattliche Armee zu

[1]) Lefebvre's Berichte bei Harcourt, les quatre ministères de M. Drouyn de Lhuys, p. 310 ff.

Dalwigk's Freude in die Pfalz und Hessen einrücken lassen! Die Frage wäre nur gewesen, wann seine Rothhosen wieder herausmarschirt wären. Leider aber hatte Bismarck so höchst bestimmt erklärt, daß er Bayern und Hessen vor solchen mißlichen Wechselfällen zu bewahren gedenke, und so begnügte sich Drouyn de Lhuys, am 14. August in einer Depesche an den unterdessen nach Berlin zurückgekehrten Benedetti in ziemlich grobem Tone Preußen zu gemäßigtem Verfahren gegen die Mittelstaaten zu ermahnen, für welche bekanntlich Kaiser Napoleon sich in hohem Grade interessire.

Ein erbauliches Bild, dieser hessische Minister, welcher in glücklicher Unwissenheit um Hülfe bei der französischen Regierung bettelt, die eben ein Drittel des hessischen Staates gefordert hat, welcher Himmel und Hölle gegen den Staatsmann anruft, der die Hand an den Schwertgriff legt, um das französische Begehren in Deutschlands Namen abzuweisen.

Zuweilen zeigt der Lauf der Weltgeschichte ironische Momente.

Das barsche Eingreifen der französischen Regierung wäre sehr geeignet gewesen, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung zu erzielen, und Bismarck zu strengerem Auftreten gegen die Schützlinge derselben zu veranlassen. Pfordten, wohlbekannt mit dem Temperamente des preußischen Staatsmannes, eilte nach der ersten Mittheilung Benedetti's sofort zu Bismarck, sprach sein großes Bedauern über Drouyn's Depesche aus, und legte seine ganze Pariser Correspondenz der letzten Wochen vor, welche Bismarck als „ziemlich unverfänglich“ anerkannte, Pfordten selbst aber als Erzeugniß einer überwundenen Phase der Verhandlung bezeichnete. Was jedoch Darmstadt betraf, so meldete sich eben jetzt ein

zweiter Beschützer, welcher für sich selbst kein deutsches Land begehrte und Preußen seine warme Freundschaft entgegen trug, der Schwager des Großherzogs, der russische Kaiser. Der König empfing Alexander's Brief vom 12. August, dessen Einwürfe gegen die gänzliche Beseitigung von drei souveränen Häusern doch einen gewissen Eindruck hervorriefen. Indessen überwogen in dieser Hinsicht immer wieder die uns bekannten Gründe; es wurde beschlossen, an der vollständigen Annexion der drei Territorien festzuhalten, dafür aber dem kurhessischen Thronfolger die von Darmstadt abzutretende Landgrafschaft Homburg anzubieten, und dem Kronprinzen von Hannover die Erbfolge in Braunschweig zu gewährleisten, falls die beiden Prinzen im Übrigen die neue Ordnung der Dinge anerkennen würden — eine Voraussetzung, welche sich bekanntlich nicht verwirklicht hat. Was die specielle Verwendung Rußlands für Darmstadt betraf, so war man bereit zu freundlichem Entgegenkommen, und sich statt der Einverleibung mit dem Eintritte Oberhessens in den Nordbund zu begnügen. Das Annexionsgesetz, welches am 17. August dem Landtag vorgelegt wurde, beschränkte sich demnach auf Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt.

Trotz dieser Schonung Darmstadts rief jedoch die Nachricht von dem Annexionsgesetz in Petersburg eine große Verstimmung und Niedergeschlagenheit hervor. Die depossedirten deutschen Fürsten hatten den Kaiser fort und fort mit ihren Klagebriefen bestürmt; so eben war der hannover'sche Gesandte in Wien, Herr v. d. Knesebeck, mit einem Hülfsgesuche seines Königs eingetroffen, und der Kaiser hatte geglaubt, ihm einige Hoffnung geben zu können. Was soll ich ihm jetzt antworten? fragte Alexander den General Manteuffel.

Dieser meinte, die Stellung des Kaisers sei durch das Erscheinen des preußischen Gesetzes erleichtert: er könne jetzt bedauern, daß gegenüber der vollendeten Thatsache die hannover'sche Anrufung zu spät gekommen sei. Übrigens, bemerkte der General, zeige doch die Weglassung von Oberhessen aus der Liste der Annexionen, wie sehr Preußen auf die Wünsche des Kaisers Rücksicht zu nehmen, bestrebt sei. Der Kaiser konnte nicht umhin, dies einzuräumen. König Wilhelm beantwortete dann am 20. August den kaiserlichen Brief vom 12. durch ein ausführliches Schreiben, aus dem wir einige Sätze mittheilen, weil es die nationalen Auffassungen Preußens in das hellste Licht setzt.

Es beginnt mit warmem Dank für die freundschaftliche Gesinnung des Kaisers, welche der König vollständig erwidert. Daran schließt sich der Ausdruck tiefen Bedauerns, daß die Höfe von Stuttgart und Darmstadt, für welche der Kaiser sich interessirte, sich in der ersten Linie von Preußens Gegnern befunden haben; im Hinblick aber auf den Kaiser haben sie höchst günstige Bedingungen erhalten. Mit Würtemberg ist der Friede gezeichnet. Was Darmstadt betrifft, schrieb der König, so habe ich mich nicht an die Person des Unterhändlers gestoßen, der Jahre lang die Politik seines Hofes in preußenfeindlicher Richtung erhalten hatte, sondern nur Euren Wünschen Rechnung getragen und bin auf Dalwigk's Vorschläge eingegangen. Es war mir höchst peinlich, nicht ebenso schonend gegen die Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau verfahren zu können. Aber ich habe meine persönlichen Gefühle dem Staatswohl zum Opfer bringen müssen. Ich mußte die Stimmung meines Volkes und meines Heeres berücksichtigen, und die Mittel ergreifen,

das Land gegen die Wiederkehr einer Situation zu sichern, wie wir sie durchgemacht haben. Jenen Fürsten einen Theil ihrer Staaten zu lassen, hätte die Zerstückelung der letzteren bedeutet, was mehr als alles Andere den dortigen Bevölkerungen widerstreben würde.

Ihr fürchtet, fuhr der König fort, deutsches Parlament und Revolution. Glaubt mir, nichts hat dem monarchischen Princip in Deutschland mehr geschadet, als die Existenz dieser kleinen und unmächtigen Dynastien, die ihr Dasein auf Kosten der nationalen Interessen fristen, ihre souveränen Pflichten sehr ungenügend erfüllen, und das Ansehen des monarchischen Princips ebenso compromittiren, wie ein zahlreicher und armer Adel das Ansehen der Aristokratie. Die öffentliche Meinung ist durchdrungen von der Überzeugung, daß diese kleinen Monarchien in natürlichem und nothwendigem Gegensatze zu den nationalen Interessen stehen. Bei einer neuen Krisis hätte der Verfall der nationalen Institutionen die schwersten Gefahren erzeugt; meine Regierung mußte dieselben auf dem Wege der Reformen abwenden. Die Revolution werde ich nach wie vor in Deutschland bekämpfen, und mich übertriebenen Prätentionen des deutschen Parlaments nicht mehr als denen des preußischen Landtags unterwerfen.

Der König schloß dann: Ich hoffe, hiemit Euere Befürchtungen beruhigt zu haben. Nichts liegt mir mehr am Herzen, als die Befestigung der Bande, die uns verknüpfen. In keiner meiner politischen Combinationen werden die russischen Interessen verletzt werden; im Gegentheil, ich werde mich glücklich schätzen, in der Zukunft eine Gelegenheit zu finden, Euch zu beweisen, daß ich diese Interessen stets als die des ältesten und vertrautesten Alliirten Preußens betrachte.

Diese Hindeutung auf Rußlands damalige orientalische Wünsche war nicht mißzuverstehen. Nach allem Vorausgegangenen konnte man hienach auf die ungetrübte Bewahrung des alten Einvernehmens mit der nordischen Macht rechnen, eine um so erwünschtere und wichtigere Thatsache, als in diesem Augenblicke neue und schwere Verwicklungen sowohl von Wien als von Paris her zu drohen schienen. Wir werden sehr bald davon näher zu reden haben, wollen aber vorher kurz über den Abschluß mit Bayern und Darmstadt berichten.

Mit dem Entschlusse Preußens, der Annexion Oberhessens zu entsagen, verschwand zunächst aus der Reihe der an Bayern zu stellenden Forderungen die Rheinpfalz. Indessen fand Pfordten die noch aufrecht erhaltenen Begehren, der Abtretung von halb Oberfranken und einer Contribution von 30 Millionen Gulden, immer so erdrückend, daß er am 19. August, nachdem er in Berlin einige Gegenforderungen eingereicht hatte, trotz seines neulichen Gesprächs mit Bismarck den bayerischen Gesandten in Paris beauftragte, noch einmal eine diplomatische Unterstützung bei Drouyn de Lhuys zu erbitten. Dieser gab darauf am 21. eine entsprechende telegraphische Weisung an Benedetti; als dieselbe aber an den Botschafter gelangte, fand dieser bereits die Lage völlig verwandelt. Bismarck war von Anfang an, wie bei der österreichischen, so auch bei der bayerischen Unterhandlung Gegner der königlichen Wünsche auf Landerwerb gewesen, weil er davon, zum Schaden von Deutschlands Zukunft, eine bleibende Verbitterung in München gegen Preußen befürchtete. Er hatte diesen Gesichtspunkt mehrmals, bisher jedoch ohne Erfolg, bei dem Könige zur Sprache gebracht. Als jetzt aber die Unter-

handlung mit Österreich stockte, und damit der politische Horizont sich auf's Neue verfinsterte, gelang es ihm, beim Könige den Verzicht auf Oberfranken durchzusetzen und so in einer für Bayern erfreulichen Weise den Abschluß zu erreichen. Bis dahin hatte er die französischen Anträge gegen keinen der mittelstaatlichen Minister erwähnt. Jetzt lud er Pfordten zu sich, und erörterte ihm nochmals Preußens Berechtigung zu den bisherigen Ansprüchen, wechselte dann aber plötzlich den Ton, und erklärte dem schon verzweifelnden Minister, es gebe noch einen andern Weg zur Versöhnung. Er theilte ihm Benedetti's Begehren vom 5. August und Preußens Antwort darauf mit, und fragte, ob Bayern bereit sein würde, im Kampfe gegen die auswärtigen Gegner fest und treu mit Preußen, der Deutsche mit dem Deutschen, zusammen zu stehen. Die Antwort läßt sich denken: die beiden Männer umarmten sich, und so erwarb Bayern durch die Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses Erhaltung seines Landbesitzes und Deckung der Rheinpfalz gegen etwa sich wiederholende Gelüste Frankreichs. Der Friedensvertrag vom 22. August enthielt nur noch eine völlig unbedeutende Grenzberichtigung, sodann die Contribution von 30 Millionen, die uns bekannten Bestimmungen über Zollverein, Eisenbahnen und Nikolsburger Präliminarien. Pfordten sprach es unverholen aus, daß er den Vertrag als befriedigend und dankenswerth anerkenne. König Ludwig II. aber schrieb in gleicher Stimmung dem preußischen Monarchen am 30. August:

Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unsern Häusern und Staaten begründet ist, drängt es mich, dieser auch einen äußern symbolischen Ausdruck zu geben, indem ich

Ew. Königlichen Majestät anbiete, die ehrwürdige Burg Ihrer Ahnen zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königliche Majestät in neue Bahnen gelenkt hat.

Mit theilnehmender Freude wird man diese Zeilen lesen, in welchen der später so unglückliche Fürst seiner deutschen Gesinnung ein schlichtes und schönes Denkmal gesetzt hat.

Nicht ganz so schnell und froh gelangte Darmstadt zum Abschluß. Einerseits würdigte Bismarck den Herrn von Dalwigk nicht eines so großen Vertrauens wie den bayerischen Minister, um auch ihn über die Folgen der von ihm ersehnten französischen Einmischung in's Klare zu setzen. Andrerseits freute man sich wohl in Darmstadt über das gerettete Oberhessen, war aber sehr bekümmert, jetzt das kleine Homburg zu verlieren, dessen Spielbank stets recht angenehme Zinsen in die Residenz abgeführt hatte, und fand bei dem Austausch der oberhessischen Enclaven, daß Preußen dabei erheblichen Vortheil zog. Darüber gab es dann wieder eine wehmüthige Correspondenz mit St. Petersburg, wo dieses Mal aber Bismarck gegen jede Verwendung taub blieb. Die mäßige Kriegscontribution von drei Millionen Gulden (etwas über fünf Millionen Mark) ließ sich verschmerzen; neuen Verdruß erweckte aber die Ankündigung, daß Preußen als Rechtsnachfolger des Fürsten von Thurn und Taxis das gesammte Postwesen im Großherzogthum übernehmen würde. Daß Oberhessen in den norddeutschen Bund eintreten sollte,

hatte man selbst angeboten, mußte also für die Annahme dankbare Mienen zeigen, so wenig froh man darüber im Herzen war. Denn dort würden also alle Gesetze des Bundes zur Geltung kommen, und ein Theil der Darmstädter Division dem preußischen Oberbefehl unterstehen. Die Unabhängigkeit des kleinen Staates war hienach mit der Lage eines Mannes zu vergleichen, dem man völlig freistellt, auszugehen, nur daß sein rechter Arm im Zimmer bleiben müsse. Dahin hatte es Dalwigk's Ehrgeiz gebracht, bei dem Streite des alten Bundestags gegen Preußen sich in die Reihe der Vorkämpfer zu drängen.

Am 3. September wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Eines Schutz- und Trutzbündnisses bedurfte es hier nicht.

Wir wenden uns jetzt zu der bedeutendsten dieser Unterhandlungen, zu den Prager Conferenzen der Herren v. Werther und v. Brenner, welche zu dem definitiven Frieden zwischen Preußen und Österreich führen sollten.

Wäre es hiebei nur auf diese beiden Mächte angekommen, so würde man binnen wenigen Tagen im Reinen gewesen sein. Denn außer der Bestätigung der Nikolsburger Präliminarien, wozu beide Theile gleich bereit waren, handelte es sich nur um Ausführungsbestimmungen oder untergeordnete Fragen, über welche überall kein Streit war, um die Auseinandersetzung des alten Bundeseigenthums, Amnestie für die während der letzten Jahre politisch Compromittirten, Modalitäten der Zahlung der Kriegscontribution, Wiederaufleben des Handelsvertrags von 1865. Wie gesagt, dies Alles hätte sich in wenigen Tagen erledigen lassen. Aber es zeigte sich auch hier, wie sehr der deutsche Krieg zugleich ein europäisches Er-

eigniß gewesen. Auswärtige Interessen und Bestrebungen machten sich mit großem Nachdruck geltend.

Gleich nach dem Beginn der Verhandlungen brachte Frankreich in Berlin den Artikel der Nikolsburger Präliminarien über den deutschen Südbund zur Sprache. In seinem Vermittlungsvorschlag vom 14. Juli hatte Napoleon gesagt: die Staaten im Süden des Mains sollen frei sein, unter sich eine süddeutsche Union zu schließen, die eine internationale unabhängige Existenz genießen wird, die nationalen Bande zwischen dem Nord- und dem Südbunde werden frei durch gemeinsames Einvernehmen geregelt werden. In Nikolsburg aber hatte Bismarck die Worte: die eine internationale unabhängige Existenz genießen wird — weggelassen, ohne Zweifel, um den beiden Unionen eine möglichst enge Verbindung offen zu lassen, ohne daß ein Dritter den Einspruch wegen Verletzung der nationalen Unabhängigkeit des Südens erheben könnte. Österreich hatte gegen die Streichung keine Einwendung erhoben. Jetzt aber beschwerte sich Frankreich über diese Verstümmelung seines Antrags, der von beiden Mächten angenommen, und folglich für beide Frankreich gegenüber verbindlich sei. So wenig haltbar die letztere Behauptung war, daß ein Vermittler für sich selbst einen Rechtsanspruch gewinne, wenn die streitenden Parteien sich auf Grund seiner Vorschläge versöhnen wollen, so fand es Bismarck unnöthig, an dieser Stelle die Frage zu erörtern. Seit den Erklärungen Badens und Württembergs stand es fest, daß der Südbund überhaupt nicht in das Dasein treten, daß es also völlig gleichgültig sein würde, welche Rechte und Pflichten man ihm zuschriebe. Er erklärte sich demnach auf der Stelle bereit, die gestrichenen Worte in den Text des Friedensvertrages wieder aufzunehmen.

Warum sollte er den Franzosen dieses harmlose Vergnügen nicht gönnen?

Ungefähr eine Woche später folgte eine zweite französische Mahnung.

Bismarck hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ihm jene dem alten Wunsche Napoleon's zugestandene Clausel, betreffend die Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark, durchaus nicht zur Freude gereiche. Als nun während der Prager Verhandlungen sich, wie wir sogleich sehen werden, ein lebhafter Widerstreit zwischen Österreich auf der einen, und Frankreich und Italien auf der andern Seite erhob, machte Baron Brenner seinem preußischen Collegen das Anerbieten, die schleswiger Clausel aus dem Friedensvertrage wegzulassen, wenn Preußen in jenem Streite Österreichs Ansprüche unterstütze. Denn begreiflicher Weise war damals auch der letzte Funke eines Interesses für die Elbherzogthümer in Wien erloschen; was dort geschehen mochte, im deutschen oder dänischen Sinne, war der Regierung und der Bevölkerung völlig gleichgültig. Die beiden Gesandten erwogen, Werther berichtete: aber ehe es zu einem Beschlusse gekommen war, hatte Herzog Gramont in Wien die Sache erfahren, und trat darauf Graf Benedetti in Berlin bei Bismarck ein, um ihn über den Vorgang zu interpelliren, und Frankreichs Auffassung nachdrücklich in Erinnerung zu bringen. Dieses Mal war die Frage keineswegs bedeutungslos, aber gerade in der augenblicklichen Verwicklung machte das Bündniß mit Italien für Preußen einen Bruch mit Frankreich peinlich, und Bismarck gab ohne Widerspruch dem Botschafter die Zusage, daß die Clausel in dem Friedensvertrage stehen bleiben sollte.

Unterdessen hatte auch der Gegensatz der österreichischen

und der italienischen Bestrebungen auf die Prager Verhandlung vom ersten Tage an eingewirkt. Wie wir sahen, hatte Bismarck bei den Streitigkeiten über den italienischen Waffenstillstand nach Florenz den Rath gesandt, sich unmittelbar an dem Prager Friedenswerk zu betheiligen: Visconti Venosta war dazu bereit, Baron Brenner aber lehnte es unbedingt ab, da Österreich mit Italien eine Menge besonderer Fragen zu verhandeln habe, welche vollständig außerhalb des Bereichs der preußischen Interessen lägen, und für deren Erledigung Österreich der französischen Mitwirkung bedürfe. Hierauf erklärte Freiherr Werther, dann müsse Preußen, seiner Bundespflicht gemäß, jedenfalls auch in seinen Frieden, wie bei den Präliminarien, die Aufnahme eines Artikels fordern, worin Österreich formell seine Zustimmung zu dem Eintritte Venetiens in das Königreich Italien ausspreche. Da entbrannte nun sofort der Streit. Der Florentiner Hof begehrte, die Abtretung müsse unmittelbar an den König von Italien, welcher dadurch als solcher von Österreich anerkannt werde, erfolgen, und zwar auf Grund einer Abstimmung der venetianischen Bevölkerung. Österreich, welches durch die Anerkennung des Königs von Italien seine vertriebenen Erzherzoge, und durch jene der Volksabstimmung seine höchsten Grundsätze Preis gegeben hätte, wies die italienische Forderung scharf zurück und erklärte, man habe Venetien dem Kaiser Napoleon abgetreten und werde jeder Verfügung desselben über das Land zustimmen. Um diesen Standpunkt unwiderruflich zu erhärten, hatte Graf Mensdorff gleich nach dem Abschluß in Nikolsburg mit dem Herzog Gramont eine Unterhandlung eröffnet, um die Abtretung durch einen förmlichen Vertrag festzustellen und zu regeln. Von einer Fortdauer der

französischen Dazwischenkunft wollten nun die Italiener, in ihrem Zorne über ihre Erlebnisse im Juni, nicht reden hören: lieber würden sie, rief Victor Emanuel, Verona mit Sturm nehmen, als es aus der Hand eines französischen Commissars empfangen. Außerdem meldete Visconti-Venosta in Berlin wieder den Antrag auf Erwerbung von Wälschtirol oder doch des südlichsten Theiles desselben an, und bat dafür um preußische Unterstützung, wenn er auch anerkannte, daß Preußen dazu durch den Bundesvertrag vom 8. April nicht verpflichtet sei. Aber es werde damit die engste freundschaftliche Beziehung zwischen beiden Mächten auf alle Zeit gesichert, was Italien hauptsächlich als Rückhalt gegen die französischen Anmaaßungen lebhaft wünsche.

Wie war zwischen diesen Gegensätzen eine Ausgleichung zu finden?

Den ersten Vorschlag dazu machte bereits am 9. August der französische Minister Drouyn de Lhuys. Nach seiner eignen Meinung hätte er wohl am liebsten geradezu den österreichischen Standpunkt ergriffen. Allein bei Kaiser Napoleon war die erste Freude über die Abtretung Venetiens an Frankreich längst, wie wir wissen, in ihr Gegentheil umgeschlagen, und das Ansehen des Ministers durch die eben in Berlin erlittene Niederlage auf Null gesunken. So sann Drouyn de Lhuys auf eine Vermittlung und schlug dem Grafen Goltz vor, im Eingange des Artikels die Abtretung Venetiens nur als geschichtliche Thatsache zu erwähnen, und dann im Artikel selbst zu erklären, Frankreich und Österreich seien einverstanden mit der Einverleibung Venetiens in das Königreich Italien, vorausgesetzt, daß die Bevölkerung des Landes in förmlicher Abstimmung sie annehme. Durch eine

solche oder ähnliche Fassung wurde in der That die Schärfe des principiellen Gegensatzes beseitigt. Österreich zu Liebe war die Abtretung an Frankreich, Italien zu Gefallen die Stimmung der Bevölkerung erwähnt: Der Ausgleich bestand darin, daß Beides nicht mehr als Rechtstitel der Erwerbung des Landes durch Italien, sondern nur als Thatsache erschien, deren historische Richtigkeit keine der beiden Parteien bestreiten konnte. Am 18. August kam in Wien eine Übereinkunft mit Gramont zu Stande, dem künftigen Frieden mit Italien eine Einleitung in dem eben angegebenen Sinne zu geben, und Mensdorff sandte eine Aufforderung nach Prag, auch in den preußischen Vertrag einen derartigen Artikel aufzunehmen. Bismarck war einverstanden, wählte aber eine kürzere Fassung, wo die beiden streitigen Punkte die französische Cession und die venetianische Volksabstimmung gar nicht erwähnt, sondern einfach gesagt wurde, nachdem Kaiser Napoleon amtlich erklärt habe, daß Venetien, so weit es auf ihn ankomme, für Italien erworben sei, trete der Kaiser von Österreich dieser Erklärung bei und gebe der Vereinigung Venetiens mit dem Königreich Italien seine Zustimmung. Österreich hatte dagegen keine Einwendung weiter.

Aber noch ein Streitpunkt blieb zurück, der zu einer von Anfang an lebhaften, und bald sehr gereizten Verhandlung Anlaß gab. Es hatte sich bei den Wiener Erörterungen zwischen Gramont und Mensdorff die Frage erhoben, welchen Theil der österreichischen Staatsschuld Italien in Folge der Erwerbung Venetiens zu übernehmen habe. Frankreich erklärte, nach dem Vorgang des Züricher Friedens vom Jahre 1859: lediglich die auf dem abgetretenen Lande speciell haftenden Schulden; Österreich begehrte: einen dem Verhältniß

der Bevölkerung entsprechenden Theil der Gesammtschuld des Reiches. Bismarck, welcher eine zu starke Belastung Italiens für eine Schädigung auch des preußischen Interesses hielt, trat der französischen Auffassung bei, und forderte die Aufnahme eines solchen Artikels auch in den Prager Frieden. Dazu erklärte sich aber Brenner nicht bevollmächtigt, und auf seinen Bericht erwiderte Mensdorff in jener Depesche vom 18. August, der preußische Vorschlag sei unannehmbar; müsse die Staatsschuld durchaus im Prager Vertrage erwähnt werden, so könne dies nur in der Weise geschehen, daß ein verhältnißmäßiger Theil der österreichischen Staatsschuld von Italien übernommen werde. Die Differenz zwischen den beiden Ansichten ergab einen Geldbetrag von beinahe 50 Millionen.

Dies waren schlechte Aussichten für einen raschen Friedensschluß. Hiezu kam eine Nachricht aus Florenz, Österreich habe dort, sein ganzes bisheriges System verlassend, eine directe Friedensverhandlung in Paris, ohne Mitwirkung Preußens, in hohem Einverständniß mit Napoleon, beantragt. Ricasoli hielt das für ein Mittel zur Verschleppung, bis Preußen seinen Frieden in Prag gemacht, und Italien dann isolirt der österreichischen Übermacht gegenüberstände. Der Schritt konnte aber ebenso wohl als ein Versuch zur Isolirung Preußens und zur Vereinigung Österreichs und Italiens unter Napoleon's Schutze gedeutet werden. Man fand sich also auf völlig unsicherem Boden.

In diesem Augenblick, am 20. August, erschien Graf Benedetti bei Bismarck, um ihm einen neuen Antrag Frankreichs auf Erwerbung einer Compensation vorzulegen. Wieder war es nichts Geringfügiges, was hier der preußischen Re-

gierung angesonnen wurde. Frankreich forderte zunächst für einen offenen Vertrag die Herstellung seiner Grenzen von 1814, also die Erwerbung Landaus und der oberen Saar, so wie die Annexion Luxemburgs, daneben aber die Fähigkeit, auf Grund eines geheimen Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen, weiterhin Belgien sich anzueignen. Also trotz der Abfertigung vom 7. August nochmals ein Begehren deutschen Landes, im Augenblicke, wo die Friedensverhandlung mit Österreich stockte und der Wiener Hof Italien von Preußen zu trennen suchte! Und dazu die Anmuthung des Abzugs der preußischen, durch europäische und deutsche Verträge angeordneten Besatzung von Luxemburg! Und weiter die Forderung preußischer Waffenhülfe zur Einverleibung Belgiens, d. h. einer kriegerischen Verwicklung Preußens mit England! Wir haben gesehen, in welchem Zusammenhange im Februar 1866 eine Vergrößerung Frankreichs auf der belgischen Seite zum ersten Male zwischen Napoleon und Goltz zur Sprache gekommen war, bei einer Prüfung aller Möglichkeiten für die Erweiterung der französischen Ost- und Nordgrenze. Später hatte Bismarck in Berlin gegen Govone und Benedetti, so wie in Mähren gegen Lefebvre Äußerungen des Sinnes gethan: deutsches Land könne er Frankreich nicht abtreten; möge dieses also, wenn es durchaus etwas nehmen müsse, sich an seine Nachbarn wälscher Zunge, Belgien oder Genf, halten, sei es durch vollständige Annexion, sei es durch Eisenbahn-, Zoll- und Militärconventionen; dagegen werde höchst wahrscheinlich Preußen keinen Einspruch erheben. Später haben französische Diplomaten und Geschichtsschreiber aus diesen Reden den Schluß gezogen, die Annexion Belgiens an Frankreich sei ein ganz und gar preußischer Gedanke, ein von Napoleon lange abgelehnter,

endlich nur zögernd angenommener Vorschlag Bismarck's gewesen. Sie hätten ebenso wohl England anklagen können, daß es Napoleon auf die Einverleibung des linken Rheinufers hingewiesen habe. Denn Lord Stanley sagte in jenen Tagen dem französischen Botschafter in London, wenn Frankreich nach Preußens Emporwachsen für sich eines Gewinnes durchaus bedürfe, so möge es nur nicht die Hand auf Belgien oder Constantinopel legen; diese Punkte könne England ihm nicht überlassen; wenn Frankreich aber deutsches Land einnähme, so würde England höchst wahrscheinlich keinen Einspruch erheben. Wie man sieht, ist es auf beiden Seiten ganz genau derselbe einfache Vorgang. Frankreich sucht unruhig nach einem Landerwerb; jede der beiden Mächte sagt ihm in großer Freundlichkeit: ich bitte nur, an meine eignen Besitzungen oder Interessen nicht zu rühren; im Übrigen gönne ich Euch alles Gute und Schöne. Vollends an ein Waffenbündniß mit Napoleon zur activen Durchführung der französischen Wünsche hatte Bismarck so wenig wie Lord Stanley gedacht.

Übrigens war es dieses Mal nicht Drouyn de Lhuys gewesen, welcher die Sache in Paris betrieben hatte, sondern Rouher und dessen Partei. Auch sollte Benedetti nicht mit so kategorischer Festigkeit auftreten, wie am 5. August; er hatte vielmehr Weisung, wenn sich zu starker Widerstand drüben zeige, auf Saarlouis und Landau zu verzichten, und wenn die volle Annexion Belgiens auf ernste Hindernisse stoße, Antwerpen davon auszuschließen. Man setzte damals also nicht eben große Begeisterung bei Bismarck für die angeblich preußische Erfindung, die belgische Annexion, voraus. Bismarck richtete sich zuerst bei Benedetti's Mittheilung mächtig in die Höhe, und erklärte ihm sofort die absolute Unmöglich-

keit einer deutschen Landabtretung auf's Neue. Dann aber, in dem lebhaften Wunsche, vor dem Abschlusse des österreichischen Friedens einen offenen Bruch zu vermeiden, ließ er sich scheinbar rückhaltlos und ausführlich auf eine Besprechung der übrigen Artikel der französischen Entwürfe ein, welche sich an zwei folgenden Tagen unter beiderseitiger Freundlichkeit fortsetzte. Bismarck machte eventuelle Änderungsvorschläge, bemerkte, daß der König ohne bestimmte Vortheile Preußens gewiß das Ganze ablehnen würde, wünschte die Abrede über Luxemburg mit jener über Belgien in einem geheimen Vertrag zu vereinigen. Genug, Benedetti faßte Hoffnung, mit einigen Zusätzen und Verbesserungen würde die Abkunft zu glücklichem Schlusse gelangen.

Aber von gründlich anderer Gesinnung und Erregung war Bismarck erfüllt. Mit der größten Schnelligkeit ergriff er die Maaßregeln, um möglichst jeder Gefahr auf jeder Seite vorzubeugen. Es hatte sich glücklich getroffen, daß er an demselben Tage unmittelbar vor Benedetti's Mittheilung Frieden und Bündniß mit Bayern gesichert hatte. Sofort erging dann der Befehl an die Mainarmee und das zweite Reservecorps, Süddeutschland zu räumen, und in raschen Märschen sich bei Hof und Eger zu sammeln, um für den Fall, daß Österreich den Friedensschluß noch hinausziehe, mit den übrigen Armeen gegen Wien zusammen zu wirken. Er durfte hoffen, wenn er mit Benedetti dilatorisch weiter verhandelte — der Ausdruck ist durch ihn berühmt geworden — und zwar nichts verspräche, aber doch Aussichten eröffnete, dadurch Frankreich einstweilen von der Theilnahme an dem Kriege fern zu halten, und dann mit Österreich in kurzer Zeit fertig zu werden. Andrerseits telegraphirte er aber nach Petersburg

an Manteuffel, er möge bei Gortschakoff sondiren, ob Rußland, falls es zwischen Preußen und Frankreich zum Kriege käme, geneigt sein würde, durch diplomatischen Druck Österreich zu neutraler Ruhe zu nöthigen. Manteuffel antwortete: Gortschakoff will sich auf förmliche Versprechungen nicht einlassen; jedesfalls aber können Sie gegen Frankreich fest auftreten. So war Alles geschehen, um bei einer neuen kriegerischen Verwicklung wenigstens eine feindliche Coalition gegen Preußen zu verhüten.

Indessen war auch dieses Mal eine solche Vorsicht unnöthig. Denn weder Napoleon noch Franz Joseph hatten den Gedanken, ihre Wünsche mit dem Schwerte geltend zu machen, ja noch mehr, das Ungeschick der französischen Regierung gab Bismarck die Möglichkeit, in Wien günstigere Bedingungen zu stellen, als es Frankreich gewollt, und damit einen neuen Schritt zur Erreichung seines alten Zieles, der Herstellung der Freundschaft zwischen Berlin und Wien, zu thun.

Die Männer, welche in Paris den letzten Auftrag an Benedetti formulirt hatten, fühlten sich, wie wir sahen, nicht gerade sicher über den Erfolg ihrer Zumuthungen an Preußen. Offenbar wäre nun zur Unterstützung ihres Strebens kein anderes Mittel wichtiger gewesen, als ein vertrautes Einverständniß mit Österreich. Allein Rouher und Genossen hatten von jeher, im Gegensatz zu Drouyn de Lhuys, eine italienische Partei gebildet, und waren auch jetzt nicht gesonnen, das Interesse ihrer alten Freunde zu opfern. Als mithin in der Frage der Theilung der österreichischen Staatsschuld Graf Mensdorff den französischen Vorschlag ablehnte, wiederholte Frankreich denselben am 18. August in noch gesteigerter, jede weitere Erörterung abschneidender Fassung. Dies Ver-

fahren rief in Wien eine lebhafte Entrüstung hervor, und Mensdorff antwortete sogleich am 19. mit dem Gegenantrag: ein billiger Theil der österreichischen Staatsschuld haftet an dem Besitz des Landes, und wird für Venetien durch einen österreichischen und einen französischen Commissar festgestellt werden. Hier griff nun Bismarck ein, um dem Wiener Hof auf's Neue in Erinnerung zu bringen, daß es vortheilhafter für ihn sei, direkt mit Preußen, ohne französische Theilnahme, zu verhandeln. Er ließ folgende Fassung vorlegen: Italien übernimmt diejenigen Schulden, welche nach dem Vorgange des Züricher Vertrags als auf Venetien haftend anerkannt werden; es wird darüber der Schiedsspruch einer neutralen Macht (England oder Rußland) entscheiden. Dieser Vorschlag hatte in Wien auf der Stelle seine volle Wirkung. Zwar wollte man durch die Annahme fremder Schiedsrichter Frankreich nicht positiv verletzen, sondern blieb in dieser Beziehung bei der am 19. geäußerten Absicht. Den sonstigen Text aber des preußischen Vorschlags nahm man an, weil durch die Aufnahme der Worte „anerkannt werden" die Möglichkeit weiterer Verhandlungen offen blieb, und da alle übrigen, in Prag besprochenen Punkte längst bereinigt waren, so konnte dort am 23. August die Unterzeichnung des definitiven Friedens erfolgen. Ein großer Kampf, ruhmvoll für Preußen, fruchtbar für Deutschland, folgenreich für Europa und die Welt, war damit zum Abschlusse gekommen. Was man bis dahin die deutsche Frage genannt hatte, das Ringen der beiden Großmächte um die Leitung der übrigen deutschen Staaten, war erledigt. Das außerösterreichische Deutschland war rechtlich oder thatsächlich unter Preußens Führung geeinigt. Es war begreiflich, daß für den Augenblick dies

Ergebniß des Friedens in Wien als schmerzliche Niederlage empfunden wurde; erst allmählich konnte die Einsicht sich Bahn brechen, welche zwanzig Jahre später der geistreichste unter den österreichischen Staatsmännern dieser Generation im Parlamente unter allgemeiner Zustimmung aussprach: ich kenne keinen Menschen, welcher die von uns in Deutschland aufgegebene Stellung zurückwünschen möchte, nach dem einfachen Grunde, weil die Macht der Monarchie, trotzdem und gerade deßwegen, nicht schwächer, sondern unvergleichlich stärker geworden ist[1]). Bezeichnend war es übrigens für die Wiener Stimmungen schon im Augenblick des Prager Friedens, daß Graf Mensdorff in seinem Ärger über Frankreichs Verfahren sich das kleine Vergnügen nicht versagte, von dem Abschlusse in Prag dem Herzog Gramont erst dann Kenntniß zu geben, nachdem dieser den französisch-österreichischen Vertrag am 24. August unterzeichnet hatte. Für die Frage der Schuldentheilung hatte Frankreich die preußische Fassung angenommen; der Streit über die venetianische Volksabstimmung war durch die Bestimmung umgangen, daß Österreich das Land einem französischen Commissar, dieser aber es der städtischen Behörde von Venedig zu freier Verfügung übergeben würde.

An eben diesem Tage, dem 24. August, beendigte dann auch in Folge des Prager Friedensschlusses der Rumpf des alten Bundestags, noch sieben Gesandte, darunter drei von depossedirten Fürsten, im königlichen Schlosse zu Augsburg sein fragwürdiges Dasein, von Preußen besiegt, von Österreich verachtet, von der Nation bereits vergessen.

[1]) Graf Andrassy in der Delegation zu Pest, 24. November 1886.

Befreit von der Sorge, welche bisher Österreich noch hatte bereiten können, hielt es Bismarck jetzt für angemessen, die Verhandlung mit Benedetti über die belgische Annexion zum Schlusse zu bringen. Der Botschafter hatte am 23. August nach Paris berichtet, mit welchen kritischen Bemerkungen und eventuellen Vorschlägen Bismarck den französischen Antrag begleitet hatte, und darauf eine Weisung vom 26. erhalten, dieselben anzunehmen, und wenn möglich noch einige weniger bedeutende Zusätze dem preußischen Minister zu empfehlen. Benedetti brachte hierauf einen entsprechenden Vertragsentwurf zu Papier, übergab denselben am 29. dem Ministerpräsidenten, damit er ihn dem Könige zur Prüfung und Genehmigung vorlege, und machte zugleich die Anzeige, daß er zu einer Badecur nach Karlsbad abreise, und ihm die Entschließung Sr. Majestät dorthin nachzusenden bitte. So eben aber hatte Bismarck ein Telegramm des Grafen Bernstorff aus London erhalten, Lord Stanley erkläre ihm, daß Napoleon's Explicationen über Belgiens völlige Sicherheit in jeder Hinsicht befriedigend seien: Bismarck nahm also den Vertragsentwurf nach Benedetti's Wunsch an sich, überraschte zugleich aber den Botschafter durch die Frage, ob nicht Napoleon solche Verhandlungen benutzen werde, um zwischen Preußen und England Mißtrauen zu erregen. Benedetti berichtete dies seiner Regierung mit sittlichem Unwillen: welchen Grad des Zutrauens, schrieb er, können wir unsererseits Unterhändlern schenken, bei welchen solche Erwägungen möglich sind? Er dachte wieder an Manteuffel's Sendung, und meinte, Preußen lehne die französische Allianz ab, weil es die russische sich erwirkt habe.

Was jene sittliche Entrüstung anging, so meldete Graf

Bernstorff am 5. September weiter: Lord Clarendon sagt mir in seiner gereizten Weise, Preußen habe Napoleon gerathen, seine Compensationen in Belgien zu suchen, Napoleon aber habe solche Vorschläge mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen. Es scheint, setzte Bernstorff hinzu, daß Napoleon, um sich hier zu empfehlen, Nachrichten dieser Art hat ausstreuen lassen. Jedenfalls wurde die in Paris gewünschte Wirkung verfehlt. Am 19. September schrieb Baron Brunnow an Gortschakoff: Belgien ist in Sorge wegen seiner Integrität; Napoleon hat darüber in London die besten Zusicherungen gegeben: aber wer glaubt daran?

So wartete denn Benedetti in Karlsbad vergeblich auf ein Berliner Telegramm über den Abschluß des Vertrags. Es war für die französische Regierung recht sehr empfindlich; immer aber gab sie die Hoffnung auf Preußens guten Willen noch nicht völlig auf. Gerade in diesem Augenblick trat Preußens entschiedenster Gegner, Drouyn de Lhuys, definitiv von den Geschäften zurück, und erhielt den Marquis Moustier, früher Botschafter in Berlin, zur Zeit in Constantinopel, zum Nachfolger. Bis zur Ankunft desselben verwaltete das auswärtige Amt der Minister des Innern, Marquis Lavalette, der, wie wir wissen, stets der Meinung gewesen war, lieber durch Freundlichkeit als durch Drohung auf Preußen zu wirken, und jetzt um so mehr daran festhielt, als der Friedensschluß zwischen Österreich und Italien noch immer Schwierigkeiten zeigte. Unter diesen Umständen entschloß sich Napoleon, einmal seine innerste persönliche Auffassung der Lage, unbeirrt durch Drouyn de Lhuys und Thiers und Eugenie, seinem Volke auszusprechen, und damit vielleicht die gereizte und grollende öffentliche Meinung zu bekehren. So entstand das

merkwürdige, von Lavalette unterzeichnete Rundschreiben an die französischen Gesandtschaften vom 16. September.

Frankreich, sagt die Depesche, dürfe keine zweifelhafte Politik haben. Sei es durch die Umgestaltung Deutschlands gefährdet, so müsse man dies bekennen und die nöthigen Maaßregeln zur Sicherung ergreifen.

Sei das Gegentheil der Fall, so sei auch dies zu erklären, und übertriebenen Urtheilen und hitzigen Befürchtungen zu widerstehen. Die Frage werde durch eine Vergleichung der Vergangenheit mit der Zukunft entschieden. Die Vergangenheit zeige seit 1815 in der heiligen Allianz alle Völker vom Ural bis zum Rhein gegen Frankreich vereinigt, den deutschen Bund, mit Österreich und Preußen eine Masse von 80 Millionen Einwohnern, als eisernen Gürtel um die französische Ostgrenze gelegt, Italien zerstückelt unter Österreichs Botmäßigkeit, für Frankreich außer dem machtlosen Spanien auf dem Continent keine Möglichkeit einer Allianz. Preußen sei weder festgegliedert noch unabhängig genug gewesen, sich von seinen Traditionen loszumachen. Österreich, zu sehr mit der Behauptung seiner italienischen Besitzungen beschäftigt, hätte sich Frankreich nicht nähern können. Und nun heute! Die Coalition der drei nordischen Höfe sei gebrochen. Das neue Princip Europas sei die Freiheit der Bündnisse. Alle Großmächte haben sich vollständige Unabhängigkeit wiedergegeben; das vergrößerte Preußen, fortan frei von jeder Solidarität, sichere die Unabhängigkeit Deutschlands.

Das also ist das entscheidende Wort. Deutschland, bisher durch Rußland und Österreich in den Banden der heiligen Allianz, in der Feindseligkeit gegen Frankreich festgehalten, hat jetzt durch Preußens Erhebung die Möglichkeit zu einer festen

Freundschaft mit Frankreich gewonnen. Diese Erörterung ist uns nicht unbekannt: sie ist dem Kaiser durch Bismarck seit 1864 vorgetragen worden; wir sahen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hat.

Frankreich, fährt die Depesche fort, darf an der neuen Unabhängigkeit Deutschlands keinen Anstoß nehmen. Stolz auf seine bewundernswerthe Einheit und seine unvertilgbare Nationalität, kann es nicht das Werk der Assimilation, das sich eben vollzieht, bekämpfen oder bedauern, und die Principien der Nationalität, welche es repräsentirt und den Völkern gegenüber bekennt, eifersüchtigen Gefühlen unterordnen. Wenn der nationale Drang des deutschen Volkes befriedigt ist, wird seine Unruhe sich zerstreuen, seine Feindseligkeit erlöschen. Indem es Frankreich nachahmt, thut es einen Schritt, der es uns näher bringt, und nicht von uns entfernt.

Die Depesche bespricht dann in ähnlicher Weise das Verhältniß Italiens, und erklärt die Unwiderstehlichkeit des Triebes, welcher die Völker Mitteleuropas bestimmt, gegenüber dem colossalen Wachsthum Rußlands und Nordamerikas, sich zu großen Gestaltungen zu vereinigen. Die Politik, sagt sie, muß sich über engherzige und mißgünstige Vorurtheile eines andern Zeitalters erheben. Der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Landes von der Schwächung der Völker, die es umgeben, abhängt; er sieht das wahrhafte Gleichgewicht nur in den befriedigten Wünschen aller europäischen Nationen.

Hiemit war denn allerdings die bestimmteste Absage gegen die Politik der sogenannten französischen Traditionen ausgesprochen, die Politik Mazarin's und Ludwig's XIV., die Politik des herrschenden Übergewichts Frankreichs in ganz Europa. Hätte der Kaiser die Kraft und den Muth besessen,

seine eben verkündeten Grundsätze folgerichtig durchzuführen, so hätte kein sachliches Hinderniß gegen die von ihm gewünschte französisch-preußische Allianz bestanden, so wäre dem Herzog Gramont und Genossen die Entflammung des Krieges von 1870 unmöglich geworden, so ständen sich die beiden großen Nationen nicht bis an die Zähne gewaffnet gegenüber, und das deutsche Elsaß wäre heute noch französisch. Denn völlig grundlos und gehässig bis zur Lächerlichkeit ist die Verdächtigung, daß Bismarck im Jahre 1866 an die Schmälerung der französischen Grenzen gedacht habe. Er wäre zufrieden gewesen, wenn Napoleon den Worten seines Rundschreibens nachgelebt, wenn er, wie Rußland und England, die nationale Einheit Deutschlands und Italiens sich ohne bevormundende und eigennützige Einmischung hätte vollenden lassen. Thiers hätte das eine kosmopolitische, anstatt einer französischen Politik genannt: in Wahrheit wäre es die Pflege der ächtesten Interessen des französischen Volkes gewesen, der Interessen, die es mit ganz Europa gemein hat, und die eben deßhalb durch die Blüthe seiner Nachbarn selbst zu weiterer Blüthe gefördert werden. Nicht der kosmopolitische Zug in der Politik Napoleon's hat Frankreich geschadet, sondern die Inconsequenz, womit er in falscher Nachgiebigkeit gegen die altfranzösischen Traditionen stets an den entscheidenden Punkten seine eignen Gedanken verfälscht, Deutschland durch die Ziehung der Mainlinie, Italien durch die Vorenthaltung Roms erbittert und dennoch nicht aufgehört hat, in den Augen Österreichs und der römischen Curie als der Urheber ihrer Verluste zu erscheinen.

Das Rundschreiben des 16. Septembers selbst zeigt diese Unsicherheit des Standpunktes in seinen Schlußsätzen. Nach-

dem es die Begier nach fremdem Lande getadelt, bemerkt es, daß Frankreich nur solche Annexionen gebrauchen könne, welche seiner Bevölkerung gleichartige Elemente zuführen würden. Dadurch mochte Deutschland sich beruhigt fühlen, um so stärker aber wurde Belgiens Mißtrauen erregt. Dann endigt die Depesche mit der Erklärung, daß in Folge der neuen Verhältnisse Frankreich einer Verstärkung seiner Heeresmacht bedürfe, einem Worte, an sich auch bei der größten Friedenssicherheit völlig begründet, das in diesem Zusammenhang aber von allen Gegnern als schneidende Widerlegung aller vorausgehenden Friedensphrasen aufgefaßt wurde.

„Ich sah deutlich, schrieb damals Napoleon in einer nur für die eigne Erwägung bestimmten Note, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich war." Gewiß, unvermeidlich nach der Stimmung fast aller französischer Politiker, gegenüber dem festen Entschlusse Preußens, das Recht der deutschen Nation auf ihre Existenz nicht erst von einer Erlaubniß Frankreichs und einer dafür zu leistenden Zahlung abhängig zu machen.

Für den Augenblick freilich schien das Einvernehmen der beiden Höfe so ungetrübt wie möglich, und bethätigte sich auch in diesen Tagen mit bestem Erfolge bei der Behandlung der österreichisch-italienischen Friedensverhandlung.

Österreich hatte, wie wir sahen, von Anfang an eine von der preußischen gesonderte Verhandlung verlangt; als Ort derselben war eine Zeitlang Paris empfohlen, endlich aber Wien festgesetzt worden. Am 28. August erschien dort der italienische Bevollmächtigte General Graf Menabrea, und trat mit dem Vertreter Österreichs, Grafen Wimpffen, am 3. September zur ersten Conferenz zusammen. Als Einleitung des Vertrags wurde die früher mit Frankreich verabredete

historische Erwähnung der Abtretung Venetiens an Frankreich und des Einverständnisses Napoleon's mit dem Eintritt des Landes in das Königreich Italien unter Vorbehalt der Zustimmung des Volkes, angenommen. Der erste Artikel des Vertrages sprach dann die Herstellung des Friedensstandes zwischen beiden Ländern aus; der zweite verfügte die Freilassung der beiderseitigen Kriegsgefangenen; der dritte erklärte die Zustimmung Österreichs zur Vereinigung Venetiens mit dem Königreich Italien, der vierte und fünfte regelte die Grenzen und die Räumung des abgetretenen Landes. Aber bei dem sechsten, bei der Bestimmung des von Italien zu übernehmenden Antheils der österreichischen Staatsschuld, begannen wieder die Schwierigkeiten. In Prag hatte der preußische Antrag geholfen, indem er die Entscheidung der Frage einer späteren Verhandlung zuschob. Jetzt aber war diese eröffnet, und die Ansichten standen sich so schroff wie jemals früher entgegen. Es hat für uns kein Interesse, die beiderseitigen Rechtsdeductionen und Vorschläge zu erörtern; das Ergebniß war stets dasselbe: Österreich forderte 75 Millionen Silbergulden, Italien wollte nur 26 bewilligen. Menabrea machte darauf den Vorschlag, wegen dieser Differenz den sonst für alle Theile so wichtigen Abschluß nicht länger aufzuhalten, sondern wie in Prag den Streitpunkt einer besondern Liquidations-Commission zu überweisen. Als Wimpffen dies mit großem Nachdruck ablehnte und sofortige Bewilligung der begehrten Summe forderte, wandte sich Ricasoli wieder um Beistand nach Berlin. Bismarck fand den italienischen Antrag billig, empfahl die Annahme desselben in Wien bestimmten Tones, und erklärte den Aufschub der preußischen Abrüstung bis zur Erledigung der Sache, welchem Beispiel dann der Floren-

tiner Hof mit lebhaftem Danke folgte. Zugleich forderte Bismarck am 13. September die französische Regierung, welche bisher sich an der Verhandlung nicht betheiligt hatte, zur Mitwirkung in gleichem Sinne auf.

Lavalette war ganz einverstanden, und am 19. September erklärten Herzog Gramont und der wieder für Wien ernannte Baron Werther dem österreichischen Minister ihre gemeinsame Unterstützung Italiens in der Schuldenfrage, indem sie zugleich den Grafen Menabrea zu freundlichem Entgegenkommen in allen andern Punkten aufforderten. Dies machte denn Luft. Graf Mensdorff beklagte, daß Preußen gleich eine drohende Haltung angenommen, und dadurch die beiderseitig gewünschte Herstellung des Vertrauens erschwert habe: aber in der Sache bequemte er sich zur Nachgiebigkeit, während andrerseits auch Italien sich zu einiger Verbesserung seines Angebots herbeiließ. Eine Woche lang wurde hin und her gefeilscht, und endlich am 26. September außer den zweifellos venetianischen Landesschulden auf den Betrag von 35 Millionen abgeschlossen. Damit war die Erzielung des Friedens überhaupt gesichert. Über eine lange Reihe specieller Bestimmungen, betreffend die Stellung der bisherigen venetianer Beamten, Officiere und Soldaten, das Eisenbahnwesen, die Erleichterung des Handelsverkehrs, die Amnestie der politisch Compromittirten, kam man rasch zum Einverständniß, und am 3. October konnte der Vertrag die ersehnte Vollziehung erhalten.

Auch auf dieser Seite hatte der durch den Krieg neu geschaffene Zustand die völkerrechtliche Sanction gewonnen.

4. Capitel.

Innere Entwicklung.

Gleichzeitig mit den berichteten Sorgen der auswärtigen Politik war die preußische Regierung Tag für Tag mit der Sicherung und dem Ausbau ihrer innern Stellung beschäftigt. Die speciellen Fragen des preußischen Staatslebens jener Zeit interessiren uns hier nur in so weit, als sie unmittelbar für die Herausbildung der künftigen deutschen Verfassung von Bedeutung waren: es gehören dahin vornehmlich die Beendigung des Budgetstreits und die Vollziehung der Annexionen; diesen also werden wir neben den ersten Schritten zur Regelung des norddeutschen Bundes eine kurze Betrachtung zu widmen haben.

Im Allgemeinen war kein Zweifel, daß die böhmischen und fränkischen Siege die Regierung auch im Innern zur Herrin der Lage gemacht hatten. Im Lande herrschte ein stolzes Gefühl der Befriedigung über die beispiellosen Erfolge, geläutert und gehoben durch den guten Willen der Regierung, das regelmäßige Wirken der Verfassung wieder herzustellen. Auch in den eroberten Staaten machten sich

solche Stimmungen fühlbar. Zwar aller Orten widerstrebte der Adel und die orthodoxe Geistlichkeit, Beide die Hauptstützen der gestürzten Dynastien, der preußischen Herrschaft, in Hannover mit grimmiger und rühriger Erbitterung, in Kurhessen und Nassau mit mehr oder weniger zur Schau getragener Abneigung. Dagegen hielten die hessischen und nassauer Liberalen ganz entschieden die preußische Partei, und hatten ohne Frage die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich, während in Hannover die Führer des Nationalvereins einstweilen nur in den Städten und in dem altpreußischen Ostfriesland auf stärkeren Anhang rechnen konnten. In Schleswig-Holstein war, wie wir sahen, der politische Eifer schon vor dem Kriege wesentlich erloschen; die Bevölkerung erwartete in tiefer Ruhe die kommenden Dinge, und eine große Bittschrift gegen die Annexion, welche die Führer der Augustenburger Partei an den preußischen Landtag richteten, fand kaum ein Zehntel der Unterschriften, welche einst die Ankunft des Herzogs Friedrich begrüßt hatten.

Etwas anders als im Lande zeichneten sich die Tendenzen im Landtag. Das Herrenhaus war erfüllt mit freudigem Selbstgefühl über den glänzenden Triumph des von ihm standhaft unterstützten Ministeriums, wenn auch einiger Maaßen verdrießlich über das Begehren der Indemnität, welches der Mehrzahl seiner Mitglieder als eine unnöthige und selbst gefährliche Nachgiebigkeit gegen die revolutionären Grundsätze erschien. An einen Widerspruch gegen die Regierung war jedoch auch in diesem Punkte nicht zu denken. Bei Weitem nicht so sicher war das Ministerium der Mehrheit im Hause der Abgeordneten. Die conservative Partei war allerdings bis zur kleineren Hälfte des Hauses heran-

gewachsen, aber doch eben nur zur kleineren, so daß sie auch verbunden mit dem Reste der altliberalen Fraction, zur Entscheidung nicht stark genug war. Alles hing ab von der Unterstützung der national gesinnten Elemente in den beiden großen Parteien des linken Centrums und des Fortschritts, und diese versagten zwar nicht leicht in den entscheidenden Momenten, hielten aber im Einzelnen sehr bestimmt ihre eigne Straße und stellten mit festem Nachdruck ihre Bedingungen. Da nun die weiter links stehenden Gruppen, und neben ihnen die katholische und die polnische Fraction, mit großem Eifer in der Opposition beharrten, so zogen sich meist die Verhandlungen weit in die Länge, die Verbesserungs-Anträge und -Unteranträge wurden zahlreich, und wer etwa nach der begeisterten Stimmung bei der Thronrede auf rasche und freudige Annahme der Regierungsvorlage gehofft hatte, fand sich gründlich enttäuscht.

Auch konnte es wohl nicht anders sein. Zu lange hatte der Zorn über den Budgetstreit gedauert, zu tief waren die Folgen desselben in allen Zweigen der Staatsverwaltung fühlbar geworden, zu plötzlich war der unerhörte Umschwung eingetreten, als daß nicht vielfache Reste der alten Erbitterung in den Gemüthern zurückgeblieben, die Herstellung eines allseitigen Vertrauens in so kurzer Frist nicht unmöglich gewesen wäre. Je fortreißender der Eindruck der Kriegserfolge im Volke wirkte, desto mehr schien es besorgten Gemüthern Pflicht, gerade jetzt mit doppelter Eifersucht über jedem parlamentarischen Rechte zu wachen und das Ansehen der Volksvertretung nicht völlig hinter dem Glanze der Waffen in den Schatten treten zu lassen. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß die alten Unarten des deutschen Parlamentaris-

mus auch jetzt ihre Rolle spielten, die individuelle Rechthaberei oder Gewissenhaftigkeit im Kleinen und Kleinsten, der doctrinäre Eifer für die theoretischen Grundsätze ohne Beachtung der leidigen Wirklichkeit, die Begeisterung für den großen Zweck mit Verwerfung der einzig möglichen Mittel. Manchesmal mochte Bismarck denken, seine braven Landsleute dürften ihm die Arbeit etwas leichter machen. Aber wie oft auch seine Nerven zuckten, hielt er an sich, um die Grundlage seines Werkes, die feste Einigkeit Preußens, nicht zu erschüttern. Und der Lohn blieb nicht aus: nach allen Wortgefechten sammelte sich, wie gesagt, in der Hauptsache fast immer eine patriotische Mehrheit um sein siegreiches Banner.

Am 18. August waren die Verhandlungen mit den norddeutschen Kleinstaaten so weit gediehen, daß der definitive Abschluß des Bundesvertrags auf Grund der am 4. vorgelegten Artikel erfolgen konnte. Nur die beiden Mecklenburge waren noch rückständig, erklärten jedoch am 21. nachträglich ihren Beitritt, wenn auch unter Vorbehalt der Zustimmung ihrer Stände. Welche Besorgnisse hier die Zurückhaltung hervorriefen, zeigten einige Wochen später die Berathungen und Beschlüsse ihres gemeinsamen Landtags. Derselbe genehmigte den Beitritt, behielt sich aber die Beurtheilung der Beschlüsse des künftigen Bundesparlamentes vor, und fügte sofort eine lange Reihe von Wünschen hinzu: es möge die Competenz der Bundesgewalt nicht über das Maaß der preußischen Vorschläge ausgedehnt, und dem Parlamente keine Einwirkung auf die Verfassung der Einzelstaaten zuerkannt werden; der Anschluß an den Zollverein müsse von der Genehmigung des Landtags abhängen; die Bestimmungen über Freizügigkeit und Heimathsrecht gäben zu großen Be-

denken Anlaß; das allgemeine und directe Wahlrecht sei nicht zeitgemäß.

Es war die particulare Gesinnung in unverhüllter Gestalt, die hier hervortrat, von dem Gefühle getragen, daß die feudale Verfassung des Landes durch die neue Bundesgewalt schweren Gefahren ausgesetzt würde. Ihr Auftreten wurde weit und breit in Deutschland hier mit Unwillen, dort mit Hohn begrüßt; es sollte sich indessen zeigen, daß bei allem Drange zur deutschen Einheit auch liberale und demokratische Parteien je nach den Umständen in ein frisches und kräftiges Sonderthum zurückfallen konnten.

Unterdessen begann dann auch die Thätigkeit des preußischen Landtags in Fluß zu kommen. Am 13. August hatte das Haus der Abgeordneten eine Commission zur Berathung einer Adresse als Antwort auf die Thronrede niedergesetzt: sie empfing keine leichte Aufgabe, denn nicht weniger als fünf Entwürfe der verschiedenen Fractionen wurden ihrer Prüfung überwiesen. Auf die äußersten Parteien, rechts und links, hatte die königliche Mahnung zur Versöhnlichkeit nicht erheblich eingewirkt; sie wetteiferten vielmehr, die bisher streitigen Punkte, ein Jeder von seinem Standpunkte aus, möglichst scharf zu betonen. Die Conservativen priesen den König wegen der Heereseinrichtung ohne Gesetz und der Finanzverwaltung ohne Budget, und gingen schweigend an der nach ihrer Meinung höchst unnöthigen Indemnität vorüber. Die Fortschrittspartei zog aus der Thronrede den Schluß, daß fortan um des angeblichen Staatswohls willen nie wieder eine vom Abgeordnetenhause gestrichene Ausgabe gemacht werden solle, ließ die Ertheilung der Indemnität bis auf weitere Prüfung dahingestellt, erklärte das Streben nach

deutscher Einheit, wenn nicht in liberalem Sinne geleitet, für hoffnungslos, und beklagte, daß die Regierung nicht die Reichsverfassung von 1849 proclamirt habe.

Aus anderem Tone redeten die Entwürfe der Altliberalen und des linken Centrums, Beide bestrebt, die Fragen der Conflictszeit nicht todtzuschweigen, aber sie von dem Standpunkte des im Grunde bereits wieder gewonnenen Friedens und im Vertrauen auf fruchtbares Zusammenwirken mit der Regierung zu behandeln, wobei die altliberale Fraction etwas stärker die nationale, das linke Centrum etwas ausführlicher die constitutionelle Seite der Sache betonte.

Auch die damals kleine katholische Fraction wollte ihren Standpunkt in's Licht setzen. Ihre Adresse, im Übrigen jener des linken Centrums ähnlich, ließ dazu den Kummer über die sonst überall froh begrüßte Trennung von Österreich deutlich genug durch die Wendung erkennen, daß „eine Erörterung der Gründe, welche Preußen zum Kriege bestimmt hätten, jetzt gegenüber der vollendeten Thatsache nicht mehr an der Zeit sei".

So hatte man individuelle Anschauungen in Menge, und die Commission, in welcher die Fortschrittspartei das Übergewicht hatte, brachte endlich mit geringen Änderungen deren Entwurf als ihren Antrag an das Haus. Da aber regte sich doch in allen Fractionen der Gedanke, wie schmählich es im Angesichte des eignen Volkes und noch mehr des Auslandes sein würde, wenn in diesem Augenblick die Volksvertretung, durch fünf Entwürfe gespalten und dadurch in alle Händel der Conflictszeit zurückgeworfen, zu keinem Beschlusse käme. Der alte General Stavenhagen machte sich zum Organ dieser Stimmung. Er nahm den Commissions-

antrag in die Hand, brach die schärfsten Stacheln heraus, und erlangte für den Rest die Unterstützung der conservativen und der demokratischen Führer. Die Commission selbst befürwortete seinen Antrag anstatt des ihrigen. So kam es, daß am 23. August alle Parteien auf weitere Verhandlung verzichteten, und Stavenhagen's Antrag mit überwältigender Mehrheit gegen etwa 25 Stimmen [1]) zum Beschluß erhoben wurde. Nur der kalte Fanatiker der äußersten Linken, Johann Jacoby, und der Führer der katholischen Fraction, Reichensperger, erhoben sich dagegen, jener, weil der Krieg ohne Zustimmung des Volkes und der Volksvertretung geführt worden, dieser, weil Preußen den schmählich verleumdeten deutschen Bund zersprengt und das geliebte Österreich von Deutschland abgerissen habe.

Der König nahm am 25. August die Adresse gnädig entgegen, ertheilte der Deputation, die sie ihm überbrachte, keine amtlich festgestellte Antwort, sprach jedoch seinen Dank für die in der Adresse bekundete Gesinnung des Hauses aus, rühmte die neue Einrichtung der Armee, ohne welche die großen Siege unmöglich gewesen, erklärte wiederholt seine Anerkennung des Budgetrechtes, aber, setzte er hinzu, es sei seine Pflicht gewesen, wo kein Etatsgesetz zu Stande gekommen, so einzutreten, wie er es gethan; so habe er handeln müssen, und werde immer so handeln, wenn sich ähnliche Zustände wiederholen sollten. „Aber, meine Herren, es wird nicht wieder vorkommen." So blieb er fest auf seinem Standpunkt: regelrecht ist nur die Verwaltung nach Etatsgesetz; kommt aber ein solches nicht zu Stande, so hat die Regierung auf ihre Gefahr die Verwaltung zum Zweck des Staatswohls

[1]) Die Polen, Jacoby, einige Katholiken.

fortzuführen, bis die Eintracht unter den Factoren der Gesetzgebung hergestellt ist.

Die hierüber entscheidende Frage wurde dem Hause der Abgeordneten wenige Tage später, am 1. September, vorgelegt.

Die Regierung hatte bereits am 14. August den Entwurf des Indemnitätsgesetzes dem Hause übersandt, enthaltend den Antrag, für den ohne Etat verwalteten Staatshaushalt, so wie dessen übersichtlich angegebenen Ergebnisse in den Jahren 1862 bis 1865, dem Staatsministerium Indemnität zu ertheilen, für das Jahr 1866 aber, da die Lage der Dinge zur Aufstellung eines ordnungsmäßigen Budgets nicht mehr geeignet sei, der Regierung einen Credit von 154 Millionen Thalern zu bewilligen. In der Budgetcommission, welcher das Gesetz zur Vorberathung überwiesen wurde, zeigte sich sehr bald eine große Mehrheit der Annahme günstig. Entschiedener Widerspruch kam nur von den Mitgliedern der Fortschrittspartei, welche in dem Gesetzentwurf nicht die nöthige Bürgschaft für die Herstellung des Verfassungsrechtes zu finden vermochten, und deshalb zwar den Credit für 1866 genehmigen, die Indemnität aber zur Zeit ablehnen und der Regierung anheim geben wollten, sie nach Vorlage und Feststellung des Etatsgesetzes für 1867 auf's Neue nachzusuchen. Es wurde dagegen bemerkt, wenn man der heutigen Zusage der Regierung, ein Etatsgesetz für 1867 zum Abschluß zu bringen, nicht traue, so werde dessen Vollendung ebenso wenig als sichere Bürgschaft eines ordnungsmäßigen Budgets für 1868 ausreichen. Das Wesentliche sei der ernste Wille der Regierung, auf den Boden der Verfassung zurückzukehren, und dieser Wille sei durch die Vorlage sattsam bekundet.

Der ganze Streit sei durch die Meinungsverschiedenheit über die neue Gestaltung der Armee veranlaßt worden: wer könne heute noch daran denken, hieran wesentliche Änderungen vorzunehmen? ja, man dürfe sagen, daß, hätte man den letzten Krieg und seine Erfolge vorausgesehen, das Haus der neuen Heeresverfassung seine Zustimmung überhaupt nicht verweigert haben würde. Allerdings müsse auch jetzt noch eine Feststellung des Heerwesens durch Gesetz begehrt werden; eine solche aber werde bei den heutigen Verhältnissen nicht mehr Sache dieses Hauses, sondern des norddeutschen Parlamentes sein. Der in diesem Sinne von dem Abgeordneten Twesten redigirte Bericht wurde mit 25 Stimmen gegen acht durch die Commission genehmigt. Im Plenum wurden, wie immer, die Verhandlungen lebhafter, die Gegensätze schärfer. Die ganze Fortschrittspartei erhob sich mit Eifer gegen die Vorlage. Waldeck fand, daß nichts, aber auch gar nichts, zu der Erwartung eines bessern verfassungsmäßigen Verhaltens der Regierung berechtige. Schultze-Delitzsch erklärte, der ganze Krieg sei nicht bloß ohne Zustimmung, sondern gegen den Willen des preußischen Volkes geführt worden, und hatte die Naivität, sich dafür auf jene trübseligen Friedensadressen des Mai und Juni zu beziehen, als glänzendes Zeugniß preußischer Besonnenheit gegenüber dem damaligen Wiener Kriegsgelärme. Virchow erläuterte, er und seine Freunde hätten einen bessern Weg zur deutschen Einheit als Bismarck gekannt, den Weg durch die Freiheit; wie jetzt die Sache stehe, brächten sie Bismarck diese Wünsche zum Opfer, wollten seine auswärtige Politik unterstützen, aber im Innern um so fester das Verfassungsrecht schützen. Als ob im Juni Benedek durch die Freiheitsgluth der Fort-

schrittspartei sich von dem Marsche auf Berlin hätte abhalten lassen, oder als ob jetzt gegen Bismarck's deutsche Politik eine schlimmere Störung denkbar gewesen, als die Verewigung des innern Haders. Der Professor der katholischen Theologie, Michelis, ergänzte jene Erörterungen durch die geistreiche Bemerkung, Tetzel sei 1517 mit Unrecht angeklagt worden, daß er Ablaß für künftige Sünden verkaufe, dieser Gesetzentwurf aber schließe in der That den Ablaß für alle künftigen Sünden der Minister in sich ein. Die conservative Partei, der günstigen Strömung froh, erklärte mit großer Lebhaftigkeit, sie würde zwar, nach dem Wunsche der Regierung, für die Indemnität stimmen, obgleich von Rechtswegen ganz etwas Anderes am Platze sei, nämlich ein feuriger Dank an die Regierung, weil sie sich nicht an die Thorheiten des Hauses gekehrt habe. Indessen fand auch der vermittelnde Standpunkt Bismarck's und von der Heydt's eine beredte Unterstützung in den Mittelparteien; Lasker und Georg Vincke, sonst selten auf derselben Seite zu finden, so wie am Schlusse der Berathung der Berichterstatter Twesten, entwickelten mit schlagender Wucht die Bedeutung der gegenwärtigen Lage, die Folgen eines fortgesetzten Streites gegen die Regierung, die Gewalt der auf Einigkeit drängenden öffentlichen Meinung. Die Abstimmung ergab für die Vorlage 230 Stimmen, dagegen 75, die Fortschrittspartei, einige wenige Männer des linken Centrums, die katholische Fraction. Das Herrenhaus folgte am 8. September dem Beispiel, nachdem Herr von Kleist-Retzow sein Bedauern über die schädliche Nachgiebigkeit der Regierung ausgesprochen hatte, durch einstimmige Annahme des von den Abgeordneten redigirten Gesetzes.

Hiemit war der innere Friede abgeschlossen, der vierjährige Verfassungsstreit beendigt. Mit gutem praktischen Sinne hatte man die auf dem tiefsten Grunde des Streites liegende Frage, was zu geschehen hätte, wenn künftig einmal wieder ein Etatsgesetz nicht zu Stande käme, der künftigen Entscheidung überlassen, und sich begnügt, den gegenwärtigen Schaden zu heilen, in beiderseitigem Vertrauen auf das königliche Wort: es wird nicht wieder vorkommen. Seitdem sind mehr als zwanzig Jahre verflossen: oft genug hat die Volksvertretung Regierungsvorlagen abgelehnt, aber niemals hat sie einen Grund gefunden, an der Verfassungstreue der Minister zu zweifeln. Es ist nicht wieder vorgekommen. Möge auch das nicht wieder vorkommen, daß die Volksvertretung ihrerseits einen Nothstand veranlaßt, bei welchem das Staatswohl das einzig herrschende Gesetz wird.

So hatte das Ministerium Bismarck das natürliche Fundament jeder Regierung, den Friedensstand im eignen Hause, wieder gewonnen, ohne welches eine fruchtbare Thätigkeit in der deutschen Sache undenkbar gewesen wäre. Man schritt jetzt zu der Berathung zweier Gesetze, welche, sehr verschiedene Gegenstände betreffend, doch im engsten sachlichen Zusammenhange standen, das Gesetz über die preußischen Annexionen und das Wahlgesetz für das norddeutsche Parlament. Norddeutschland, so weit es bisher außerpreußisch gewesen, erschien jetzt in zwei beinahe gleich große Ländergruppen gesondert, von welchen die eine zur vollständigen Einverleibung in die preußische Monarchie bestimmt war, während die andere von dem künftigen Parlamente ihre bundesrechtliche Stellung unter Preußens Führung erwartete. In dem am 17. August eingebrachten Annexionsgesetze war Schleswig-

Holstein nicht erwähnt, weil man mit Österreich noch nicht abgeschlossen hatte, und Oberhessen aus Rücksicht auf Rußland weggelassen: das Gesetz verfügte also die Übernahme der Regierung in Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt durch den König von Preußen. Das Ministerium hatte dafür einstweilen die Form der Personal-Union gewählt, in der Ansicht, daß vor der völligen Verschmelzung eine gewisse Übergangszeit nöthig sei, während deren die Regierung für die vorbereitenden Maaßregeln freie Hand haben müsse. Das Haus beauftragte eine besondere Commission von 21 Mitgliedern mit der Prüfung der Vorlage, wenn auch an der Bestätigung der Annexion kein Zweifel war, und der Führer der demokratischen Opposition sie sofort mit Freude begrüßte.

Gleich an demselben Tage nahm übrigens Bismarck Anlaß, in einer Sitzung der Adreßcommission des Hauses sich über die Grundsätze, welche die Regierung bei ihrem Verfahren geleitet hätten, näher auszusprechen. Begreiflicher Weise erwähnte er nicht, daß der Beschluß der Annexionen erst die Folge des französischen Einspruchs gegen die Aufnahme Süddeutschlands in den neuen Bund gewesen war. Er begnügte sich, zu bemerken, daß Preußen, die Zusage, die es hinsichtlich des Umfanges des Bundes gegeben, treulich halten, und so vor Allem den Glauben an sein Wort bewahren müsse. Auch sei es fraglich, ob in Süddeutschland das Bedürfniß zum Beitritt bereits in hinreichendem Maaße empfunden werde. Um so nöthiger aber sei es gewesen, die Grundlagen des beschränkten Bundes zu befestigen. Dazu habe vor Allem die Verstärkung der Hausmacht des leitenden Staats gehört. Man habe Preußen für immer gegen die eben erlebte Gefahr sicher stellen müssen, bei einer kriegerischen

Verwicklung durch die bisher zwischen seinen Provinzen liegenden Staaten im Rücken gefaßt zu werden. Dafür habe man zwischen drei Verfahrungsweisen zu wählen gehabt. Die erste derselben sei die der vollständigen Einverleibung in den preußischen Staat, und dieser habe die Regierung den Vorzug geben müssen. Denn das zweite System, eine Theilung der Hoheitsrechte, so daß es in dem Lande einen Militärherrscher und einen Civilherrscher gebe, würde für beide Machthaber gleich große Unzuträglichkeit entwickeln; es sei zu bedauern, daß die Umstände wahrscheinlich dazu nöthigen würden, dieses System in Sachsen zur Anwendung zu bringen. Die dritte Methode sei die Zerreißung des bisher bestandenen Gemeinwesens, wobei ein Theil des Landes an Preußen abgetreten, und im Reste die bisherige Dynastie erhalten würde. Die Erfahrung aber, welche man damit seit der Theilung Sachsens im Jahre 1815 und dem daraus entsprungenen langjährigen Grolle gemacht, sei nicht ermuthigend; das Verfahren verletze außerdem die Wünsche und die Interessen der Bevölkerung, und so habe man sich entschlossen, die Dynastien dem Gemeinwohl ihrer Länder zu opfern, und die Einwohner der letztern durch schonende Behandlung ihrer Eigenthümlichkeiten allmählich zu guten Preußen zu machen.

Als einige Mitglieder der Commission bedauerten, daß man mit den norddeutschen Kleinstaaten nicht gründlicher aufgeräumt, Andere aber beklagten, daß man für den neuen Bund nicht die Reichsverfassung von 1849 ausgerufen habe, entgegnete Bismarck: „was unsere Bundesgenossen betrifft, so haben wir nur deren wenige und schwache gehabt, aber es ist nicht bloß unsere Pflicht, sondern ebenso gebietet es die Klugheit, auch dem Kleinsten unser Wort zu halten. Je

rückhaltloser Preußen zeigt, daß es seine Feinde von der Landkarte wegfegen kann, um so pünktlicher muß es seinen Freunden die gegebene Zusage erfüllen. Gerade in Süddeutschland wird dieser Glaube an unsere politische Redlichkeit von großem Gewicht sein. Was die Reichsverfassung angeht, so ist auch sie nur eine der Formen, in denen das von mir angedeutete Problem gelöst wird. Ich gebe zu, daß sie das, theoretisch genommen, schärfer und richtiger thut, als unser Bundesproject, indem sie die Fürsten gewisser Maaßen zu Unterthanen, zu Vasallen des Kaisers macht; diese werden aber viel mehr geneigt sein, einem Mitverbündeten, einem Beamten des Bundes, Rechte einzuräumen, als einem eigentlichen Kaiser und Lehnsherrn."

So bündig dies Alles erscheinen mußte, und so sicher die Mehrheit des Hauses für die Erweiterung der preußischen Grenzen war, so mußte doch die zur Berathung des Gesetzes berufene Commission noch weitschichtige Verhandlungen durchmachen. Gleich zu Anfang erhob sich nach den Grundsätzen moderner Humanität scharfer Widerspruch gegen das Recht der Eroberung überhaupt, auf welches Bismarck die Annexionen zunächst begründet hatte. Das sei eine Überhebung der nackten Gewalt, die in der aufgeklärten Gegenwart antiquirt sei; erst eine Abstimmung des besiegten Volkes könne der Annexion die volle rechtliche Weihe geben. Auch wer etwa bei einem Kriege gegen das Ausland eine Eroberung zulassen wollte, dürfe bei einem Kampfe gegen Deutsche sich nicht aus einem solchen Begriff Rechte herleiten. Jedenfalls bleibe, auch wenn die herrschende Dynastie beseitigt werde, dem besiegten Volke das Recht auf seine bisherige Verfassung und Vertretung; es seien also vor jeder Annexion wenigstens

die Landstände des betreffenden Staates zu einem Beschlusse darüber aufzufordern.

Gegen das erste Wort dieser Erörterungen, gegen den Vorwurf der nackten Gewalt, verwahrte sich Bismarck mit dem durchschlagenden Satze: hier gründe sich das Recht der Eroberung auf das Recht der deutschen Nation, zu existiren, zu athmen, sich zu einigen, und die große Mehrheit der Commission fiel ihm bei. So lange Kriege geführt würden, sei es unvernünftig, das Recht der Eroberung zu leugnen; bei den gepriesenen Plebiscιten sei mehr Schein als Wesen, und wenn ein Staat zu Grunde gehe, falle auch die Staatsverfassung dahin. Nur in die Privatrechte und deren Schutz werde ein billiger und gerechter Eroberer nicht eingreifen wollen.

In der Hauptsache beschloß nun die Commission, von dem Regierungs-Antrag nicht nur nichts abzudingen, sondern noch über denselben hinauszugehen. Sie setzte an die Stelle der einstweiligen Personal- die sofortige Real-Union der vier Staaten mit Preußen. Verschiedene Gründe wirkten dabei zusammen. Auf der einen Seite das Bild der Lockerheit und Künstlichkeit einer Personal-Union in solchem Umfange, und der Unsicherheit aller Verhältnisse bei einer etwa von Außen her drohenden Verwicklung. Auf der andern die Sorge, daß die Krone, mit bleibender Vollgewalt in den vier Staaten, in großem Maaße jeder parlamentarischen Einwirkung entrückt sein, und namentlich auf finanziellem Gebiete das Budgetrecht des preußischen Landtags an Gewicht erheblich verlieren würde.

Sodann aber wurde erwogen, daß es unmöglich sei, auf der Stelle die preußische Verfassung in jenen Ländern ein-

zuführen. Eine Übergangszeit, wie es die Regierung bereits erklärt habe, sei unerläßlich, in welcher dieselbe nach eigner Machtvollkommenheit die nöthigen Vorbereitungen zur definitiven Verschmelzung mit möglichst schonender Hand zu treffen habe. Ebenso nöthig aber erachtete die Commission auch einen festen Termin für das Ende einer solchen Dictatur; sie beantragte also, daß am 2. October 1867 in den reunirten Landen die preußische Verfassung in Kraft treten sollte.

Die Verhandlung im Hause bot dann nur noch wenige bemerkenswerthe Momente. Der Hauptredner war dieses Mal Waldeck, der mit zermalmenden Schlägen auf die Quelle des nationalen Unheils, die Kleinstaaterei, einhieb, und die Annexionen als die wichtigste Grundlage zur Vollendung der deutschen Einheit feierte. Unser König, sagte er, hat dieses Factum geschaffen, und ich möchte doch denjenigen sehen, der als Mitglied des preußischen Staates die Courage hätte, deßhalb, weil die angestammten Fürstenhäuser wieder eingeführt werden müßten, diesem Factum zu widerstreben. Es meldete sich zu solchem Muthe ein Einziger, der Redner der katholischen Fraction, Professor Michelis: nachdem ihm ein Schlußantrag die Rede verhindert hatte, erklärte er in einer persönlichen Bemerkung, er würde die Herstellung der vertriebenen Dynastien beantragt haben. Die polnische Fraction enthielt sich der Abstimmung: weil, sagte mit gutem Grunde ihr Redner Zoltowski, die Mehrheit dieses Hauses und, wie ich glaube, die große Mehrheit von ganz Deutschland der Ansicht ist, daß in dieser Frage, die heute zur Verhandlung steht, *deutsche* Geschichte gemacht wird, nicht preußische.

Da auch Bismarck bereits in der Commission sein Einverständniß erklärt hatte, wurde nach deren Beschlüssen die

Vorlage am 7. September mit 273 gegen 14 Stimmen angenommen. Im Herrenhause kam es dann bei der Prüfung des Gesetzes zu einem charakteristischen Vorgang. Es wurde die Frage angeregt, ob nicht den neuen Provinzen eine entsprechende Anzahl von Sitzen im Herrenhause je nach dessen Kategorien von Grafenverbänden, befestigtem Grundbesitz u. s. w. durch gesetzliche Bestimmung einzuräumen sei. Das war ganz folgerichtig vom Standpunkte der damals im Hause herrschenden Partei, aber ebenso rücksichtslos gegen das preußische Staatsinteresse gedacht, da diesem eine solche Kräftigung des hannover'schen und hessischen Adels bei dessen damaliger Feindseligkeit wenig frommen konnte. Die Regierung lehnte denn auch unter Bezugnahme auf das königliche Ernennungsrecht den Vorschlag sehr entschieden ab, worauf am 11. September die Annahme des Gesetzes mit allen gegen eine Stimme erfolgte.

Des inneren Zusammenhanges wegen kann gleich hier berichtet werden, daß jetzt, nach der Ratification des Prager Friedens, ein gleichlautendes Gesetz auch für Schleswig-Holstein von der Regierung vorgeschlagen und die Annahme desselben durch den Landtag nur durch eine bald nachher eintretende Vertagung verzögert wurde. Etwas später, am 27. October, kam auch ein Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg zu Stande, in welchem der Großherzog, gegen eine Zahlung von drei Millionen Thalern und eine kleine Erweiterung seines Eutiner Territoriums, sowohl seine eignen, als die ihm von dem russischen Kaiser cedirten Rechte auf schleswig-holstein'sches Land für immer an die Krone Preußen abtrat. Es war ein Act von nicht geringer Bedeutung, da er die letzte Möglichkeit auswärtiger Ansprüche an die Elbherzogthümer für alle Zukunft beseitigte.

Das Wahlgesetz für das norddeutsche Parlament, welches die Regierung bereits am 13. August dem Hause der Abgeordneten eingesandt hatte, gelangte dort erst nach einer vierwöchentlichen Arbeit der damit betrauten Commission, am 11. und 12. September, zur Plenarberathung. Hier zeigte sich nun, im Vergleiche mit dem Annexionsgesetz, ein entschieden geringeres Entgegenkommen. Bei diesem hatten Erwägungen vom Standpunkte der politischen Parteien nur in untergeordneter Weise eingewirkt; deutsch-nationale und preußische Gefühle waren vereint für die Vorlage in das Gewicht gefallen. Hinsichtlich des norddeutschen Parlamentes aber erhoben sich starke politische Bedenken, und wie in Mecklenburg ein feudales, setzte sich hier ein liberales Sonderthum den Einheitsbestrebungen Bismarck's entgegen.

Durch die Annexionen, wurde gesagt, habe sich Preußen auf 24 Millionen Einwohner vergrößert, während die noch erhaltenen Kleinstaaten des künftigen Bundes zusammen nur fünf Millionen zählten. Wie könne da von einer, den Namen verdienenden Bundesverfassung die Rede sein? In Wahrheit sei der König von Preußen der Herr in den verbündeten Staaten wie in den annectirten und in den alten preußischen Provinzen. Ein Parlament für diesen preußischen Bundesstaat neben dem preußischen Landtag sei eine Einrichtung ohne Daseinsgrund. Warum nicht die Abgeordneten dieser Kleinstaaten bei gemeinsamen Angelegenheiten in den preußischen Landtag eintreten lassen? Das wäre ein naturgemäßes und folgerichtiges Verfahren gewesen. Aber die Zersplitterung der parlamentarischen Rechte unter zwei gesonderte Körperschaften könne nur die Folge haben, daß jedes derselben geschwächt, und damit die Bedeutung der

Volksvertretung in Deutschland überhaupt vernichtet werde. Daß das Parlament aus allgemeinem Stimmrecht hervorgehen sollte, nahm sich zwar demokratisch genug aus, und Waldeck erklärte, darin liege die Anerkennung des Princips der Volkssouveränität. Eben dies machte aber viele gemäßigte Liberale besorgt, und manche Radicale argwohnten, es werde in Bismarck's Händen auf eine Copie des napoleonischen Systems hinauslaufen, wo sich das liebe Stimmvieh durch Präfecten und Kleriker willenlos zur Wahlurne führen ließe. Kurz, auf allen Seiten des Hauses blieb die Stimmung mißtrauisch und kühl. Ja, meinte man, wenn es sich um Abgeordnete des gesammten Deutschland handeln könnte! Dann würde der Zauber des Wortes deutsches Parlament, welcher das Vaterland seit 1848 in seinen Tiefen und Höhen stets bewegt habe, sofort auch jetzt wieder seine volle Wirkung zeigen. Leider aber habe Bismarck in der Mitte seines Siegeslaufes Halt gemacht, unter den günstigsten Verhältnissen für die Aufnahme auch der süddeutschen Staaten in den neuen Bund. Offenbar habe er diese nicht gewollt: nur zu nahe liege der Gedanke, er habe es geflissentlich vermieden, um damit ja nicht ein lebenskräftiges Parlament in Deutschland emporwachse.

Solche und ähnliche Erörterungen wurden vor Allem von den Rednern der Fortschrittspartei in allen denkbaren Wendungen vorgelegt. Die mittleren Fractionen waren weit entfernt davon, sich alle diese Ausstellungen anzueignen, aber in Einem Punkte waren auch sie vollkommen einverstanden: nimmermehr könne die preußische Verfassung auf einem andern als dem verfassungsmäßigen Wege, also unter Zustimmung der beiden Häuser des Landtags, abgeändert werden. Es

müsse demnach die von dem Parlamente entworfene Bundesverfassung, damit sie gesetzliche Wirksamkeit für Preußen gewinne, dem preußischen Landtag zur Genehmigung vorgelegt werden. Es wurde zur Sicherung dieses Begehrens von der Commission beantragt, dem Wahlgesetze einen Artikel voranzustellen: zur Berathung der Verfassung des norddeutschen Bundes wird ein Parlament gewählt u. s. w. — während es in dem Bundesvertrage vom 18. August hieß: zur Berathung und Vereinbarung (also zur definitiven Feststellung) der Verfassung.

Bismarck hatte am 11. September an der Verhandlung keinen Antheil genommen. In der folgenden Sitzung aber erhob er sich, um den geäußerten Bedenken entgegenzutreten. Er bemerkte, daß bei jeder Änderung, welche hier an den Bestimmungen des Bundesvertrags getroffen werde, die übrigen Regierungen und ihre Landstände, falls nicht bei ihnen eine größere Bereitwilligkeit für die Sache, als bei einigen Theilen dieses Hauses vorhanden wäre, sehr leicht Vorwände und triftige Gründe finden könnten, um dem großen Werke Hemmnisse zu bereiten. Ich bin weit entfernt, sagte er, das Gewicht dieser Ständeversammlungen mit dem der preußischen Landesvertretung gleichzustellen, aber theoretisch wird ein solches Recht, wie es hier in Anspruch genommen wird, Zusätze zu dem Texte des Reichswahlgesetzes zu machen, auch den kleinsten Landtags-Versammlungen nicht bestritten werden können, sobald es hier geübt wird, und wenn dann die betreffende Regierung sich auf dieses Terrain des Widerstandes zurückzieht, so kommt die preußische Regierung in große Verlegenheit. Gegen die Vorwürfe, daß er die preußischen Siege nicht weiter verfolgt

und zur Vervollständigung der deutschen Einheit benutzt habe, führte er aus: es ist das günstigste Feld der Opposition jeder Zeit gewesen, stets das als ein nothwendiges Bedürfniß hinzustellen, was für den Augenblick nicht erreichbar war, und der Regierung die Schuld aufzubürden, daß das nicht erreichbar war: ich darf Ihnen aber vorhalten, daß wir vielleicht etwas noch Besseres erreicht hätten, wenn Sie die Politik, deren Ergebnisse Sie jetzt tadeln, unterstützt hätten; daß wir, da uns Ihre Unterstützung fehlte, und wir mit gebundenen Händen in den Kampf gingen, dennoch diese Resultate haben gewinnen können, berechtigt meines Erachtens nicht diejenigen zur Kritik, die uns gehindert haben, mehr zu erreichen. Mit gutem Grunde erklärte er, eine besser unterrichtete Zeit werde einst der Regierung das Zeugniß nicht versagen, daß die Benutzung des Sieges eine ziemlich kühne gewesen; je wichtiger aber und größer die Errungenschaft sei, desto weniger dürfe man sich zu einer Ausbeutung des Sieges entschließen, die nicht mehr den Charakter des Muthes, sondern der Wagehalsigkeit haben würde. Endlich setzte er der Befürchtung, daß Differenzen zwischen den beiden Volksvertretungen, dem Parlamente und dem preußischen Landtage, dem Ansehen des letzteren zum Schaden und absolutistischen Tendenzen zur Stärkung gereichen könnten, die einfache Bemerkung entgegen, daß Preußen in das Parlament beinahe 250, alle andern Bundesstaaten kaum 50 Mitglieder entsenden würden; die jedesmal vorhandene Strömung der öffentlichen Meinung mache sich bei jedem Wahlsystem in entscheidender Weise fühlbar; in beiden Versammlungen werde also stets die gleiche Majorität preußischer Abgeordneten zu finden, und damit jede Sorge über

Störungen des preußischen Verfassungsrechtes durch das Parlament, ausgeschlossen sein.

Trotz alledem setzte er dem vorgeschlagenen Artikel 1 des Gesetzes keine directe Anfechtung entgegen; er wünsche nur, sagte er, von der Regierung die Verantwortlichkeit für alle Zögerungen und Schwierigkeiten abzulehnen, die aus dieser Einschränkung des Mandats des Reichstags hervorgehen könnten. Die Regierung ziehe es aber dennoch vor, diesen Schwierigkeiten in der Hoffnung auf ihre Überwindung die Spitze zu bieten, als daß sie dem Mißtrauen, aus welchem der Artikel entsprungen sei, durch ihren Widerspruch gegen denselben neue Nahrung geben sollte. Mit Recht vertraute er hier dem natürlichen Schwergewicht der Dinge; wäre das Parlament einmal vorhanden, so würde trotz aller Rechtsvorbehalte keine Landesvertretung an dessen Beschlüssen zu meistern wagen.

Indessen blieb das Haus der Abgeordneten auf seinem Sinne. Der Artikel 1, welcher dem Parlamente nur eine berathende Stimme verlieh, wurde unter Verwerfung eines Gegenantrages des Grafen Bethusy-Huc mit großer Mehrheit angenommen, welchem Beispiel bald nachher, wie wir wissen, der mecklenburger Landtag sich mit Befriedigung anschloß. Weiterhin ging die Verhandlung glatt von Statten, die meisten der zahlreichen Verbesserungsanträge wurden in Übereinstimmung mit der Regierung abgelehnt; das in den Bundesvertrag einmal aufgenommene allgemeine, gleiche und directe Stimmrecht mit geheimer Abstimmung nur in höchst oberflächlicher Weise kurz besprochen. Gegen einen Zusatzartikel, welcher die Redefreiheit im Parlamente gewährleistete, erhob niemand eine Einwendung; dagegen wurde ein weiterer Antrag auf Ge-

währung von Tagegeldern für die Mitglieder des Parlaments, wieder ohne eine irgend wie eingehende Erörterung der Frage, mit kleiner Mehrheit abgelehnt.

So war denn nochmals eine allgemeine Verständigung erreicht, da bald nachher auch das Herrenhaus seine Genehmigung aussprach, allerdings unter Hinzufügung einer Resolution, welche die Regierung auf die schweren Bedenken gegen das allgemeine Stimmrecht hinwies. Dies war denn freilich in die Luft geredet: ein Parlament auf breitester, demokratischer Grundlage war der Nation gesichert. Manche Gegner des allgemeinen Stimmrechts hatten sich mit dem Gedanken getröstet, daß es sich ja nur um diese eine Wahl handle, und erst das künftige Parlament selbst das bleibende Wahlsystem des Bundes zu bestimmen habe. Die Erwägung zeugte nicht gerade von prophetischer Gabe: es müssen schwere Krisen eintreten, ehe eine Volksvertretung sich entschließt, einen Theil ihrer eignen Wähler des für sie selbst geübten Rechtes zu entkleiden. Vollends in jener Zeit, wo Bismarck in diesem einzigen Punkte, in der Begünstigung des allgemeinen Stimmrechts, mit der Fortschrittspartei einverstanden war, mußte jeder Widerstand dagegen hoffnungslos, jeder Versuch eines solchen lediglich als der Ausdruck eines „salvavi animam meam“ erscheinen. Der Erfolg der nächsten Jahrzehnte hat dann allerdings gezeigt, daß man 1866 erst unvollständige Übung in dem Urtheil über die Consequenzen demokratischer Principien hatte. Die praktische Erfahrung hat jene radicale Besorgniß einer Bevormundung des allgemeinen Stimmrechts durch die Polizei ebenso wenig bestätigt, wie Bismarck's Hoffnung, größern Respect vor den Wünschen des Königs bei den Volksmassen als bei dem mittleren und höhern

Bürgerthum zu finden, oder wie die Meinung, daß stets gleichgesinnte Mehrheiten im Parlamente und im preußischen Landtag parallel neben einander gehen würden.

Wer eine Stechpalme pflanzt, kann nicht süße Früchte davon erndten.

Was nun auch in dieser Beziehung die Zukunft bringen mochte, seit dem 10. Juni war das allgemeine Stimmrecht unvermeidlich geworden. Die Hauptsache war für jetzt, daß die demnächstige Wahl des Parlaments feststand. Alles kam darauf an, die Wirksamkeit desselben gegen jede Störung von Außen zu sichern, und eine darauf gerichtete Vorlage der Regierung gab noch einmal dem Hause Veranlassung, neben vielen constitutionellen Bedenken ein erfreuliches Übergewicht der nationalen Gesinnung zu bekunden.

Am 28. Juli hatte der König in Nikolsburg einen Gesetzentwurf gezeichnet, welcher einen Credit von 60 Millionen Thalern in Form einer Staatsanleihe für außerordentliche Bedürfnisse des Heeres und der Marine begehrte. Es waren die Tage, wo zwar die Präliminarien mit Österreich verabredet waren, der definitive Friede aber noch ausstand, gegen Süddeutschland die kriegerischen Operationen nicht unterbrochen waren, und von Paris die erste Anmeldung der Compensations-Forderungen erfolgt war. Nichts also war in höherem Grade angezeigt, als eine Beschaffung der Geldmittel für fernere Kriegsbereitschaft. Die Commission des Abgeordnetenhauses, welcher die Vorlage zur Berathung überwiesen war, constituirte sich erst am 17. August, arbeitete so gründlich, daß die Fertigstellung ihres Berichts bis zum 15. September dauerte, und erst am 24. die Verhandlung im Plenum beginnen konnte. Unterdessen hatte sich allerdings, wie wir gesehen, die Lage

nach Außen hin erheblich geändert; der Friede mit Österreich und den Südstaaten war geschlossen und die französische Forderung der Rheinlande bis Mainz zurückgenommen. Allein wir wissen, wie wenig damit eine völlige Beruhigung erreicht war: die Verhandlung mit Frankreich über dessen zweiten Compensationsantrag schwebte noch, und zwischen Österreich und Italien standen die Dinge so, daß Bismarck die Abrüstung des preußischen Heeres aufschob. Die Regierung hielt also wegen der Unsicherheit der Lage ihre Vorlage vom 28. Juli trotz der eingetretenen Fortschritte zum Bessern in vollem Umfange aufrecht. Die siegreiche Offensive der Armee, der gute Zustand des Staatshaushalts und die hervorragende Fähigkeit des Finanzministers von der Heydt hatten es möglich gemacht, einen Krieg, welcher eine europäische Großmacht ersten Ranges zu Boden schmetterte, ohne Steuererhöhung, ohne Anleihe und neues Papiergeld[1]) zum Abschluß zu führen. Die bis dahin aufgelaufenen Kosten wurden auf rund 60 Millionen Thaler berechnet, wovon der Staatsschatz 20, verschiedene andere Quellen 10 Millionen geliefert hatten, oder zu liefern im Begriffe standen. Die übrigen 30 Millionen hatte Freiherr von der Heydt durch mannigfaltige Finanzoperationen, so wie aus den Beständen und Betriebsfonds der Staatsverwaltung beschafft, ohne daß bei der kurzen Dauer des Kriegs eine Störung des Civildienstes entstanden wäre. Es war einleuchtend, daß hiefür möglichst bald Deckung herbeigebracht werden mußte. Dazu kamen aber für die nächste Zukunft die Kosten der Abrüstung, der

[1]) Die in Folge der Verordnung vom 18. Mai in Umlauf gesetzten Darlehnskassenscheine haben mit den Kosten des Kriegs und der Staatsverwaltung nichts zu thun.

Herstellung des Armee-Materials, und der von der Regierung unerläßlich erachteten Fortdauer der Kriegsbereitschaft bis Ende des Jahres, zusammen 48, also mit jenem Reste der bisherigen Kriegskosten 78 Millionen. Nun konnte man, als diese Rechnung aufgemacht wurde, auf 45 Millionen Kriegscontributionen zählen [1]); davon begehrte aber die Regierung, 9½ Million für Anschaffung von Panzerschiffen und Befestigung des Kieler Hafens zu verwenden, und 27½ Million dem ausgeleerten Staatsschatze, um für alle Fälle schlagfertig zu sein, wieder zuzuführen. Es blieben dann von den 45 nur noch acht Millionen verfügbar, also für 70 Millionen anderweitige Deckung zu suchen. Einen Theil davon dachte man durch Verkauf gewisser, im Staatsbesitz befindlichen Werthpapiere zu bestreiten, und beantragte hienach beim Landtage die Bewilligung des Credits von 60 Millionen.

In der Commission hatte die Fortschrittspartei das Übergewicht, und begann sehr bald, diese ganze Rechnung nach verschiedenen Richtungen hin zu bemängeln. Die einzelnen Posten seien nicht hinreichend belegt, mehrere derselben in der Form besonderer Gesetzentwürfe zu behandeln; auf keinen Fall sei in solchem Umfange das Bedürfniß dringender Natur. Nach den weitern Erläuterungen des Finanzministers blieb jedoch von solchen speciellen Einwendungen nicht viel bestehen; um so lebhafter aber verdichtete sich der Streit um die Frage des Staatsschatzes und seiner erneuerten Füllung. Gleichmäßig wurden dagegen Nationalökonomie und Politik in das Feld geführt. Die Nation büße die Zinsen des in Friedenszeiten todt liegenden Capitals ein; im Vergleiche damit sei es viel haushälterischer, erst beim Herandrohen des Krieges

[1]) Darmstadt und Sachsen fehlten damals noch.

sich durch eine Anleihe die Mittel zu beschaffen. Dann sei zu bedenken, wie sehr ein gefüllter Staatsschatz der Regierung die Möglichkeit biete, ohne oder gegen den Willen der Volksvertretung Ausgaben zu machen; er sei geradezu als eine stets bereite Versuchung zu verfassungswidrigem Handeln zu bezeichnen. Indem man nun diesen Posten absetzte und mehrere andere auf den nächsten Etat verwies, kam man zu dem Ergebniß, der Regierung nicht 60, sondern nur 30 Millionen zu bewilligen, und zwar nicht als consolidirte Anleihe, sondern zur Ausgabe von Schatzanweisungen, auf ein Jahr lautend, und zur Flüssigmachung der nicht sofort beizutreibenden Außenstände bestimmt. Wie die letztern einkämen, sollten sie zur Wiedereinziehung der Schatzscheine verwandt werden, neue Hülfsquellen der Regierung also versagt bleiben. Der Berichterstatter der Commission bei diesem Nachspiel des Budgetstreites war derselbe Mann, welcher 1861 durch den Antrag auf Specialisirung des Etats die Conflictszeit eröffnet hatte, der Abgeordnete Hagen aus Berlin, ein sonst einsichtiger und redlicher Patriot, der nur unter allen Umständen genaue Sparsamkeit und größte Macht der Volksvertretung für die höchste Bedingung des Staatswohls hielt. Der Finanzminister erklärte sogleich nach Feststellung des Beschlusses denselben für schlechthin unannehmbar, da die Regierung hienach in die Lage kommen könne, wieder einmal zwischen Pflichtversäumniß und Rechtsbruch zu wählen; er sprach die Hoffnung aus, daß die Mehrheit der Commission bei der Berathung des Hauses in einer kleinen Minorität verschwinden würde.

Diese Hoffnung sollte ihn nicht täuschen. Wenngleich die constitutionellen Einwürfe gegen den Staatsschatz auch

bei den Mittelparteien sich geltend machten, so schlug hier doch durch alle solche Sorgen die deutsche Gesinnung hindurch, das Bewußtsein, daß, wer die Einheit deutscher Nation vollenden wollte, bei der Stimmung Europas auch die Mittel zu großen Kämpfen bereit halten mußte. So erschienen auf der Stelle mehrere Gegenanträge gegen den Commissionsbeschluß. Twesten erklärte zwar die Existenz eines Staatsschatzes für unvereinbar mit den Grundsätzen einer parlamentarischen Verfassung, wollte aber für die große Aufgabe der nächsten Jahre darüber hinwegsehen; er schlug also vor, der Regierung den begehrten Credit von 60 Millionen zu eröffnen; was davon jedoch am 1. Januar 1870 nicht durch außerordentliche Kriegsausgaben verbraucht sei, solle dann zur Tilgung von Staatsschulden verwandt, und mithin von diesem Zeitpunkte an kein todtliegender Schatz weiter geduldet werden. Die Bestimmung gerade dieses Termins hat dann nachträglich die schärfste Kritik des von dem talentvollen Manne begangenen Mißgriffs geliefert: wie übel hätte es um Preußen gestanden, wenn es im Sommer 1870 außer der Kriegsanleihe keine bereiten Geldmittel besessen hätte. Indessen fand Twesten's Antrag auch gleich bei seiner Einbringung entschlossene Gegner. Die Abgeordneten Michaelis und Röpell forderten, daß das Haus den Credit bewillige, die Einbringung von 27½ Million in den Staatsschatz, ebenso wie die Hinterlegung der durch die ältere Gesetzgebung bezeichneten Bestände ausdrücklich genehmige; jedoch solle der Gesammtbetrag des Schatzes die Summe von 30 Millionen nicht übersteigen, und weitere Einnahmen desselben, wie Lasker hinzusetzte, zur Schuldentilgung verwandt werden. Die conservative Partei hätte

das Maximum gerne auf 40 Millionen erhöht, sah jedoch davon ab, als der Finanzminister dies zwar als das Bessere anerkannte, aber mit dem Guten des Antrags Michaelis sich begnügen zu wollen, erklärte. Michaelis, ohne Zweifel der bedeutendste Nationalökonom des Hauses, entwickelte in der Verhandlung, daß der Zinsertrag eines Capitals nicht immer den einzigen oder auch nur den Hauptwerth desselben bilde; bei dem Staatsschatze sei gegen den Zinsverlust das durch sein Dasein gewonnene Gefühl größerer Sicherheit auch in den Friedensjahren ökonomisch fruchtbar. Mit Grund konnte er weiter hervorheben, daß durch seinen Antrag auch der Staatsschatz unter die Aufsicht der Volksvertretung gestellt, und insbesondere die Füllung desselben durch Kriegscontributionen der Genehmigung des Landtags unterstellt sei. Bismarck, in Folge der Anstrengungen des Sommers schwer angegriffen, betheiligte sich an der Debatte nur durch eine kurze, aber eindringliche Rede, worin er offen und bestimmt die Vertrauensfrage stellte, und zugleich im Namen der Regierung das Versprechen gab, daß kein Theil des Credits zu andern Ausgaben als denen der Kriegsbereitschaft verwandt werden würde. Das Ergebniß war dann die Annahme des Antrags Michaelis mit 230 gegen 83 Stimmen (ein Theil der Fortschrittspartei und des linken Centrums, die Katholiken und die Polen).

Am folgenden Tage gab das Herrenhaus seine verfassungsmäßige Zustimmung. Darauf, am 27. September, trat eine sechswöchentliche Vertagung des Landtages ein: die Regierung aber verfügte wenige Tage später die allgemeine Wehrpflicht nach preußischen Regeln für die annectirten Provinzen, sowie die Errichtung von drei neuen Armeecorps in

denselben, welchen sofort die Bundescontingente der norddeutschen Kleinstaaten eingeordnet wurden. In absehbarer Frist würde dazu ein viertes Armeecorps als das Contingent des Königreichs Sachsen treten. Rechnete man dazu den Ertrag der drei süddeutschen Allianzen, so konnte der Sieger von Königgrätz sicher sein, mit beinahe verdoppelter Kraft jeder neuen fremden Bedrohung entgegen zu treten.

Die bis dahin errungenen Grundlagen für den norddeutschen Bundesstaat waren in jeder Hinsicht zufriedenstellend. Aber ehe man an weitere Fortschritte denken konnte, mußte noch ein Hinderniß besonderer Art aus dem Wege geräumt werden. Noch immer befanden sich nämlich drei, theils durch die Natur der Dinge, theils durch die Nikolsburger und Prager Verträge zum Bunde gehörige Staaten im officiellen Kriegsstande gegen Preußen, Reuß ältere Linie, Sachsen-Meiningen, Königreich Sachsen. Die Fürstin-Regentin, Caroline von Reuß zu Greiz, eine geborene Prinzeß von Hessen-Homburg, war eine kräftige und entschlossene Dame, welche am 14. Juni im Bundestag gegen Preußen gestimmt und ihre Soldaten auf Befehl des Bundestags nach Rastadt geschickt hatte. Von dem Eindruck der Königgrätzer Schlacht, welcher Europa erschütterte, blieb sie völlig unberührt, und lehnte jede preußische Aufforderung zum Eintritt in den neuen Bund gelassen ab. Endlich verlor Bismarck die Geduld und verfügte Mitte August die militärische Besetzung des Landes, oder mit andern Worten, er sandte nach Greiz eine Einquartierung von zwei Compagnien Infanterie. Noch vier Wochen hielt Caroline aus; dann unterwarf sie sich, trat in den norddeutschen Bund, und zahlte 100000 Thaler an die

preußische Invalidencasse. Dem Herzog Bernhard von Meiningen hatte, wie erwähnt, König Wilhelm schon von Nikolsburg aus angedeutet, sein Land würde bessere Friedensbedingungen erhalten, wenn er den Thron seinem Sohne und Erben abträte. Der alte, ehrenfeste Herr, der in der Niederlegung seines Herrscheramts vornehmlich eine Pflichtverletzung, eine Art von Desertion sah, sträubte sich lange, bis auch hier die militärische Execution nachhalf. Der neue Herzog Georg erhielt den Frieden einfach gegen den Beitritt zum norddeutschen Bunde und Anerkennung des Vertrags, durch welchen Thurn und Taxis seine Posten an Preußen abtrat.

Der bis zum 21. October sich fortschleppenden Unterhandlung mit dem Königreich Sachsen durch ihre verschiedenen Wendungen zu folgen, wäre ein ebenso unergiebiges wie unerfreuliches Geschäft. Wir haben oben gesehen, daß eine starke und einflußreiche Partei am preußischen Hofe ursprünglich Sachsens volle Annexion in das Auge gefaßt, König Wilhelm wenigstens Leipzig und Bautzen zu erhalten gewünscht, Bismarck den Minister von Beust stets für den gefährlichsten seiner deutschen Gegner gehalten hatte. Als er ihn hienach als Friedensunterhändler sehr bestimmt verbat, reichte Beust dem Könige Johann seine Entlassung ein, und erhielt sie in einem äußerst gnädigen Schreiben, worin der König ihm seine dankbare Anerkennung für die seit 1849 geleisteten treuen und einsichtigen Dienste aussprach. Beust beeilte sich, durch Abdruck dieses Briefes in den Wiener Zeitungen den Glanz seines Namens in Europa leuchten zu lassen. Das hatte dann in Berlin die Folge, daß man bei dem Könige die gegen Preußen feindliche Gesinnung Beust's in unveränderter Weise fortdauernd vermuthete, und um so mehr darauf aus-

ging, ihn durch die Friedensbedingungen in vollständige Unterwerfung hinabzudrücken. Die Voraussetzung war allerdings begreiflich, in der That aber vollkommen irrig. König Johann war ein geistig und sittlich tief durchgebildeter Mann, dessen Seele ein Gefühl des Hasses überhaupt nicht kannte, und der gegen Preußen nur nach politischer Überzeugung in die Schranken getreten war. Als er seinen Minister von Friesen zur Friedensverhandlung nach Berlin sandte, sagte er ihm, er sei, so lange der alte Bund bestand, seinen Pflichten gegen das Bundesrecht nach Wissen und Gewissen nachgekommen; nach dessen Zertrümmerung sei er bereit, in den neuen Bund einzutreten, und in diesem mit gleicher Treue seine Bundespflichten zu erfüllen, vorausgesetzt, daß Preußen ihm dort eine Stellung einräume, die mit seiner persönlichen und fürstlichen Ehre vereinbar sei. Geschähe dies nicht, so würde er es vorziehen, auf die Herrschaft ganz zu verzichten. Damals und später hat er gezeigt, daß diese Worte im heiligsten Ernste gesprochen waren.

Zunächst hatten seine Vertreter, Freiherr Friesen und Graf Hohenthal, in Berlin einen schweren Stand. Sie mußten lange Tage hindurch sich gedulden, ehe Bismarck ihnen ein erstes Gespräch bewilligte. Er wollte die Verhandlung nicht vor dem Abschluß des Prager Friedens beginnen, um jede weitere Einmischung Österreichs unmöglich zu machen. Als trotzdem Freiherr Brenner gleich nachher in Berlin ankam, um eine milde Behandlung Sachsens zu empfehlen, wies ihn Bismarck in scharfem Tone zurück. Er verstehe diesen Schritt Österreichs in keiner Weise; nach den in Prag wiederholten Nikolsburger Bestimmungen habe Österreich die Neuordnung Norddeutschlands durch Preußen,

und ganz ausdrücklich auch die durch Preußen zu regelnde Stellung Sachsens im norddeutschen Bunde, anerkannt. In diese innere Angelegenheit habe keine dritte Macht einen Rechtstitel zur Einmischung; es sei also eine Ehrensache Preußens, jeden Versuch dazu, im Namen der Unabhängigkeit Deutschlands, entschieden abzulehnen. Der König sei durchdrungen von dieser Anschauung; jede Verwendung Österreichs oder Frankreichs würde das Schicksal Sachsens nur verschlimmern.

In der That hatte König Johann, wie die süddeutschen Fürsten, auch die guten Dienste Frankreichs angerufen, und Drouyn de Lhuys hatte, wie für Bayern und Darmstadt, Weisung in diesem Sinne an die Berliner Botschaft erlassen. Hier aber redete Bismarck wenn möglich noch kräftiger als zu Brenner. Wiederholt habe Napoleon erklärt, daß ihm die Gestaltung Norddeutschlands gleichgültig sei; Deutschland ordne seine Angelegenheiten nach eigenem Ermessen, und werde nicht gestatten, daß eine außerdeutsche Macht darüber Controle oder Kritik ausübe.

Den sächsischen Unterhändlern führte Bismarck ernstes Tones zu Gemüthe, daß nach dem Prager Frieden Preußen die Stellung Sachsens im norddeutschen Bunde zu regeln habe; sächsischer Seits seien also weder Forderungen noch Bedingungen zu stellen, sondern durch den zu besprechenden Vertrag einfach die preußischen Bestimmungen anzuerkennen. Man begehre von ihnen, fuhr er fort, keine Landabtretung, wohl aber den Verzicht auf die Kriegsherrlichkeit über ihre Truppen. Diese müßten einen Theil der preußischen Armee bilden, dem preußischen Könige den Fahneneid leisten, durch dessen Ernennung ihre Officiere empfangen und nach dessen

Befehl sächsische oder preußische Garnisonen beziehen. In ähnlicher Weise besprach er die sonstigen Bedingungen; Friesen mußte erklären, daß er zu solchen Concessionen nicht ermächtigt sei.

Nach Bismarck's Äußerungen in der Commission des Abgeordnetenhauses am 17. August, sowie nach seinem schließlichen Verhalten dürfen wir annehmen, daß jene harten Forderungen an Sachsen nicht einen Lieblingswunsch seines Herzens ausdrückten, und daß ihm zuletzt auch hier an der Herstellung aufrichtiger Freundschaft in erster Linie gelegen war. Indessen verließ er Berlin in den letzten Tagen des September, um in der ländlichen Ruhe von Putbus Heilung seines Nervenleidens zu suchen, und die sächsische Verhandlung wurde von dem frühern Bundestagsgesandten, Herrn von Savigny, ohne Bismarck's weitere Theilnahme und bald im Widerspruch mit dessen Grundsätzen weiter geführt. Nun waren die Wünsche nach sächsischem Landerwerb trotz des Prager Friedens in Berlin nicht überall erloschen, und man kam zu der vertragswidrigen Schlußfolgerung, daß man freilich Landerwerb nicht fordern dürfe, aber nichts im Wege stehe, ihn anzunehmen, wenn er angeboten würde. Demnach brachte Savigny eine unerträgliche Forderung nach der andern, unterstützt durch immer lästigere Maaßregeln der preußischen Militärverwaltung in Sachsen: während Friesen unter der Hand erfuhr, das Alles würde sich verwandeln, wenn er die Abtretung von Leipzig dafür anbieten wollte. Als die Sachsen aber fest blieben, als ein Brief ihres Königs den preußischen Monarchen warmes Tones an die alten persönlichen Beziehungen naher Freundschaft und Verwandtschaft erinnerte: da setzte um die Mitte des October die Strömung um, und das Ende war ein Friedens-

schluß, dessen Charakter sich nur in vorübergehenden Bestimmungen von dem der übrigen deutschen Verträge unterschied. Sachsen trat in den norddeutschen Bund ein, verhieß, seine Truppen nach den künftigen allgemeinen Einrichtungen des norddeutschen Bundes zu reorganisiren, bis dahin aber dieselben dem Oberbefehl eines in Sachsen residirenden preußischen Generals zu unterstellen, und auf dem Königstein eine preußische, sowie in Dresden eine gemeinschaftliche Garnison zuzulassen. Die Kriegsentschädigung wurde auf zehn Millionen festgesetzt. Die übrigen Bestimmungen betrafen, ähnlich wie in den süddeutschen Verträgen, Eisenbahnen und Zollverein.

Bald nachher machte König Johann, von dem Kronprinzen Albert begleitet, einen Besuch in Berlin, wo in der That ein herzliches Einvernehmen zwischen beiden Herrscherhäusern hergestellt wurde.

Es erübrigt uns noch, einen Blick auf die Zustände in Süddeutschland zu werfen. Dort wirbelten bei der großen Mehrzahl widersprechende Gefühle wunderlich durcheinander. Zu Ehren der deutschen Einheit hatte man sich auf den hochmüthigen Preußen geworfen, der jegliche Frage eigenwillig gegen den Willen der Andern entscheiden wollte. Und dann nach wenigen Wochen der betäubende Umschwung; man hatte die schwere preußische Faust äußerst schmerzhaft empfunden, zugleich aber auch erfahren, daß nur diese Faust stark genug sei, die vielbesungene deutsche Einheit zur wirklichen Wirklichkeit zu machen. Der blutige Hader hatte tausend brennende Wunden geschlagen, und doch hatte der Ernst des Kampfes das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu neuer, unbekannter Stärke geweckt. Vorüber war die Zeit, in welcher die

widerspruchvolle, wortreiche und thatenarme Politik Friedrich Wilhelm's IV. jeden Glauben an Preußens Macht und Willenskraft untergraben hatte: gewaltig hatte Preußen sich bei der Welt in Respect gesetzt, und sich, wenn auch noch nicht die Bruderliebe, wohl aber die Achtung der süddeutschen Brüder erobert, und im Verkehre der Völker wie der Menschen ist die Achtung die erste Bedingung der Liebe. Wohl standen auch jetzt noch einzelne Gruppen murrend und grollend bei Seite. Bayerns katholischer Klerus und Landadel, seit lange von der Neigung zu Österreich erfüllt, sah mit Zorn und Kummer die großdeutschen Träume in Rauch aufgehen. Die republikanische Partei fand durch Preußens Siege alle ihre Hoffnungen geknickt, stieß jeden Gedanken einer Verbindung mit dem Norden zurück, und scheute selbst den Ausspruch nicht, daß die Pflicht der Selbsterhaltung die süddeutschen Staaten unter Umständen zum Bund mit dem Ausland gegen Preußen veranlassen könnte. Aber die große Strömung der Gemüther ging unwiderstehlich gegen sie. Mit einem Schlage war jetzt die Einsicht gewonnen, daß der Austritt Österreichs aus dem alten Bunde kein Verlust, sondern eine Stärkung der deutschen Einheit sei. Vor Allem gelte es, die Vereinigung des Südens mit dem norddeutschen Bunde zu erlangen. Könne Preußen wirklich zur Zeit den Eintritt nicht gewähren, so heiße es, im Süden jede Vorkehrung zu treffen, um im ersten günstigen Augenblick bereit zu sein. Und vollends, als man immer zweifelloser erkannte, daß die Scheidung durch die Mainlinie das Werk der von Wien angerufenen französischen Vermittlung gewesen, verdoppelte sich im Süden der nationale Andrang gegen die von den Fremden aufgerichtete Schranke.

Als am 27. August der bayerische Landtag eröffnet wurde, und Freiherr von der Pfordten den Friedensvertrag mit Preußen nebst einer Creditforderung von 30 Millionen Gulden vorlegte, besprach er mit sichtlicher Genugthuung die Lage. Bayern wird, sagte er, in voller Unabhängigkeit und Selbständigkeit nach Außen, frei und stark im Innern durch treue Anhänglichkeit an den König und eine stets geachtete Verfassung, sich selbst und seiner Entwicklung genügen, aber niemals vergessen, daß es ein deutsches Land und Volk bleiben will, und daß seine Kraft nicht bloß ihm allein, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande angehört. Es war genau der Standpunkt, den er in seiner Erklärung am 10. Juni bezeichnet und in den letzten Verträgen festgehalten hatte: keine Föderation, aber eine Allianz mit Preußen. Am folgenden Tage, dem 28., vereinten sich 42 Mitglieder der Linken, mehr als ein Drittel der zweiten Kammer, zu einem Programm, unter Verwerfung der Zerreißung Deutschlands nach Nord und Süd, unter Zurückweisung jedes Gedankens an einen Südbund, dafür aber Begehren eines durch Parlament und Centralgewalt geeinten Vaterlandes, mithin Eintritt Bayerns in den Nordbund so bald als irgend möglich, einstweilen Herstellung eines engen Bündnisses Bayerns mit Preußen, sowie Erhaltung und Weiterentwicklung des Zollvereins, schließlich bei einer Bedrohung deutschen Gebietes durch eine auswärtige Macht sofortiger Anschluß an die norddeutsche Kriegsmacht unter preußischer Führung.

So eilig wollte nun allerdings die Majorität der Kammer nicht vorangehen, da ihr vor der Fertigstellung der norddeutschen Verfassung der Eintritt in den Bund nicht unbedenklich für Bayerns verfassungsmäßige Freiheit erschien.

Nachdem aber auch der Minister sich rückhaltlos gegen die Bildung eines süddeutschen Bundes ausgesprochen hatte, einigten sich beide Parteien mit allen gegen eilf Stimmen über einen Antrag: Se. Majestät der König wolle geruhen, dahin zu wirken, daß durch einen engen Anschluß an Preußen der Weg betreten werde, welcher zur Zeit allein dem angestrebten Ziele entgegenführen kann, Deutschland unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den erforderlichen Befugnissen ausgestatteten Parlaments zu einigen, die nationalen Interessen wirksam zu wahren, und etwaige Angriffe des Auslandes erfolgreich abzuwehren.

Der Friedensvertrag und die Creditforderung wurden darauf mit allen gegen eine (ultramontane) Stimme genehmigt.

Die erste Kammer, deren hochadliche Mitglieder ebenso wie ihre hannover'schen Standesgenossen antipreußisch waren, trat der Annahme des Vertrags und des Credites bei, begnügte sich aber mit einer patriotischen Resolution, in welcher der enge Anschluß an Preußen und die preußische Führung unerwähnt blieb: wir wünschen, daß Se. Majestät der König im Fall eines Angriffs des Auslandes auf deutsches Gebiet mit allen Kräften des Volks und des Heers diesem Angriff entgegentreten werde.

Der Landtag wurde darauf vertagt.

In Württemberg befand sich die Regierung, wie wir sahen, ganz auf demselben Standpunkte wie die bayerische, nur daß das Vertrauen auf die Sicherheit seines Staats nach Außen bei Varnbüler geringer als bei Pfordten war. Anders aber stand es um die Ansichten in der Landesvertretung. Bei der harten Eigenartigkeit und gerade wegen ihrer Vereinzelung doppelt selbstbewußten Überzeugungstreue

der schwäbischen Demokraten war hier Königgrätz und seine Folgen ebenso wirkungslos abgeglitten, wie bei Caroline Reuß und der mecklenburger Ritterschaft. Der Ausgang einer Schlacht, hieß es, kann unsere Ansicht über Recht und Unrecht nicht ändern. Deutschlands Zustand erschien ihnen zerrütteter als je. Trotz der Indemnität und des Reichswahlgesetzes blieb Bismarck in ihren Augen der freiheitsfeindliche Junker; verderblich würde es sein, aus banger Furcht vor Isolirung hastig auf den Eintritt in den norddeutschen Bund zu drängen. Jener Isolirung ließe sich abhelfen durch den engern Bund der süddeutschen Staaten mit gemeinsamer parlamentarischer Vertretung. Da aber nur ein im Innern befriedigtes Volk nach Außen stark sein könne, so sei die Hauptsache für Württemberg die Reform der Verfassung und der Verwaltung im Sinne vollkräftiger Freiheit, so wie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ohne die anderwärts damit verbundenen Lasten, eine Aufgabe, die zwar schwer, aber nicht unlösbar sei.

Diese Sätze wurden durch die zweite Kammer in einer sehr weitläufigen, mit 61 gegen 25 Stimmen angenommenen Adresse der Regierung zu Gemüthe geführt. Baron Varnbüler gab darauf am 10. October die ausweichende Erklärung, vorbereitende Mittheilungen über den Südbund seien erfolgt, eingehende Berathungen aber hätten schon wegen der Kürze der Zeit noch nicht Statt finden können. Am 16. nahm der König die Adresse huldreich entgegen und dankte für den offenen Ausdruck der Gesinnung. Auch Ihnen, sagte er, ist es nicht entgangen, daß unmittelbar nach dem Umsturz geschichtlicher Verhältnisse Württemberg der Entwicklung der neuen Gestaltungen zu folgen hat; wenn nach dem blutigen

Kampf in Deutschland der Geist aufrichtiger Versöhnung zur Herrschaft gelangt, dann dürfen wir hoffen, daß zum Wohle Europas unsere nationale Idee sich verwirklichen werde. Die innern Reformen sollten Gegenstand der sorgfältigsten Prüfung für die Krone sein.

Es ist unnöthig, den Eindruck, welchen diese Antwort auf die Kammermehrheit machte, näher zu schildern. Jede Sylbe derselben stand im Gegensatz zu ihren Wünschen, trotzdem aber bot keine einen Anlaß zu einer widerlegenden Erörterung.

Um so lebhafter aber brach in dem benachbarten Baden die nationale Gesinnung zu Tage: es zeigte sich, wie künstlich gemacht und ohne Wurzel im Lande vor vier Monaten die durch Edelsheim und dessen geistliche und weltliche Genossen bewirkte Verhetzung der Truppen gewesen war. Nachdem der Landtag am 9. October eröffnet worden, und ihm der Minister von Freydorf den preußischen Friedensvertrag zur Bestätigung vorgelegt hatte, brachte die zur Begutachtung eingesetzte Commission der zweiten Kammer am 23. den einfachen Antrag auf Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund, unter Vorbehalt der hiemit verträglichen Selbständigkeit ihrer innern Angelegenheiten. Freydorf nahm den Anlaß wahr, in der kräftigsten Form den Gedanken eines Südbundes zurückzuweisen, deutete auf die Hindernisse, welche dem sofortigen Eintritt in den Nordbund noch entgegen ständen, und mahnte, nicht unnöthig durch vorzeitiges Drängen Gefahren heraufzubeschwören. „Ich sage, unnöthig, fuhr er fort, denn es wird die Zeit kommen, in der, was jetzt mit Gefahr verbunden ist, sich durch den naturnothwendigen Gang der Dinge von selbst ergibt. Es liegt in unserer Hand, den

Eintritt dieser Zeit zu beschleunigen. Die Zeit der Einigung Gesammtdeutschlands wird, falls nicht unerwartete Ereignisse uns zu einem früheren raschen Handeln nöthigen, dann gekommen sein, wenn die süddeutschen Bevölkerungen dunkle, unbegründete Antipathien abgelegt, und eine klare Erkenntniß ihres eignen wahren Vortheils und der Grundbedingung deutscher Macht und Größe erlangt haben werden."

Dies war mehr an die Adresse der Württemberger, als der nächsten Landsleute, welche der Mahnung nicht bedurften, gerichtet. Die Kammer nahm, unter Ablehnung eines Antrags auf Verkündung der Reichsverfassung von 1849, den Commissions-Antrag mit allen gegen eilf Stimmen an. Vielleicht noch bezeichnender für die Stimmung des Landes war es, daß auch die erste Kammer auf einen durch Bluntschli erstatteten Commissionsbericht einen gleichlautenden Antrag einstimmig genehmigte, und außerdem mit allen gegen drei Stimmen beschloß, wenn der Eintritt in den norddeutschen Bund nicht sofort ausführbar sei, möge die Regierung wenigstens ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen schließen, die zur Sicherung des Landes erforderlichen Militärverträge mit Preußen einleiten, die Verwandlung des kündbaren Zollvereins in eine unkündbare und einheitliche Zollvereinigung, eine Gesammtverfassung des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens und ein für Gesammtdeutschland gemeinsames Staatsbürgerrecht herbeizuführen suchen.

So schlugen die Wogen des nationalen Einheitsdranges unaufhörlich von Links und Rechts, von Nord und Süd an Napoleon's willkürliches Machwerk, an die quer durch Deutschland gelegten Dämme der Mainlinie an. Noch waren die Südstaaten nicht Bundesglieder, aber bereits nach dem alten

Ausdruck Bundesverwandte, nach ihren Schutz- und Trutz-bündnissen mit Preußen, und nach der bereits angekündigten Neugestaltung des Zollvereins. Freydorf hatte Recht, die Naturnothwendigkeit der Dinge mußte hier sich unwiderstehlich die Bahn brechen, wenn nicht schon vorher ein unberechenbares Ereigniß die Schranken zerrisse. In wie kurzer Frist ein solches eintreten würde, vermochte damals noch niemand zu ermessen. Aber an der Gewißheit des endlichen Ergebnisses bestand auf deutschem Boden kein Zweifel mehr.

Wir dürfen es aussprechen: im Herbste des Jahres 1866 war das deutsche Reich gegründet.

Über drei Viertel seiner Landschaften waltete eine zunächst im Heerwesen thätige Regierung, geleitet durch die feste Hand König Wilhelm's, berathen durch die Vertreter der norddeutschen Fürsten, anerkannt durch alle Mächte Europas. Die Eröffnung des Parlamentes, welches gemeinschaftlich mit dieser Regierung die nähern Bestimmungen über die Grenzen der Bundesgewalt gegenüber den Einzelstaaten, sowie über die Rechte des künftigen Reichstags bei Gesetzgebung und Finanz des Bundes beschließen sollte, stand in kurzer Frist bevor. Mochten die Fortschrittsmänner im Norden und die Demokraten im Süden noch schwere Bedenken über den Ausfall des Verfassungswerkes hegen: durch den bisherigen Gang der Dinge und durch den Bundesvertrag vom 18. August waren die wesentlichen Elemente desselben unwiderruflich gesichert. Zunächst stand fest, daß die Competenz der künftigen Bundesgewalt im Allgemeinen dieselbe sein sollte, wie in der Reichsverfassung von 1849; immer aber ging die Absicht der preußischen Regierung dahin, die dort der Reichsgewalt verliehene Befugniß zu mannigfaltigen Eingriffen in die

innere Verwaltung der Einzelstaaten, erheblich einzuschränken. Für die Reichsgesetzgebung würde der Reichstag nicht aus zwei, sondern nur aus einem Hause bestehen, dieses aber nach dem 1849 erlassenen demokratischen Wahlgesetze gewählt werden. Jedes Gesetz würde der Zustimmung sowohl der Bundesregierung als des Reichstags bedürfen; von dem suspensiven Veto von 1849, wie von dem liberum veto im alten Bundestage war keine Rede mehr. Der tiefstgreifende Unterschied aber zwischen 1849 und 1866 bestand in der Gestaltung der Reichsregierung: dort ein constitutioneller Erbkaiser mit verantwortlichen Ministern, unter völliger Ausschließung der deutschen Fürsten, hier die Gesammtheit dieser Fürsten in einem dem alten Bundestage nachgebildeten Bundesrathe mit Ausschüssen für die einzelnen Verwaltungszweige, unter dem Präsidium des Königs von Preußen, welcher durch die ihm ein für alle Male übertragene Leitung der auswärtigen Politik, des Heeres und der Marine eine überragende Stellung einnahm, sonst aber im Bundesrathe, trotz einer Verstärkung seines Stimmrechts, wie jeder andere Fürst durch eine Mehrheit überstimmt werden konnte.

Einst hatte die Nationalversammlung, durch eine volksthümliche Freiheitsbewegung emporgetragen, ihr Werk mit der Zertrümmerung der alten Bundesgewalt begonnen und dann auf dem freigewordenen Boden eine monarchische Reichsregierung zu bilden versucht, wodurch sie einerseits die Fürsten auf das Tiefste verletzte, andrerseits die demokratischen Parteien zu feindlicher Stellung bestimmte. Sie hatte übersehen, wie oft in Deutschland neben einem idealen Vorwärtsstreben die feste Anhänglichkeit an die hergebrachten Lebenszustände lebendig bleibt. Die deutsche Einheit war

damals das mit schallendem Jubel begrüßte Ideal, der Particularismus aber wurzelte mit tausend Fasern in dem gewohnten realen Dasein. Die Nationalversammlung unterschätzte seine Kraft und das Maaß seines Rechts, und fand die Formel nicht, ihn mit dem großen nationalen Fortschritt zu versöhnen.

Im Gegensatz zu dem Allem war die preußische Regierung seit 1865 langsam, Schritt auf Schritt, durch die Verhältnisse gedrängt, dem Gedanken, nicht des Umsturzes, sondern der Reform des alten Bundes näher getreten. König Wilhelm fand es im Widerspruch mit der Natur der Dinge, daß im Bundestage Preußen rechtlich nicht schwerer wog als Darmstadt, und von dem österreichischen Präsidium überschattet wurde. Er beklagte die thatsächlichen Verhältnisse, welche dem einzigen Organ der nationalen Gesammtheit, dem Bundestage, jede Möglichkeit gemeinnütziger Wirksamkeit entzogen. Er war endlich entrüstet über die elende Bundeskriegsverfassung, welche den Schutz gegen Außen zu einer selbstmörderischen Täuschung machte. Er entschloß sich, für diese Übelstände Abhülfe zu schaffen, sonst aber an die Unabhängigkeit der Einzelstaaten und an die Rechte seiner Mitfürsten im Bunde nicht zu rühren. Nachdem er durch einen Siegeslauf ohne Gleichen die Quelle aller Übelstände, den Antagonismus zweier Großmächte im Bunde, aus dem Wege geräumt, beharrte er unwandelbar innerhalb der selbstgezogenen Schranken, und der Bundesvertrag vom 16. August wiederholte lediglich den preußischen Antrag vom 10. Juni. So gelang seiner Einsicht und seiner Mäßigung, was die Nationalversammlung nicht vermocht hatte: berathen von seinem großen Minister, fand er den Boden für ein stabiles Gleichgewicht des Ideals

und der Realität, der Einheit und des Sonderthums. Damit erschuf er ein Werk, zunächst von geringerem Glanze als das von 1849, aber mit allen Aussichten auf festgegründete Dauer. Die seitdem gemachten Erfahrungen haben die Weisheit seiner Grundsätze in jeder Hinsicht bestätigt.

Als in der Zeit vor den Friedensconferenzen alle Entschließungen über Deutschlands Zukunft noch flüssig und unbestimmt erschienen, sprach der Kronprinz Friedrich Wilhelm, welcher überhaupt eine höhere Machtstellung des künftigen Reichsoberhaupts als der König im Sinne trug, die Ansicht aus, sein Vater müsse die Würde eines Königs von Deutschland erhalten. Bismarck erinnerte dagegen, es gebe noch andere Könige in Deutschland, von Hannover, von Sachsen u. s. w. Diese werden dann, war die Antwort, wieder den Herzogtitel annehmen. „Aber sie werden das nicht wollen.“ Sie werden müssen, rief der hohe Herr. Nach dem weitern Verlaufe der Ereignisse gab er dieses System freilich auf, äußerte dann aber Anfang 1867, der König möge sich den deutschen Kaisertitel beilegen. Denn dem Volke gebe der Titel eines Bundespräsidenten kein ergreifendes Bild; die Erneuerung der Kaiserwürde aber werde ihm die erlangte Einheit anschaulich verkörpert zeigen, und die Erinnerung an des Reiches alte Macht und Größe alle Herzen entflammen. Der Gedanke an sich war, wie wir es erlebt haben und fortdauernd erleben, vollkommen richtig. Aber offenbar war er damals verfrüht: ein norddeutsches Kaiserthum hätte im Norden keine Begeisterung erweckt, und im Süden die Vollendung des nationalen Werkes erschwert. König Wilhelm wies den Vorschlag kurz und bestimmt zurück: in seiner schlichten Weise wollte er nichts sein, als Bundesfeldherr und der Erste

unter seines Gleichen. Er ist es auch geblieben, nachdem er vier Jahre später, bei dem Eintritt der Südstaaten, auf Bayern Antrag nach Beschluß der Fürsten und des Reichstags, die Annahme der Kaiserkrone genehmigt hatte.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 151, Zeile 7 v. unten: statt linken — lies: **rechten**

Seite 205, Zeile 7 v. oben: nach Gefangene, setze ein: **6100 Vermißte.**
